CHARAKTERBILDER DER ERD- UND VÖLKERKUNDE: MIT KURZEN ERLÄUTERNDEN...




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

S. J. Wardell.

Charakterbilder

der

Erd- und Völkerkunde.

Mit kurzen erläuternden Texten der Zeitschrift **Globus** entnommen.

Erster Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Europa.

Deutschland, Schweiz.

Ungarn, Donauländer.

Italien.

Asien.

Arabien, Persien.

Innerasien.

Indien.

China und Japan.

Asiatische Inseln.

Afrika.

Nordafrika. Sahara.

Aegypten. Nilländer.

Ostafrika.

Westafrika.

Afrikanische Inseln.

Amerika.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Mexiko.

Süd-Amerika, Brasilien.

Peru. Chile.

Argentina. Paraguay.

Oceanien.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Ausgrabungen in Pompeji.

Nach Zeichnungen von Duclère und nach Photographien.

Es ist bekannt, daß Pompeji im J. 79 n. Chr. durch den großen Ausbruch des Vesuv, an dessen Fuß die Stadt gelegen, mit den benachbarten Herculanum vollständig



Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung.

verschüttet wurde, nachdem 16 Jahre vorher der Ort von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden war. Wir beschäftigen uns hier nur mit den Verheerungen, welche die Katastrophe in Pompeji angerichtet hat und mit den Ergebnissen, zu welchen die bisherigen Ausgrabungen geführt haben.

Den Bemühungen des Königreichs Italien zur Ausgrabung der verschütteten Stadt (von 1860 an) gingen mannigfache Versuche voraus. Fast 1800

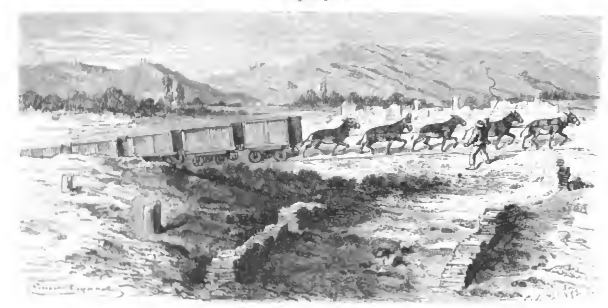
[illegible] machte [illegible] die ersten Anstrengungen, die jedoch ohne Erfolg blieben; erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts stieß man bei Gelegenheit einer unterirdischen Kanalarbeit auf Mauerreste, und 1748 fanden Weingärtner beim Graben Spuren alter Gebäude und Statuen. Die Ausgrabungsarbeiten unter König Karl III und Ferdinand VI. förderten wenig zu Tage,



Ausgrabungen.

und erst in neuester Zeit werden dieselben von der italienischen Regierung unter der Direction Fiorelli's mit nachdrücklichem Eifer betrieben.

Die Zahl der Arbeiter beläuft sich auf 700, und durch die Zweckmäßigkeit des Verfahrens gelingt es, ganze Straßen wieder bloßzulegen und so viel wie möglich die ehemalige Stadt so herzustellen wie sie war. Unsere Abbildungen (S. 1, 2) geben uns



Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji.

Scenen der Ausgrabungsarbeit; die Männer lockern mit dem Spaten den Schutt auf und eine Menge junger Mäd-



Das Forum.

chen füllt ihn in Körbe, um ihn mit der abschüssigen Eisenbahn fortzuschaffen; die leeren Wagen werden von Maulthieren zurückgebracht.



Das Haus des Lucretius.

Unter den bisher erschlossenen öffentlichen Plätzen ist in erster Reihe das **Forum** zu nennen (S. 3) mit den Ruinen des **Venustempels** (S. 4). Die Säulengänge des Forum tragen eine noch vorhandene Gallerie, auf welcher die Frauen lustwandelten; von den Monumenten durch welche die Säulenreihen unterbrochen wurden, sind nur noch Trümmer und Steinhaufen vorhanden. Die Ruinen des Tempels der **Venus** sind die schönsten Pompeji's. Sie war die Schutzgöttin der Stadt und in ihrem Heilig-

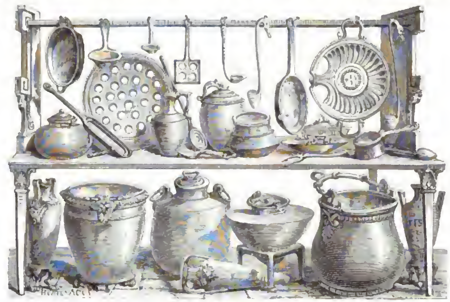


Forum. Ruinen des Tempels der Venus.



Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa.

thum wetteiferten Baukunst und Malerei um die schönsten Triumphe; 48 Säulen bildeten den geräumigen, bedeckten Umgang (Peribolos), während die Cella (das Allerheiligste, mit der Bildsäule der Göttin) von 28 Säulen umgeben wurde. Getrennt vom Venustempel steht die Basilika, welche, ursprünglich nur eine bedeckte Halle, für den Verkehr bestimmt war, später jedoch zu einer Gerichtsstätte verwendet wurde.

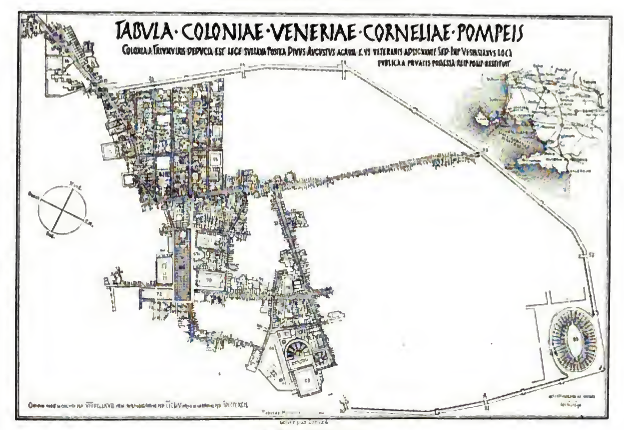


Broncene Küchengeräthschaften.



Das Tepidarium.

Pompeji hatte 8 Thore, die Abbildung (S. 11) zeigt die Ansicht des restaurirten herculanischen Thores, wie es einst ausgesehen; das nolaner Thor (S. 14) ist Ruine. Die Straßen (S. 11) waren eng und boten keinen besonders mannigfaltigen Anblick dar; die Häuser hingen mit der Straße nur durch eine Eingangsthür zusammen und hatten, meist nur im obern Stocke, kleine Fenster. Die



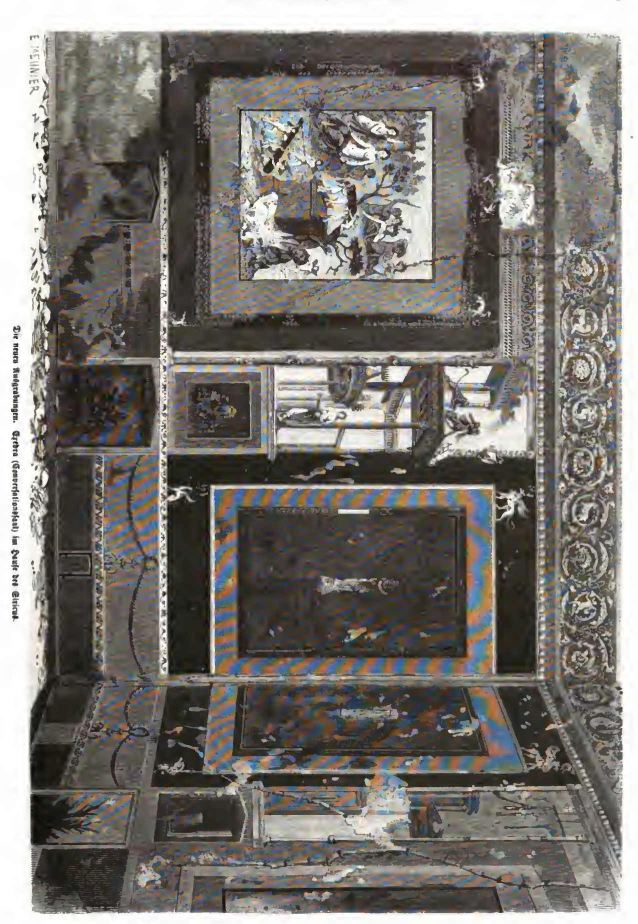
Plan der Stadt Pompeji.



Backofen mit Bröten.



Achilles, bei den Töchtern des Lykomedes, wird von Ulysses überrascht. Frescogemälde im Hause des Proculus.

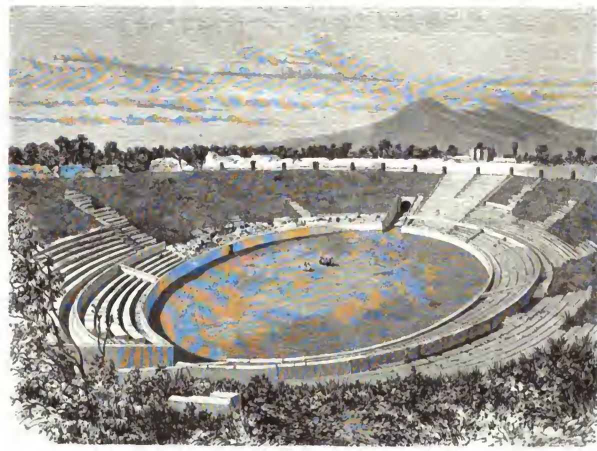


Die neuen Ausgrabungen. Exedra (Conversationssaal) im Hause des Siricus.

Fahrwege waren von Lavablöcken gepflastert, an den Seiten liefen erhöhte Gehwege, welche von den Hausbesitzern aus
verschiedenem Material angelegt und unterhalten werden mußten. Die bisherigen Ausgrabungen gewähren die
verschiedensten Einblicke in das bürgerliche und gewerbliche Treiben der Pompejaner; zahlreiche Verkaufsläden
(S. 11) befanden sich im Erdgeschoß der Häuser, die noch vorhandenen Schilde an denselben nennen uns ihre ehe-
maligen Inhaber und deren Gewerbe; in andern Häusern fand man Handwerksgeräthe, zahlreich waren die Parfümerie-
läden. Neben zwei Apotheken fand man in dem Haus eines Wundarztes nahe an 300 Stück chirurgischer Instru-



Das kleine Theater.



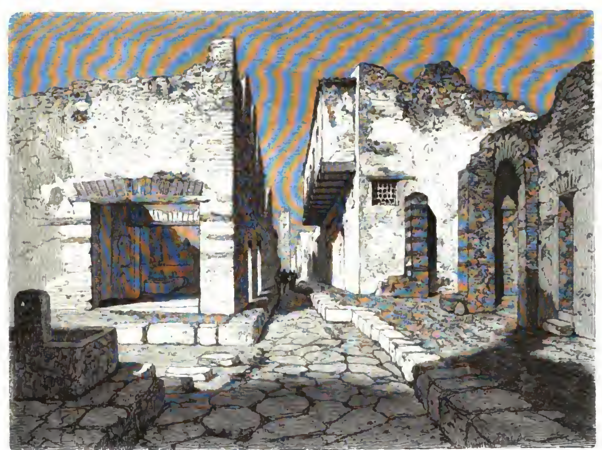
Das Amphitheater.

mente, von denen man viele für Erfindungen der neuern Zeit hielt. Der von Fiorelli zuletzt ausgegrabene Backofen



Das wieder hergestellte herculanische Thor.

(S. 7) war noch vollständig verschlossen und enthielt nicht weniger als 81 wohlerhaltene Brote; auch einen von der



Straße, Haus mit Balkon. Pflaster, Läden.

zerstörenden Asche vollständig verschont gebliebenen Brunnen hat man neuerdings gefunden und dadurch, in Widerspruch mit den bisherigen Meinungen, den Beweis, daß Pompeji nicht nur durch Wasserleitungen getränkt worden ist.

Alles deutet darauf hin, daß in dem kleinen Bürgerstaat (Rom hatte die Pompejaner für römische Bürger erklärt), soweit es für eine friedliche Landstadt angemessen war, ein reges, munteres Leben und Treiben geherrscht

haben mag. Die Bewohner trieben Handel und Gewerbe, und ihrem Fleiß war es möglich, daß bei der großen Vesuv Eruption Pompeji, welches durch das kurz vorhergehende Erdbeben bedeutend gelitten hatte, wieder in vollem Glanze stand.

Der bis jetzt aufgedeckte Theil von Pompeji hatte zwei große öffentliche Bäder, welche einen von vier Straßen umgebenen, nördlich vom Forum gelegenen Gebäude-Complex bilden.

Man hatte kalte und warme Bäder, von denen die Frauenbäder von jenen für die Männer getrennt waren. Sie waren im großen Style angelegt, trugen allen Bequemlichkeiten Rechnung und zeichneten sich durch Eleganz, sowie durch Billigkeit aus. **Unsere Abbildung** (S. 6) macht uns mit dem Tepidarium bekannt; so nannte man das Gemach, in welchem Jene sich entkleideten, welche die heißen Bäder im Caldarium gebrauchen wollten. Es war die am reichsten ausgeschmückte Abtheilung der pompejanischen Thermen.



Das Urtheil des Paris. Frescogemälde im Haus des Proculus.

Die Entdeckung Pompejis hat uns erst eine genaue Vorstellung des normalen römischen Hauses ermöglicht, es bestand aus zwei hintereinanderliegenden Hälften, von welchen der vordere Theil der Oeffentlichkeit, dem Geschäftsleben und dem allgemeinen Zutritt bestimmt war, während der hintere nur dem Familienleben diente. Von der Hausthür an der Straße folgen nacheinander die äußere

und innere Hausflur mit Vorzimmern und dergl., das Atrium, meist zum Empfangszimmer bestimmt, mit dem Tablinum, wo die Ahnenbilder und die Geschlechtstafeln der Familie sich befanden. Den Mittelpunkt der hinteren Anlagen bildete das Peristylium, ein offener säulenumgebener Hof, um welchen sich die Privatgemächer der Familie gruppirten. Das Peristyl des Hauses der Quästoren (S. 14), war eines der stattlichsten; in demselben fand man noch große Geldkisten.

Als Urbild eines vornehmen Hauses können wir jenes des Aedilen Pansa betrachten (S. 5) und uns an diesem die Einzelheiten klar machen; das Haus des Lucretius (S. 3) war nicht minder reich an Schmuck und Zierrath. Im Hintergrunde des Peristyls befand sich die Küche; einzelne Oefen, Speisekammern sind erhalten geblieben, die broncenen Küchengeräthe gleichen unsern heutigen, übertreffen aber diese an künstlerischer und geschmackvoller Arbeit (Abbildung S. 6). Auch die in großer Anzahl gefundenen Kandelaber, Schmuck- und Toiletten-Gegenstände, Lampen (S. 15 und 16) stehen auf einer hohen Stufe künstlerischen Geschmacks.



Ariadne und Bacchus. Frescogemälde im Haus des Proculus.

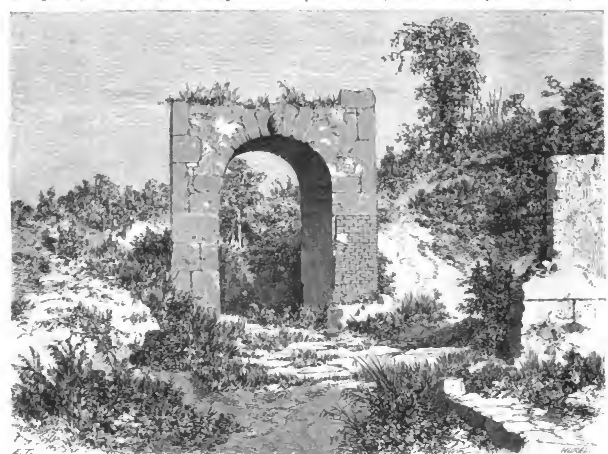
Obgleich die pompejanischen Bauten im Allgemeinen nur für den schlichten Bürger berechnet waren, so wurde doch ganz besonderer Werth auf die Ausschmückung durch die Kunst gelegt, so daß die Wandverzierungen stets Bewunderung erregen und verdienen. Die Künstler nahmen

zum Vorwurf geschichtliche, mythologische Begebenheiten, Landschaften, Jagdstücke und Kämpfe wilder Thiere, von



Peristyl des Hauses der Quästoren.

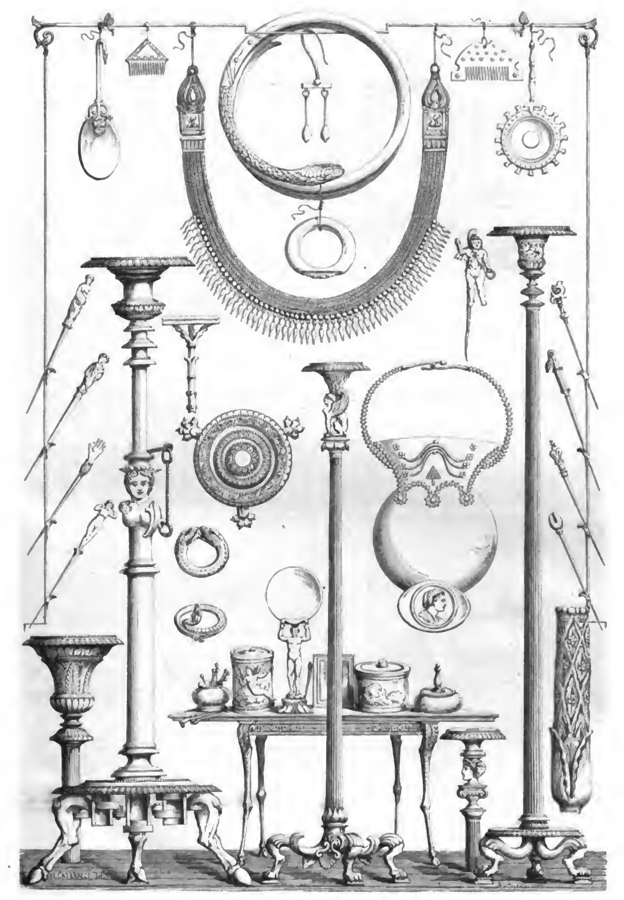
überraschender Kühnheit, — auch in der Menschendarstellung versuchten sie sich durch alle Gattungen.



Das nolaner Thor.

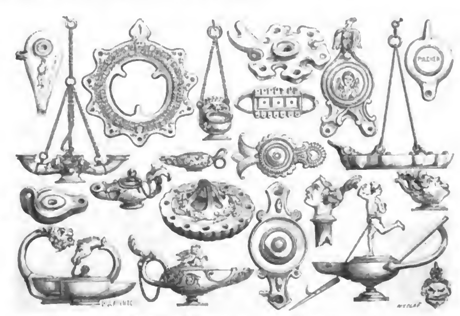
Die vorliegenden Bilder auf Seite 8, 12 und 13 zählen zu den schönsten der zahlreich aufgefundenen Frescogemälde. Die Aufstellung von Statuen, Kandelabern und dergl., wie in dem Hause des Pansa, deutet darauf hin, daß die Bildhauerkunst reich vertreten war: fand man doch in dem Hause eines Farbenhändlers die Gerippe von 14 Bildhauern, die mitten in ihrer Arbeit von dem Feuertod überrascht worden waren. Auch die Exedra (Unterhaltungssaal) im Hause des Siricus (S. 9) zeigt reichen künstlerischen Schmuck.

Pompeji hatte zwei Theater, ein größeres und ein



Pompejanische Kandelaber; Schmuck- und Toilettengegenstände.

kleineres, wovon das eine für die Darstellung von Tragödien bestimmt war, das andere für Lustspiele. Das kleinere


Pompejanische Lampen aus Terra cotta und Broncen.

ist restaurirt worden, an dieses schloß sich die Kaserne der Gladiatoren.


Gypsabgüsse pompejanischer Leichen aus Aschenformen.

Ein Blick auf den Plan (S. 7) ergibt, wie wenig bisher von dem alten Pompeji wieder zu Tage gebracht worden ist; der weiße Raum zeigt, was noch zu thun übrig bleibt.

Seitdem in Pompeji Ausgrabungen veranstaltet werden, hat man 600 Menschengerippe zu Tage gefördert, welche, in den verschiedensten Stellungen, ein ergreifendes Bild jener Katastrophe vom Jahre 79 darbieten.

Bilder aus Serbien.

Originalzeichnungen von F. Kanitz.

Der serbische Volksstamm zeichnet sich vor den übrigen der Süddonauländer und namentlich vor seinen rumänischen und bulgarischen Nachbarn vortheilhaft aus. Er besitzt Kraft und Ursprünglichkeit und ist jenen in geistiger Beziehung weit überlegen. Trotzdem kann die Kulturstufe der Serben nur als eine geringe bezeichnet werden. Zwischen meist uncivilisirten Völkern eingekeilt und ohne genügende Verkehrsmittel, fehlen die Bildung vermittelnden Impulse, welche der häufige Verkehr mit gesitteten Nationen gibt. Vor allem ist es aber die vierhundertjährige Türkenherrschaft, die nicht nur die geringe Stufe geistiger Bildung verschuldete, sondern auch die äußere Kultur des Landes auf einen so verwahrlosten Standpunkt geführt hat.

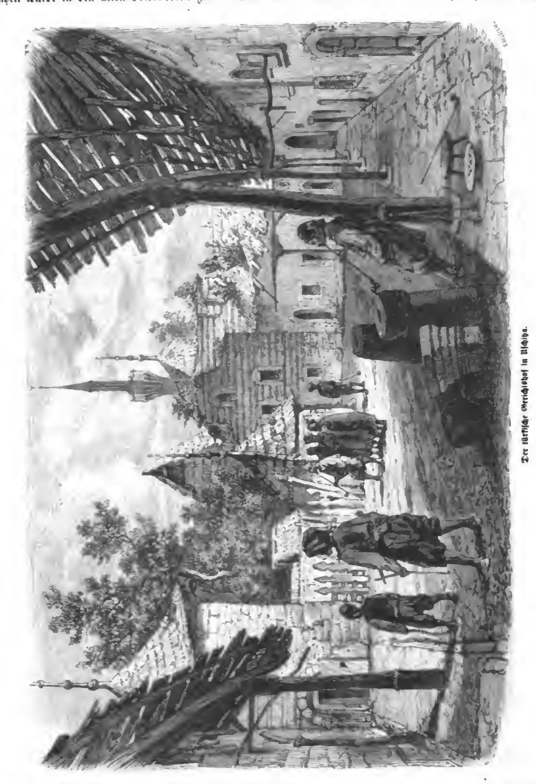
Der natürliche Reichthum des Landes ist der Wald, bei dem Mangel aller Forstkultur jedoch ganz der Verwüstung preisgegeben; seine ungeheuren Strecken werden nur durch unübersehbare Kukuruz-(Mais-)Felder unterbrochen. Die Kennzeichen einer erhöhten Landeskultur, die Gärtnerei und der Ackerbau, sind nur ausnahmsweise zu finden und auch in der Weinproduktion steht Serbien noch sehr gegen Slavonien und Ungarn zurück.



Die letzte türkische Gerichtsverhandlung in Uschiza.

Seit der Niederlage auf dem Amselfelde — Kossowo — 1389, war Serbien Bestandtheil des türkischen Reichs, in welchem unter dem Titel Despoten nur dem Namen nach eigene Fürsten regierten. Die Herrschaft Oesterreichs, — vom Passarowitzer Frieden an (1718), war nur vorübergehend; denn schon 1739 kam Serbien wieder

unter das harte türkische Joch. Der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit war jedoch nicht erloschen und die Erinnerung an die Heldenthaten der glorreichen Vergangenheit wurde in den alten Volksliedern genährt und



Der türkische Gerichtshof in Nischa.

in lebendiger Frische erhalten, bis endlich der Heldengeist der Serben wieder erwachte und unter Tscherni Georg das ganze Land gegen den verhaßten Unterdrücker zu den Waffen griff. Georg erstürmte 1806 Belgrad und vernichtete auf eine Zeitlang die türkische Herrschaft. Als aber im folgenden Jahre Rußland, welches die Serben mit einem Hülfscorps unterstützt hatte, seine Truppen wieder zurückzog, brachen die Türken abermals mit Uebermacht in Serbien ein und richteten ein furchtbares Blutbad an. So war das Land wiederum unterjocht; Tscherni Georg floh mit andern nach Oesterreich und die Früchte der früheren serbischen Siege waren verloren.

Da stellte sich 1815 Milosch Obrenowitsch, ein Mann von geringer Abkunft, an die Spitze der Verzweifelten und befreite neuerdings sein Vaterland. Milosch wurde 1817 zum Oberhaupt erwählt und Rußland nahm die

Rechte der Serben in den Traktat von Akjerman und später in den Friedensschluß von Adrianopel auf. Dadurch mußten die Türken den Serben alle Städte einräumen und dem Sultan blieb nur das Recht übrig, die Festungen Belgrad, Uschitza, Tjupria, Semendria, Schabaz und Palanka mit Garnisonen zu besetzen. So waren die von den Türken bewohnten Orte und Stadttheile der Verödung und dem Verfall preisgegeben. Einen solchen Stadttheil stellt unser Bild auf Seite 19 dar.



Die Prinz Eugen-Ruine im verlassenen Türkenstadttheile Belgrads.

Die mit Klugheit geführte Regierung Milosch's wurde

durch mannigfache unruhige Vorgänge unterbrochen, doch ist neuerdings das Reformwerk durch Fürst Michael III. (seit 1860) nach Kräften wieder aufgenommen. —

Die Serben bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche und haben wie die Russen den alten julianischen Kalender im Gebrauch. In ihrem Kultus finden sich



Die Bergfeste Usch-ya in Serbien.

mannigfache Anklänge aus dem Heidenthum und Erinnerungen an die türkischen Gebräuche; unter ihren Kirchen und zahlreichen Klöstern sind sehr beachtenswerthe Denkmäler der byzantinischen Baukunst aus dem 14. Jahrhundert. Während bei den Serben, durch den großen Haß gegen die Türken, ein Uebertritt zum Islam nicht stattfinden kann, gehört der Abfall vom Christenthum im benachbarten Bosnien, wo die Christen unterdrückt sind, nicht zu den Seltenheiten. Die Typen serbischer Türken bringt unsere Abbildung (Seite 22).

Die technische Kultur, das Handwerk und der Gewerbfleiß, sind in Serbien noch sehr zurück; es ist dem deutschen Element vorbehalten, den Kern eines künftigen Bürgerthums zu bilden, und gegen dieses hat der Serbe durchaus nicht jene Abneigung, welche bei andern slavischen Völkern zu finden ist. So hat sich bereits in Belgrad eine deutsche protestantische Gemeinde gebildet.

Der Handel Serbiens besteht nicht aus Fabrikaten, sondern aus Rohprodukten (Häuten, Schaffellen, Bau- und Nutzholz, Pelzwaaren) und ist nicht unbedeutend;

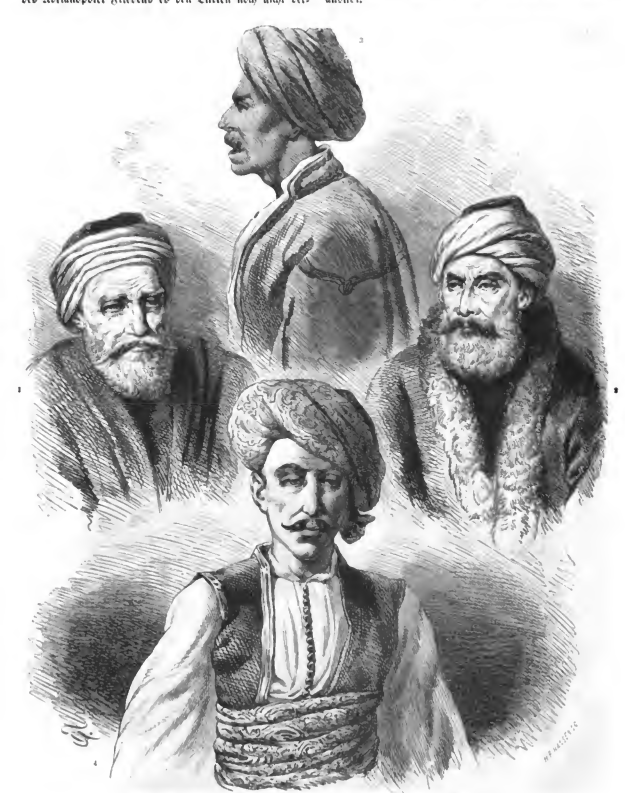
die serbischen Kaufleute sind in den untern Donauländern weithin verbreitet. An Verkehrsstraßen ist Serbien arm; die Hauptstraße ist die von Wien nach Constantinopel führende, welche den Handel beider Kaiserreiche vermittelt. Die Handelswege werden durch Kara-ulen, d. h. Wachthäuser, geschützt, welche zur Sicherheit namentlich in menschenleeren Gegenden angebracht sind. Der in der Kara-ula (Abbildung Seite 23) sitzende Wehrmann hat das beliebte serbische Nationalinstrument, die „Gusle", zur Seite, welche den sehr gern singenden Serben zur Begleitung ihrer Lieder dient. Der hohle hölzerne Leib der Gusle ist mit einem feinen Lammfell bespannt und mit einer einzigen aus 8 oder 10 Pferdehaaren bestehenden Saite bezogen. —

Zu den schönsten und interessantesten Gegenden des heutigen Serbiens gehört das Thal der oberen Morawa, dem Hauptfluß von Serbien, welches sich von der Stadt Tschatschak aufwärts gegen Uschitza hinzieht und sich durch Fruchtbarkeit und Kultur auszeichnet. Uschitza (Abbildung S. 20) mit seiner großartigen Umgebung gewährt einen überraschenden Eindruck durch seine seltsame Lage zwischen kolossalen, wilden Felsmassen; im Vordergrunde fließt die Djettinja. Uschitza (mit etwa 3500 Einw.) ist der Hauptverbindungsort zwischen Serbien und Bosnien



Weigerung der Türken, Sokol zu verlassen.

und wird namentlich von Kaufleuten und auch einigen deutschen Handwerkern bewohnt. Als die Bedingungen des Adrianopoler Friedens es den Türken noch nicht verwehrten, serbische Städte zu bewohnen, hatten dieselben zur Leitung ihrer Gerichtspflege auch in Uschitza einen Gerichtshof, welcher aber mit den serbischen Rechtsangelegenheiten nichts zu thun hatte. Unsere Abbildungen Seite 17 und 18 haben darauf Bezug; erstere zeigt, wie der Musselim zum letzten Male sein Amt ausübt.



Typen serbischer Türken. 1 und 2 Osmanli in Serbien. 3 und 4 Türken serbischer Abstammung.

Die Sitten und Gebräuche der Serben sind meist sehr alten Ursprungs und haben daher etwas Patriarchalisches; die Gastfreundschaft ist die schönste Blume der serbischen Tugenden.

Serbien war schon unter den Römern ein Kulturland mit zahlreichen Städten, Burgen und Kolonien, welche beim Einbruch der Barbaren vernichtet worden sind. Die Ruinen sind großartig und imponirend, unweit Gladowa stand die berühmte Trajansbrücke, welche eine Länge von 3300 Fuß hatte; an der Stelle von Belgrad befand sich das alte Singidunum. — Die serbischen Gebirgsketten (die höchsten 4000 Fuß) durchkreuzen das Land nach verschiedenen Richtungen und sind die Verbindung der Karpathen mit dem Balkan; der Bergbau liegt darnieder.

Im Jahre 1830 hatte das befreite Serbien nur einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen, in diesem Jahre aber wurden unter großem Widerwillen der Türken noch sechs fruchtbare Bezirke dem Fürstenthume einverleibt, mit welchem Widerstand zeigt das Bild Seite 20, die Empörung in Sokol vorstellend. Nach den neuesten statistischen Angaben zählt Serbien jetzt 800 Quadratmeilen und etwa 1,100,000 Einwohner, mit Einschluß der Fremden und Zigeuner.



Serbische Kara-ula in der Drina.

Antis-Indianer in Peru.

Nach Zeichnungen von Paul Marcoy.

Das Gebiet des gewaltigen Amazonenstroms umfaßt eine Waldregion, deren Flächeninhalt jene Deutschlands mindestens um das Fünffache übertrifft. Keine andere Gegend auf dem Erdball hat auch nur annähernd eine solche Urwaldsfülle und eine solche Mannigfaltigkeit im Pflanzenwuchs. Aber in allen diesen Wäldern und auf den großen grasbewachsenen Ebenen wohnt kein Volk. Die Städte oder Ansiedlungen weißer Menschen und der halbcivilisirten Mischlinge oder Indianer liegen, allemal in weiter Entfernung von einander, am Ufer des Hauptstroms und einiger Nebenflüsse; alles Andere ist Wildniß und Barbarei der trostlosesten Art, rohen Indianerhorden preisgegeben, von denen sogar manche Menschen fressen.

Die Campas- oder Antis-Indianer wohnen am Ucayale, einem Nebenfluß des Amazonas, mit ihnen kommen die weißen Menschen mehrfach in Berührung, weil die Mission Sarayacu, welche an diesem Flusse liegt, einen Sammelpunkt bildet, wo sehr verschiedene Stämme sich einfinden, um gegen Landeserzeugnisse europäische Waaren einzutauschen.

Während noch vor hundert Jahren von dem Volk der Antis 10 oder 12 Stämme in friedlichem Verkehr mit einander lebten, sind sie jetzt bis zu einem Stamm zusammengeschmolzen und während ihre Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert tapfer, ja grausam waren, zeichnen sich die heutigen durch ein düsteres und gedrücktes Wesen aus.

Der Antis hat durchgängig einen mittlern Wuchs, und die einzelnen Theile des Körpers stehen in richtigem Verhältnisse, die Formen sind zierlich, schlank, gerundet, und die Muskeln mit Fett überzogen. Beide Geschlechter bemalen sich die Wangen und oft auch die Gesichtsgegend unter den Augen mit Rocou roth und bepinseln andere Körpertheile, namentlich jene, welche der Luft ausgesetzt sind, schwarz mit Genipa; aber sie thun es nicht, um sich durch



Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru.



Gesichtsformen der Antis.

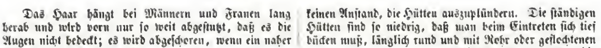
Auftragen der Farbe gegen die Stiche der Mücken zu schützen. Sie bepinseln sich, um ihre — Schönheit zu erhöhen. (Bild S. 25.)

Die Kleidung der Antis (s. Abbildung S. 24) besteht für beide Geschlechter aus einem sackartigen Rock, Tsangarintschi, welcher von den Frauen gewoben wird; diese weben auch Umhängetaschen in Form von Körben, in welchen die Männer ihre Habseligkeiten mit sich führen. Zu diesen gehören Kämme, welche aus den Stacheldornen der Chondapalme bereitet werden, ein Teig, den sie aus Rocou bereiten, und der ihnen die rothe Farbe liefert, die Hälfte eines Genipaapfels (Huitosch) zum Schwarzfärben, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, welche aus den beiden Klappen einer Muschel besteht, und eine Schnupftabaksdose. Diese besteht aus dem Schalengehäuse einer großen Schnirkelschnecke, die mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft wird. Die Antis zerreiben den grünen Tabak zu einem feinen Pulver und schnupfen ihn vermittelst eines Instruments, das sie aus zwei kleinen Binsenröhren oder Affenknochen verfertigen; es bildet einen spitzen Winkel. Das ist der kleine Schnupfapparat, und vermittelst desselben kann jeder ohne Beihülfe seine Prise nehmen; es gibt aber noch einen großen Apparat, und bei Anwendung desselben muß Jemand zu Hülfe genommen werden, der erst die eine und dann die andere Röhre an das Nasenloch hält und den Tabak hineinbläst. Unser Bild (Seite 27) zeigt, wie man dabei verfährt.

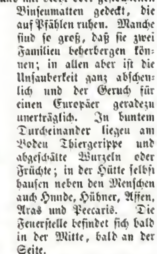


Antis-Indianer.

Waffen und Geräthschaften der Antis.



Das Haar hängt bei Männern und Frauen lang herab und wird vorn nur so weit abgestutzt, daß es die Augen nicht bedeckt; es wird abgeschoren, wenn ein naher Verwandter gestorben ist. Gold und edle Steine werden nicht als Schmuck verwandt; dagegen spielt ein Stück Silbers eine wichtige Rolle beim Putz. Sie nehmen eine Silbermünze, etwa einen Real, klopfen denselben zwischen ein paar Steinen so dünn als möglich, bohren ein Loch hindurch und befestigen ihn am Nasenknorpel (siehe die Abbild.). Außerdem haben sie Halsbänder von Glasperlen und verschiedenen Pflanzenkörpern, Bälge von Vögeln mit glänzendem Gefieder, Schnäbel des Tukan (Pfeffervogels), Tapirklauen und Hülsen der Vanille. Das Alles hängt in Troddeln an ihnen herum, über Brust und Nacken und auch an der Umhängetasche.



Antis-Indianer.

Die Wohnungen der Antis stehen fast immer etwas landeinwärts, an Nebengewässern der Hauptflüsse, und zwar so, daß sie von dichtem Baumwuchs verdeckt werden und nicht sofort ins Auge fallen. Denn die feindlichen Chontaquiros schiffen oft stromauf und stromab und nehmen keinen Anstand, die Hütten auszuplündern. Die ständigen Hütten sind so niedrig, daß man beim Eintreten sich tief bücken muß, länglich rund und mit Rohr oder geflochtenen Binsenmatten gedeckt, die auf Pfählen ruhen. Manche sind so groß, daß sie zwei Familien beherbergen können; in allen aber ist die Unsauberkeit ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer geradezu unerträglich. In buntem Durcheinander liegen am Boden Thiergerippe und abgeschälte Wurzeln oder Früchte; in der Hütte selbst hausen neben den Menschen auch Hunde, Hühner, Affen, Aras und Peccaris. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite.

Die Männer sind Jäger oder Fischer, in der Regel beides zugleich; dabei kräftige Ruderer, mit Muth und Gewandtheit befahren sie die sehr reißenden Gewässer und lenken ihre Piroguen durch die gefährlichste Stromschnelle (S. 28); zu Hause leben sie ganz müßig und trinken Chicha, welche sie aus Manickwurzeln bereiten. Als Waffen haben sie Keulen, Bogen und Pfeile, und der letzteren bedienen sie sich auch beim Fischfang. Das Töpfergeschirr ist von plumper



Wie die Antis Tabak schnupfen.

Arbeit, manche Hausgeräthe stammen aus dem Thierreich, z. B. Löffel und Becken aus Affenschädeln.

helfen beim Weben, beim Bereiten der Speise und der Chicha. Das ist die Erziehung.



Antis-Indianer in einer Stromschnelle.

Von einem Gemeindeverband ist keine Spur zu bemerken, jede Familie lebt vereinzelt und ein Häuptling wird nur in Kriegszeiten gewählt.

Die Medicinmänner schreiben sich übernatürliche Kräfte zu und beuten die Beschränktheit ihrer Nebenmenschen aus. Leichen werden in einen Sack gesteckt und in den Fluß



Antis an den Stromschnellen im Quillabamba Santa Ana.

Die Frau hat bei den Antis eine sehr untergeordnete Stellung, das Kind wächst auf, mit dem fünften Jahr lernt es schwimmen und Pfeile schießen, die Mädchen

geworfen. Sobald das geschehen ist, reißt man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, nimmt die Asche vom Herd, verstreut sie in alle vier Winde,

zerstört Alles, was auf dem Acker wächst, haut die Bäume um, welche der Verstorbene gepflanzt hat, und brennt die Hütte nieder. Die ganze Stelle gilt von nun an für unrein, Niemand mag sie betreten, und bald ist sie von Pflanzenwuchs überwuchert. So bleibt nichts von dem Menschen oder seinen Werken übrig.

Vater und Mutter werden in vorgerückten Jahren von den Kindern sehr schlecht behandelt und gleichsam für nichts tönig und traurig, die einzigen musikalischen Werkzeuge sind eine Flöte und eine Trommel.

Das Jahr wird nach Monden eingetheilt, die Jahreszeit nach der Baumblüthe. Ueber die Zahl der Finger an den Händen und der Zehen an den Füßen können sie nicht zählen. Es wird behauptet, daß von Zwillingen der zuletzt geborene lebendig begraben werde, weil er ein Kind des bösen Geistes sei, und daß auch Leichenverbrennung



Eine Antis-Familie auf einem Floß.

geachtet. Sie müssen Wasser und Holz tragen, das Feuer schüren und Pfeile verfertigen.

Ihre Religion ist ein buntes Gewirr von allerlei rohen Vorstellungen, unter denen Belohnung und Bestrafung nach dem Tode eine große Rolle spielen. Der Gute und Gerechte wird in einen Tiger, Tapir oder Affen verwandelt, der Böse in ein Kriechthier oder in einen Papagei.

Ihre sehr weiche Sprache wird mit dumpfem Tone ungemein schnell geredet, immer in derselben gleichmäßigen Weise, nie tiefer oder höher. Die Gesänge lauten ein- vorkomme. Wenn zwei Männer in Zank gerathen, fangen die Weiber zu weinen und zu heulen an, aber Niemand mischt sich in den Streit. Sie kennen den Faustschlag nicht, sondern packen einander bei den Haaren oder Armen und reißen sich zu Boden. Uebrigens sind sie unter sich gastfrei, haben aber keine Feste und Tänze.

Die Gesammtzahl der Antis beträgt jetzt keine tausend Köpfe mehr, und ihr Absterben nimmt einen so raschen Fortgang, daß vielleicht im Anbeginn des neuen Jahrhunderts auch von diesem Stamme keine Seele mehr auf Erden sein wird.

Chinesische Strafrechtspflege.

Das chinesische Strafrecht nimmt weder auf das Ehrgefühl, noch die Eigenliebe oder auch nur auf das Eigen-Interesse des Menschen Rücksicht; es sieht in ihm nur ein für leibliche Schmerzen empfängliches Wesen. Das Bambusrohr spielt die Hauptrolle, und der Angeklagte oder Schuldige erhält, je nach Befund der Sache, 10 bis 200 Hiebe.


Strafe des Halsblocks.

Andere Strafen sind das Halseisen, der Pranger und die Einsperrung. In früheren Zeiten gab es eine große Zahl verschiedener Todesstrafen; z. B. auch die Zerhackung des Körpers in einzelne Theile, jetzt sind aber nur noch drei im allgemeinen Gebrauche. Die Erwürgung vermittelst einer seidenen Schnur, welche von zwei Henkern voll-


Chinesische Gerichtssitzung.

zogen wird, die Enthauptung, öffentlich und an einem ganzen Rudel von Verbrechern stattfindend und die Messerstrafe, welche Hochverräther, Vatermörder und Blutschänder trifft.



Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt.



Die Strafe der Körperzerstückelung.

In China bekommt ein Richter dafür, daß er sich geirrt hat, eine tüchtige Portion Prügel; ein niederer Beamter kann unter Umständen mit dem Tode bestraft werden, lediglich deshalb, weil ein Brief nicht ganz vorschriftsmäßig zugesiegelt worden ist. Wird ein Amtssiegel ungehörig aufgedruckt oder verkehrt gestellt, dann bekommen alle Beamten, welche für die Aufdrückung des Siegels verantwortlich sind, 80 Hiebe mit dem Bambusrohr.

Die Turkomanen in Mittelasien.

Nach Zeichnungen von H. Vambery.

Unsere Bilder führen uns in ein Gebiet, welches bis in die neueste Zeit zu den am wenigsten bekannten Ländern Asiens gehört.

Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts der gewaltige Mongolenherrscher Timur die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, war es der Spanier Don Ruy Gonzales de

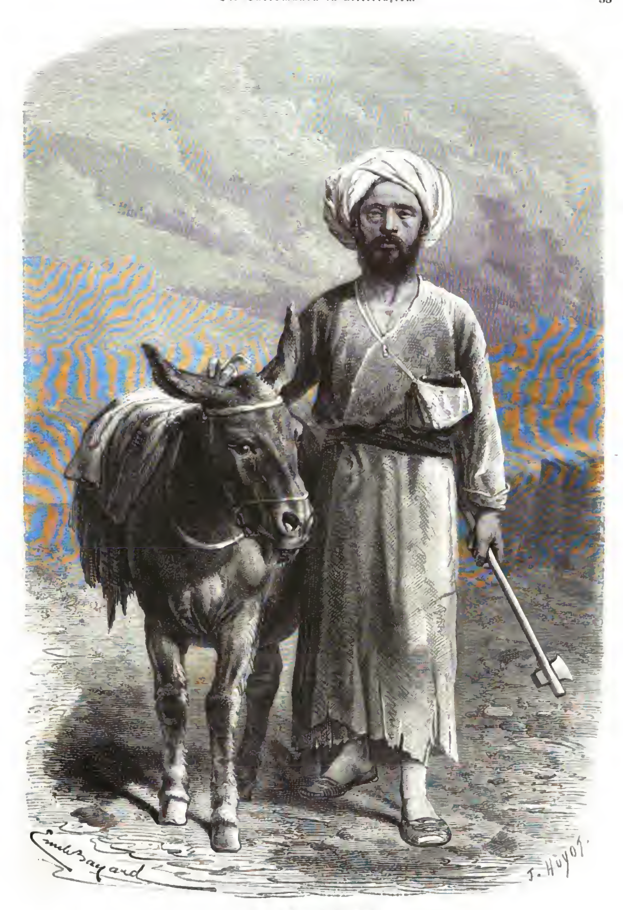


Eine junge Turkomanin im Putz.

Clavijo, welcher, einer Gesandtschaft König Heinrich III. von Castilien an den Gewaltigen angehörend, die erste Kunde über die Städte Buchara und Samarkand verbreitete. Damals stand Samarkand in seiner höchsten Blüthe, aber es ist ihm dasselbe Schicksal zu Theil geworden, welches so viele andere Städte des Morgenlandes heimgesucht hat; zeitweiligem Glanze folgte der Verfall. Aber noch heute zeugen großartige Baudenkmäler, welche der Zerstörung entgangen sind, von der großen Zeit.

Vier Jahrhunderte lang ist dann kein gebildeter Europäer dorthin gekommen, erst in unserm Jahrhundert ist die Kenntniß des Landes erweitert worden.

1841 hatte der Chan von Buchara die russische Regierung gebeten, ihm einige Bergleute zu senden, welche die goldreichen Gegenden seines Landes näher untersuchen sollten. In der Expedition, welche Rußland dahin ausrüstete, befand sich auch der Deutsche Alexander Lehmann; ihm verdanken wir sehr eingehende Schilderungen über die Denkmäler und Bewohner von Samarkand (Usbeken, Perser, Tadschicks, Bucharen, Sarten, Nogaver, Indier und



Hermann Vambery als Derwisch.

Juden) und über das schöne, von Europäern noch nie betretene Gebirgsland.

Samarkand und Buchara liegen am Särafschan, dieser durchströmt von seiner Quelle bis über Samarkand hinaus ein Längenthal, das von den westlichen Ausläufern des Thianschan, Himmelsgebirgs, eingeschlossen ist.

In ältester Zeit und nach Alexander dem Großen hieß die Stadt bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar kam und den Islam brachte, wurde sie als Samarkand „ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit" und Residenz des Herrschergeschlechts der Häuser aus einem Fachwerk von dünnen krummen Balken und Luftziegeln, oft aber auch nur aus Lehm gebaut, aber im Innern manchmal recht hübsch und wohnlich. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu, und die Gitter werden im Winter mit Papier überklebt; die Dächer sind flach. Die Gassen sind so eng, daß nur eben ein beladenes Kameel hindurch kann, auf den beiden Hauptstraßen können aber zwei Kameele neben einander gehen.

In der Stadt zieht man Maulbeerbäume und Pyramidenpappeln des Schattens wegen; die Teiche, Chans, sind mit Weiden und Blumenpflanzen umgeben. Dort



Turkomanischer Räuberhauptmann.

Samaniden, 843 bis 1000 n. Chr. Im Jahre 1219 wurde sie von Dschingischan erobert; er war in Samarkand mit mehr als 100,000 Mann und hatte 100 Elephanten; und wieder nach Ablauf von beinahe zwei Jahrhunderten kam Timur. Er erhob die Stadt zur Kapitale seines großen Reiches und schmückte sie mit prachtvollen Bauwerken. Aber die heutigen Herrscher, das Volk der Usbeken, schreiten gefühllos an den Denkmälern ehemaliger Größe vorüber und sehen stumpfsinnig zu, wie dieselben mehr und mehr in Schutt verfallen.

Mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude sind alle versammeln sich gegen Abend die Leute, um Waschungen vorzunehmen, Tagesneuigkeiten zu besprechen oder einem Deklamator zuzuhören; wenn aber der Küster vom Minaret zum Abendgebet gerufen hat, gehen alle nach Hause, und die Straßen werden öde.

Der Palast Emirs ist zwar in manchen Theilen schon verfallen, aber die Gläubigen ziehen dorthin um zu beten. Die große Moschee und Timurs Grabstätte gehören zu den am besten erhaltenen Denkmälern.

Nach Lehmann war es der Ungar Arminius Vambery, welcher im Jahre 1863 das Land der Turkomanen

besuchte. Dieser kühne und unternehmende Mann ist ganz allein und mit schwachen Hülfsmitteln (Sprachstudien waren sein Hauptzweck) vom Bosporus nach Teheran in Persien gezogen und hat dann eine an Gefahren und Beschwerden reiche Wanderung durch die turkomanische Wüste nach Chiwa im Süden des Aralsees gewagt und ist dann weiter nach Osten hin bis Buchara und Samarkand gegangen.

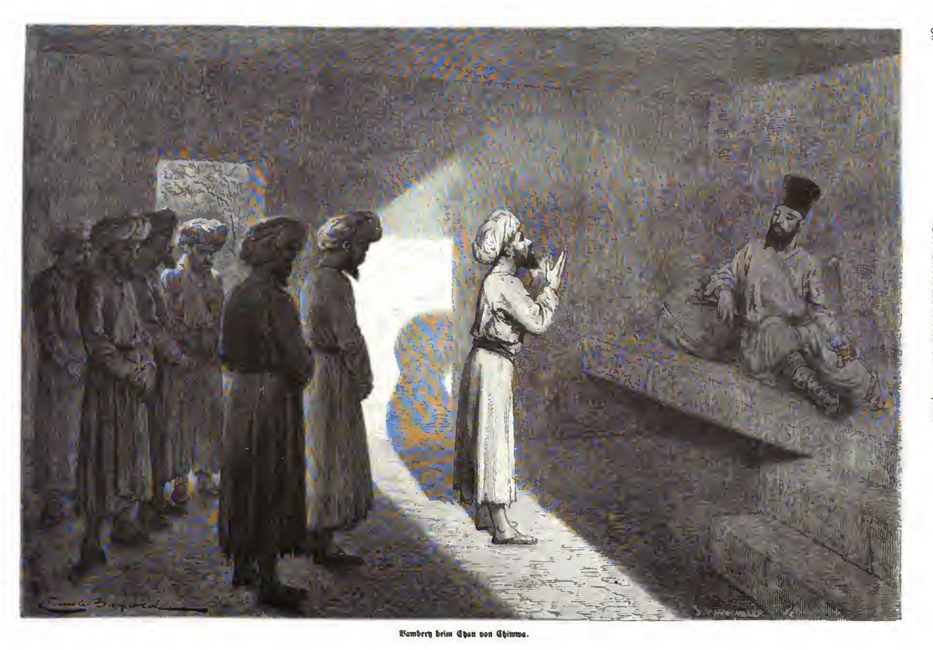
Mit zwanzig und etlichen zerlumpten tatarischen Pilgern, welche von Mekka kommend auf der Heimreise begriffen waren, hat er die Wanderung vollbracht, unter dem Vorwande, er sei Muselmann und von dem Wunsche durchdrungen, den Born unverfälscht gebliebener islamitischer Tugend zu sehen und die Heiligen von Chiwa, Buchara und Samarkand zu besuchen.

In Chiwa hatte Vambery, als rechtgläubiger Derwisch, die Ehre, dem Herrscher des Landes seine Aufwartung zu machen und wurde vortrefflich aufgenommen. Er war dort Zeuge von Auftritten grauenvoller Barbarei, wegen welcher jenes Land selbst in Asien berüchtigt ist. Die Sitten sind rauh und der Religionseifer des Chans reißt diesen zu den größten Grausamkeiten. Ein Mann, welcher die Ehe gebrochen, wird gehängt, die Frau nahe am Galgen bis zur Brust in die Erde eingegraben und gesteinigt. Die Bilder Seite 37 und 39 führen uns Scenen ihrer Grausamkeit vor. Unter dem Zelt eines jeden Turkomanen erklingt das Kettengerassel eines Sklaven. —

Das Land der Turkomanen nimmt in Mittelasien einen ausgedehnten Raum ein, vom Kaspischen Meer im Westen bis nach Buchara im Osten; im Süden bildet das persische Chorrassan und die von den Afghanen unterworfenen turkistanischen Chanate die Grenze. Sie sind recht eigentlich ein Volk der Wüste und niemals zu einer Gesammtnation vereinigt gewesen. Sie zerfallen in Khalks oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, Taife, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, Tire, eingetheilt sind. Die bedeutendsten sind: die Tschandor mit 12,000 Zelten; die Ersari mit 50,000 Zelten; die Alieli mit 3000 Zelten; die Kara mit 1500 Zelten; die Salor mit 8000 Zelten; die Sarik mit 10,000 Zelten; die Tekke mit 60,000 Zelten; die Göklen mit 12,000 Zelten; die Yomut mit 40,000 Zelten; zusammen 196,500 Zelte. Rechnet man auf jedes derselben fünf Personen, so erhält man die Summe von 982,000 Seelen. Eigenthümlich



Tatarischer Pilger.



Vambery beim Chan von Chiwa.



Bestrafung von Ehebrechern.

erscheint, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet und daß Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Es gibt nichts dergleichen wie den Akszakal der Türken oder den Scheich der Araber. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moralität sind unter ihnen seltener als unter anderen mohammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb", Gewohnheit oder Brauch, regiert, und die Religion hat nur einen geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, was besonders für scheidet. Die Raubzüge oder Alamane sind ihm Hauptsache, und die Einleitung dazu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stelldichein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überrumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. In seinem häuslichen Leben ist der



Eine Hofsklavin in Buchara.

Persien als ein Glück angesehen werden muß; eine Vereinigung der kriegerischen Stämme würde für dieses Land sehr verhängnißvoll sein; aber selbst so fürchten sie Persien nicht, während ihnen die russische Macht Respekt einflößt. An ihrem Stamme halten sie ungemein treu, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Taife und Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und Größe ihrer Horde.

Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen und durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Central-Asiens unter-

Turkomane sehr gleichgültig, theilnahmlos. In den Abendstunden horcht er auf die Mährchen und Gesänge der Bakhschi oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor 80 Jahren gestorbenen Nationalpoeten Makhdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Central-Asiens kaum gefunden werden. So muß die von Kopf bis zu Fuß verschleierte Braut mit dem Bräutigam vor der Hochzeit ein Wettrennen abhalten.

Die Zeit, wann die Turkomanen ihr ursprüngliches Land verließen, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Einige waren bereits in den östlichen Theilen der Wüste diesseits des Oxus zur Zeit der arabischen Occupation angesiedelt; andere nahmen ihr jetziges Land zur Zeit des Tschingischan und Timor in Besitz. Die letzte Erhebung der Turkomanen geschah unter Nadir Schah und Aga Mehemed Khan, die mit Hilfe der Afghanen im Beginn des letzten Jahrhunderts Asien aus seinen Schlummer aufrüttelten. Sie sind wohl das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der südlichen Hochlande von Turkistan.



Brunnen in der Wüste zwischen Samarkand und Karschi.



Ein persischer Sklav bei den Turkomanen.



Vambery's Karawane setzt über den Murgab.

Streifzüge auf der Insel Java.

Nach Zeichnungen von de Molins.

Die weltberühmte Sundastraße, welche Sumatra von Java trennt, wird wegen der üppigen Fülle des tropischen Pflanzenwuchses ihrer Gestade an Schönheit kaum übertroffen.

Im Wasser schwimmen unzählige Mollusken, Bananenstämme, Früchte verschiedener Art, und auf treibendem Holze singen kleine graue Vögel. Da liegt die Prinzeninsel, die Küste von Sumatra, das vulkanische Eiland Krokotoa mit seinem zuckerhutförmigen Berge, aus welchem eine Rauchsäule emporsteigt. Die ganze Küste ist mit saftigem Grün überzogen, Kokospalmen, Bambus und Bananen spiegeln sich in der See, und die Sonne übergießt mit ihrem Gold eine entzückende Landschaft, wie sie die nordischen Klimate nicht kennen.

Dem Reisenden, welcher, aus dem Indischen Ocean kommend, diese Sundainsel erblickt, zeigt sich an der Küste ein reiches, überraschend mannigfaltiges Leben.

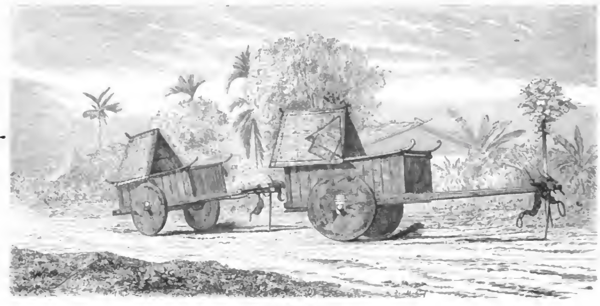
Da kommen von der javanischen Küste malayische Boote, die Anfangs dunklen Punkten gleichen und sich allmälig immer deutlicher erheben, bis er die Umrisse und die dunkelfarbigen Menschen erkennt. Bald ist ein kleiner Nachen, den nur ein einziger Mann rudert, dicht an der Seite des Schiffes, gleich nachher kommen größere Barken, welche mit ungemeiner Schnelligkeit heranfahren. Er befindet sich inmitten eines schwimmenden Gartens, denn jene Fahrzeuge sind mit Gemüsen, allerlei Früchten und Blumen beladen, mit ganzen Pyramiden von Bananen, Ananas, Pampelmussen und Kokosnüssen, mit Apfelsinen und Citronen, mit Hühnern und Enten, und in zierlich geflochtenen Körben werden rosenrothe Eier vorgesetzt. Dazu kommt dann noch eine förmliche Menagerie von grauen und schwarzen Affen, rothen und grünen Papageien, weißen Kakadus und noch von allerlei anderem Gethier.



Arekapalmen auf Java.

Die Eingebornen kommen an Bord, prächtig gestaltete, braune, gleichsam mit Goldbronce übergossene Menschen, alle nur leicht, aber in zierlicher Weise bekleidet. Nun wird gekauft und verkauft, und die Zeichen- und Fingersprache spielt dabei eine Hauptrolle. Ein Malaye gibt acht Kokosnüsse für ein altes Hemd, und man erhält noch einige Ananas in den Kauf. Diese erzfarbigen Leute mit dem stechenden Blicke sind glatt, gewandt und scheu; ihre Sprache ist nicht zu verstehen, es ist Alles durchaus fremdartig. An den Quais wimmelt es von indischen Kulis, Chinesen, Arabern, Javanern, Malayen, welche gegen die Einwirkungen der tropischen Sonne gleichgiltig zu sein scheinen. Hier liegen chinesische Dschonken,

plump und ungeschlacht und wunderlich anzusehen, schlanke arabische Fahrzeuge mit allerlei zierlichem Schnitzwerk und roth und grün angestrichen, neben einfachen Pirogen aus ausgehöhlten Baumstämmen, und Fischernachen mit Auslegern und europäischen Fahrzeugen.


Lastwagen auf Java.

Die Arbeiter (Kulis) tragen zumeist blaue Stoffe und einen gewaltigen Hut. Sie bessern eine am Wasser sich erhebende Mauer aus. Die Chinesen, in der Mehrzahl weiß gekleidet, bringen Kisten mit Porzellangeschirr und Thee ans Land; ein in veilchenblaues Gewand gekleideter Araber hat ein Notizbuch in der Hand und verzeichnet die Colli, welche ihm abgeliefert werden. Weiterhin rammen javanische Arbeiter Pfähle ins Wasser ein; kurzum, das Ganze ist in rastloser Bewegung.


Markt in Surabaya.

Doch das geht Alles rasch vorüber. Man besteigt einen Miethwagen und fährt so rasch als möglich nach Weltevreden (d. h. Wohlzufrieden), das etwa eine deutsche Meile weit von der Altstadt Batavia liegt und gleichsam das europäische Wohnquartier derselben bildet. Die Wohnhäuser der Europäer in Weltevreden sind in hohem Grade anmuthend und behäbig; Alles ist den Landesbedürfnissen und dem Klima angepaßt; man hat Luftzug und Schatten; ganz Weltevreden besteht aus Gartenhäusern, die vom saftigsten Grün umgeben sind.

Die Königsbanane.

Gegen 10 Uhr wird die Hitze drückend, und bis 4 Uhr Nachmittags verläßt ein Europäer nur im höchsten Nothfall das Haus. Die überaus kräftig gebauten Malayen aber machen sich nicht viel aus den Sonnenstrahlen, die Kinder spielen ganz unbekleidet in der Mittagssonne. Viele Malayen tragen Hüte von Bambusgeflecht; die Form ist sehr verschieden: rund, spitz, groß oder klein, platt oder gebogen; manche haben weite Beinkleider und arabische Jacken; andere nur kurze Beinkleider, wieder andere einen eng anschließenden Rock oder den berühmten Schurz, welcher um die Hüften ge-



Ein Dorf im Innern von Java.

schlungen wird und bis über die Knie hinabfällt. Das ist der Sarong, das eigentliche Nationalkleid der Malayen.

Der Handel ist meist in den Händen der Chinesen, welche in Altbatavia einen besonderen Stadttheil bewohnen, in dem es ungemein lärmend hergeht. Die Söhne des Blumenreiches der Mitte bleiben dieselben, wohin sie auch kommen mögen; sie behalten Sprache, Sitten und Bauart des Heimathlandes bei. Als blutarme Leute wandern sie aus, aber in der Fremde werden sie wohlhabend und viele sehr reich. Sie sind eben sehr thätige, fleißige, kluge, betriebsame Menschen, und als Handwerker, Bauern und Kaufleute haben sie unter allen Asiaten ihres Gleichen nicht. Die außerhalb des chinesischen Stadttheils umherziehenden Handelsleute haben alle für den Europäer etwas Auffallendes und Originales. Da ist z. B. ein Mann, welcher mit Körben handelt. Seine runde Kopfbedeckung ist so groß wie ein Regenschirm; an einer Querstange trägt er eine wahre Musterkarte von Körben, die zumeist aus Bambus geflochten sind, z. B. kegelförmige Näpfe, in welchen der Reis durch Dampf gekocht wird; Geldtaschen, die wie Vogelnester aussehen, kleine und große Siebe, Löffel aus Kokos und noch andere Dinge. Diese chinesischen Hausirer haben zumeist etwas Malayisch, Holländisch und wohl auch Französisch gelernt, können aber das R nicht aussprechen und haben statt desselben ein L.



Landschaft bei Boghor (Buitenzorg).

Die Umgegend von Weltevreden ist entzückend schön. Weite Wiesengründe sind von dem zarten oder dunklen Grün dichter Wälder begrenzt, und in den Morgenstunden ist Alles thauig und wunderbar frisch; an vielen Stellen liegen seeartige Teiche, die mit Wasservögeln bedeckt sind; Die Scene wechselt oft; man kommt aus der schattigen Kühle hoher Bäume auf Reisfelder, dann wieder in einen Wald und in rasenbedeckte Lichtungen.

Die Hütten der Eingebornen bieten einen sehr malerischen Anblick dar. Sie sind gedeckt mit Palmblättern, die kein Moos annehmen und eine nicht unangenehme grauliche Farbe behalten. Die Bauersleute sind höflich und gastfrei und bieten gern von dem dar, was sie besitzen, namentlich Bananen und Kokosmilch. Das Geräth ist spärlich, die Küche mit ihren paar Töpfen sehr einfach.

Die wichtigste Stadt im östlichen Theile von Java und ein bedeutender Handelsplatz ist Surabaya, durch welches der majestätische Kali Maß fließt.



Ein Korbhändler in Batavia.

Die ganze Physiognomie der Stadt ist anders als jene von Batavia. Surabaya ist weit gesunder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fast geschlossen neben einander stehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grünen Rasenplätze, sondern

enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist eben so bunt; das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als dort, zumeist braun, blau, selbst schwarz, Chinesen fehlen natürlich auch hier nicht. Die nomadisirenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen Deng Deng, d. h. gesalzenes, an der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus.

werth ist der große Friedhof der Javaner. Zwischen diesen und den Malayen bildet die Art und Weise des Begräbnisses einen Unterschied. Die letzteren bestatten ihre Todten an jedem beliebigen Orte, gleichviel ob dicht beim Wohnhaus oder irgendwo im Felde; die Javaner dagegen legen großen Werth auf einen wohlumfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangklassen von einander getrennt sind.

Im javanischen Stadttheil werden viele sehr geschätzte Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Büchsen zum



Der Sultan von Djokjokarta in Haustracht.

Surabaya hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambuspfählen und schrägt sich nach beiden Seiten bis wenig über Manneshöhe ab; die einzelnen Buden sind durch Bambusverschläge von einander geschieden, Alles liegt bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar.

Das Stadtviertel der Javanesen hat nur einige wenige aufgemauerte Häuser, alle anderen bestehen aus Bambusrohr und Blättern von der Atap-Palme. Bemerkens-

Aufbewahren des Betel und Wasserbehälter; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaya sind berühmt. Auch die Pferde (Guenhungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden und die größeren Sundarosse) werden gelobt und in Calcutta, wo man sie zu schätzen weiß, sehr gut bezahlt.

Die einheimischen Fürsten auf Java sind allesammt von den Holländern mediatisirt worden, und nur zweien der Potentaten hat man einen gewissen Pomp und Anschein von Macht und Geltung gelassen. Das sind die „Kaiser"

oder Sultane von Solo oder Surakarta und von Djokjokarta. Aber das erstere Kaiserreich ist nur 112 Quadratmeilen groß und hat etwa 600,000 Einwohner; der Kaiser darf Pracht entfalten, so viel ihm seine Mittel erlauben, aber er kann nichts thun, was der in seiner Hauptstadt Surakarta wohnende holländische Resident nicht gutheißt. Der Kaiser von Solo ist zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt und führt den Titel Susuhunan, er wohnt in seinem prächtigen „Kraton", Palast. Das Kaiserreich Djokjokarta ist noch kleiner, ein Bruchstück des alten und einst mächtigen Reiches Mataram. An beiden Höfen herrscht eine ungemein strenge Etikette.



Javanischer Kopfputz.

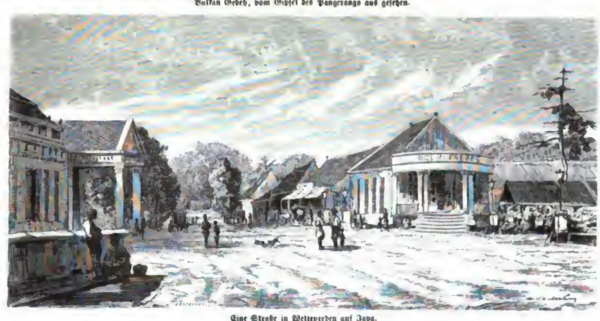


Malayischer Kopfputz.

Südlich von Batavia liegt Boghor (Buitenzorg), die Residenz des Generalgouverneurs, in der Nähe des



Vulkan Gedeh, vom Gipfel des Pangerango aus gesehen.



Eine Straße in Weltevreden auf Java.

großen Salaks, eines schönen Vulkans, der bis zum Gipfel mit prächtigem Grün bedeckt ist. Der größte der erloschenen Eruptionskegel ist der Pangerango, der sich an einem ebenfalls erloschenen Kraterabgrund und neben dem Vulkan Gedeh (9323 par. Fuß) erhebt.

Der Pflanzenwuchs zeigt eine geradezu erstaunliche Ueppigkeit, oft ein wirres Durcheinander von Bäumen, baumartigen Sträuchern, Farrn, Bambus, wilden Bananen,



Der Kaiser von Solo (Surakarta) in Galatracht.

Kletter- und Schlingpflanzen. Von den Palmen ist es namentlich die Arekapalme, die zu den schönsten Pflanzenformen Java's gehört, und sie gewährt namentlich in Gesellschaft der Bananen einen herrlichen Anblick. Die Arekanuß bildet einen wichtigen Handelszweig, und manchmal bringt ein einzelnes Schiff davon 10,000 Centner nach China. Die südostasiatischen Völker sprechen mit Begeisterung von dem Genusse, welchen das Kauen der Arekanuß ihnen gewähre.

Auch das Thierleben ist auf Java reich vertreten; von Säugethieren zählt man an 100 Arten; der Königstiger haust in furchtbarer Menge in Flur und Wald.

Im Innern von Java findet namentlich der Alterthumsforscher eine reiche Ausbeute an Bauwerken, aus den Zeiten, da auf Java der Buddhismus und Brahmanismus blüheten; der Islam ist erst gegen Ende unsers Mittelalters auf der Insel herrschend geworden. Im Innern liegen hunderte von Tempeln zum großen Theil in Ruinen oder sie sind von der gewaltigen Vegetation überwuchert.

Im Volk lebt noch manche Vorstellung aus der vormohammedanischen Zeit, und viel Aberglauben und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islam dagegen eifern. Dahin gehört z. B. das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird.

Die Hauptnahrungsquelle ist der Ackerbau, welcher bei den Javanern auf einer sehr hohen Stufe steht.

Bilder aus dem Wüstenleben der Sahara und ihren Oasen.

Nach Zeichnungen von Alfr. Couverchel.

Durch die ganze Breite des nördlichen Afrika, vom Atlantischen Ocean bis zum Nilthal, erstreckt sich die große Wüste in einer Ausdehnung von 600 Meilen und trennt die Europa zugewandten Länder der Nordküste von der Heimath der Neger.

Einst, ehe die Wogen des Mittelmeers die Herkulessäulen durchbrachen und die wild durcheinandergethürmten Berge des Atlas von Europa trennten, deckten Meeresfluthen diese weiten Räume, und die Ungeheuer der See spielten über der Stätte, wo jetzt das Kameel den glühenden Sand durchwandert.



Bettelnde Marabus.

Als dann eine mächtige Erderschütterung die Wasser zwang, ihr altes Bett zu verlassen, hinterließen sie nur den salzigen Sand, welcher jetzt den westlichen Theil der Wüste füllt, und nacktes, der fruchtbaren Dammerde entkleidetes Gestein, die eigentliche Sahara.

Von tiefen Einschnitten (Wadis) und öden Steinebenen unterbrochen, starren die kahlen Felshöhen der östlichen Wüste schroff empor. Grober Kies und Kieselgestein füllt die Vertiefungen, darüber weht der lose Flugsand und überschreitet, vom Winde gejagt, alljährlich weiter den grünen Saum der Wüste. Wo vor tausend Jahren Städte und Schlösser gestanden haben, deckt jetzt Wüstenei große Strecken. Flüsse, Brunnen und Quellen sind verschüttet und mächtige Ströme, wie der Senegal, haben vor den andringenden Sandfluthen mit ihrem Bette zurückweichen müssen.

Trostlose Leere, Dürre und Hitze ist der vorherrschende Charakter der Wüste, welcher schon jetzt einen Raum fast von der Größe Europas einnimmt.

Im beweglichen Sande, wie auf dem kahlen Gestade keimt nicht das Samenkorn, die Thiere fliehen die Stätte des Todes, und es sind nur wenig Arten, welche hier ihr Leben fristen können; Raben, Hühner, wilde Esel, Schakal und Hiänen irren des Nachts umher und dem Karawanenzuge begegnen nur die flüchtigsten Thiere, der Strauß und die zierliche Gazelle.

Aber in diesem Sandocean finden sich zerstreut einzelne grüne Inseln, „Oasen", wo Palmen ragen und der Mensch seine Hütten gebaut hat, das Wasser ist der Zauber, der in der ödesten Wüste das Leben weckt. Auf diese Oasen beschränkt sich fast alles, was die Wüste an lebendigen Wesen besitzt, und was umherschweift in der leeren Einöde, kehrt immer wieder zu ihren Brunnen zurück. Hier ragt die Dattelpalme, der Lebensbaum der Wüste, der mit seinen Früchten Thiere und Menschen



Atatisch (Tragsessel für Kranke).

ernährt, auch der Mannastrauch findet sich hier und Dornen und Disteln, welche nur die kräftigen Kiefer der Kameele zermalmen können, sowie eine Art Gras, welches nach einigen Regentagen schnell emporschießt, erstrecken sich über die Fruchtgrenzen der Oase in die Wüste hinein.



Zug durch die Wüste.

Städte mit Mauern und Gräben erheben sich innerhalb der Dattelwälder, im weiteren Umkreise aber lagern die Wandervölker mit ihren Heerden, welche von Oase zu Oase ziehend, in der trocknen Jahreszeit die benachbarten Gebirgswaldungen aufsuchen. Andere Wüstenbewohner leben vom Handel, sie bringen Gold, Elfenbein, Straußfedern, sowie den schwarzen Menschen selbst aus dem Sudan nach der nördlichen Küste und tauschen dafür die Erzeugnisse europäischer Kultur wieder ein. Auch das Salz ihrer Wüste, das oft in großen Feldern meilenweit zu Tage liegt, bietet ein vielgesuchtes Austauschungsmittel.

Die meisten der Wüstenvölker stehen sich feindlich gegenüber; daher kann der Reisende, welchen der Drang des Wissens oder der Gewinn durch die Wüste treibt, nicht eigener Kraft vertrauen, sondern ist gezwungen, der Masse sich anzuschließen. So sammeln sich in ungeheuren Schaaren an den Ausgangspunkten der Wüste die Karawanen, welche von Nord nach Süd und von West nach Ost die zerstreuten Hafenplätze der Wüste, die Oasen, auf-

suchen. Der getreue Begleiter der Menschen ist das Kameel; mit dem schlechtesten Futter fürlieb nehmend und ausdauernd in den Qualen des Durstes, ist dasselbe in jeder Beziehung wie für die Wüste geschaffen. Unter dem Geleite von Arabern, Mauren oder Tuareks brechen die Karawanen von den Grenzstädten der Wüste in großer Anzahl auf, in welchen sich von fast allen bedeutenderen Städten Karawanseraien, d. i. Herbergen und Waarenniederlagen finden.


Araberhäuptling aus der Oase Ngussa.

Diese Tuareks, der schönste Menschenschlag Afrikas, groß und wohlgestaltet, bilden den größeren Theil der Saharabevölkerung. Der Mehrzahl nach vom Handel lebend, vermitteln sie den Austausch der Waaren, indem sie die Karawanen als Beschützer durch die Wüste geleiten und sind dadurch zu Beherrschern der Karawanenstraßen geworden. Trotz ihres Schutzes muß man sich aber durch wiederholte Geschenke und Tribute überall den Weg öffnen. Sie zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus und befinden sich unter einander in stetem Kampfe, überall gefürchtet und gehaßt, sie sind jedoch nicht grausam und behandeln ihre Sklaven gut.

sobald beim frühesten Morgengrauen die Leute auf den Beinen sind. Man beladet die Kameele, schlägt die Zelte ab, sattelt die Rosse. Die Kameele schreien, die Pferde wiehern und stampfen, einige rennen fort und müssen eingefangen werden. Die Führer kommen und geben Weisungen; ein müdes Kameel will nicht aufstehen und man muß ein anderes aus der Reserve herbeiholen; alles lärmt und schreit; auch einige Leute gerathen in Zank, so daß Ordnung geschafft werden muß. Die Reiter sind zuerst fertig und sprengen mit flatterndem Burnus auf und ab. Bald nachher sieht man, daß dunkle Massen sich in Bewegung setzen; das sind die einzelnen Gruppen, welche etwas weiterhin von den Führern zusammengeschaart werden. Nun wird auch Alles ruhiger, die Nachzügler alle finden sich ein und sämmtliche Reiter haben ihren ordentlichen Zug gebildet.

So verfließt ein Tag wie der andere, bis einige Raben oder Krähen in dem Sandocean die Nähe einer Quelle verkünden und am Horizont die Wipfel der Palme auftauchen. Dann eilt Alles dem Wasser zu und am Brunnen wird einige Tage verweilt; in größeren Oasen bleibt man wochenlang und handelt und tauscht mit den Waaren. So


Arabische Häuptlinge.

Unsere Abbildung (S. 53) zeigt einen Tuarek, wie er mit dem Speer bewaffnet zum Kampf ansprengt; das Gesicht ist bis zu den Augen umhüllt, damit die heiße Luft ihn nicht betäubt und er vor dem Wüstensande geschützt ist.

Der Aufbruch einer Karawane bietet ein interessantes Schauspiel dar. Aller Orten werden Feuer angezündet,

sind die Schrecken der Wüste zu ertragen, aber anders wenn ein Unfall die Reise stört. Um den kleinen langersehnten Brunnen lagert, vielleicht soeben angekommen, eine andere Karawane und blutiger Kampf entspinnt sich unter den Verschmachtenden oder räuberische Stämme, von deren Häuptlingen wir auf S. 52 Abbildungen geben, überfallen die schwachbeschützte Karawane, morden, plündern.



Ein Tuarek sprengt zum Kampfe an.





Junge Frau in Metlili.



Schambaa-Araber.



Der Paß über Cergum.

Größer noch sind die Schrecken der Natur, wenn der Orean der Wüste, der feuerathmende Samum oder der



Wohnung in Tadscheruna.



Grabmal des Heiligen zu Sidi Tifur.

giftige Chamsim daher fahren. Der Athem wird schwer, Thiere und Menschen taumeln umher, ihre Sinne verwirren sich, oft erfolgt der Tod.

Oder langersehnte Quellen sind versiegt, hohe Sandwellen haben die Oase verschüttet, und ganze Karawanen erliegen dem Durst; daher die Haufen bleichender Gebeine von Menschen und Thieren, welche die Wüstenwege bezeichnen.

Für Kranke oder Verwundete führt jede Karawane eine Anzahl Tragsessel (Atatisch) mit sich, wie unser Bild Seite 50 einen solchen zeigt.



Straße in Metlili.

Die größte und zugleich am meisten erforschte Oase der großen Wüste ist die von Warghla. Tief in der Wüste südsüdwestlich von Constantine gelegen, ist sie der südlichste Punkt, bis zu welchem die Franzosen von Algerien aus in die Sahara vorgedrungen sind. Sie wird von den Stämmen der Wüste als die Herrscherin unter den Oasen bezeichnet und war einst der Sitz eines kleinen Reiches, das aber große Ansprüche machte; die Streitigkeiten über den Besitz des Thrones wollten kein Ende nehmen. Ein Prätendent folgte dem andern, das Ende war immer ein Mord. Nach mehreren Kämpfen gelangten im Jahre 1852 die Franzosen in den Besitz von Warghla.



Der Ksar Tadscheruna.

Zur Befestigung des neuen Reiches unternahm der Commandant von Géryville, einer Militärstation im westlichen Algerien, dorthin eine wohl ausgerüstete Expedition.

Dieselbe berührte die meisten befestigten Orte (Ksar) der Wüste, namentlich Bu Alem, welchem der Ksar Sidi Tifur gegenüber liegt. Unser Bild (S. 49) zeigt uns den phantastischen Aufzug, in welchem die dort wohnenden Marabus, d. i. Priester, die im höchsten Ansehen und im Rufe der Heiligkeit stehen, von den Durchreisenden Almosen sammeln, weil dort ein muhamedanischer Heiliger begraben liegt (s. Abbildung). — Hierauf ging der Zug über das Salzgebirge durch den etwa 4 bis 5 Stunden langen Paß von Uled Sergum (s. Abbildung S. 55), der einen der wenigen Durchgänge bildet, welche aus der Provinz Oran nach der großen Sahara führen, und deshalb ziemlich stark besucht wird. Nur wohlbewaffnete Leute wagen sich in diesen durch Räuber unsicher gemachten Engpaß; der Weg geht zumeist in dem salzigen Flusse hin, oder hart an demselben, neben Tamarinden- und Rosenlorbeergebüschen. Der schmale Wasserlauf bildet dann und wann größere Wasserflächen, die von Enten und anderen Wasservögeln belebt werden.

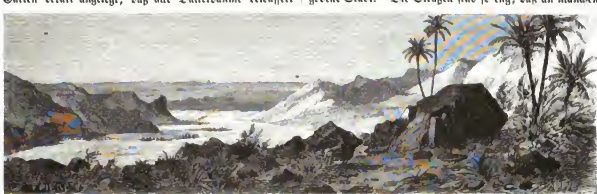
Nach mannigfachen Beschwerden und Mühseligkeiten erreichte die Karawane den Ksar Tadscheruna, eine Oase, welche weder Grün noch Wasser besitzt, Aim Massim, die Zeltdörfer der Schambaa-Araber (S. 54) und 60 Stunden weiter die Oase Metlili (die Abbil-

dungen auf S. 54 bis 57), welche von Weiden umgeben und von hohen, steilen Wänden eingeschlossen ist, und ruhte im Schatten des Palmenwaldes zwischen Pfirsich- und Aprikosenbäumen und blühenden Granaten. Der Ort befindet sich auf einem Hügel zusammengedrängt, auf dessen höchster Stelle sich eine Moschee erhebt, von deren Minaret man weithin eine grüne Landschaft erblickt. Zwei Flußbetten, welche in Folge von Regengüssen alljährlich einigemal Wasser bekommen, vereinigen sich am Fuße der Stadt und spenden der Oase Leben. Man hat die Gärten derart angelegt, daß alle Dattelbäume bewässert werden können, und beim Eintritt eines Ungewitters ist der Jubel groß. Heransprengende Reiter verkünden, daß bald Wasser kommen werde; dann beeilt sich jeder, seine Dämme zu untersuchen und die Löcher, welche Wasser einlassen sollen, in guten Stand zu setzen. Sobald man die Fluth heranrauschen hört, ertönen Freudenschüsse und Jubelgeschrei, denn man darf nun mit Sicherheit auf eine gute Ernte hoffen. Tritt jedoch ein solcher Fall nicht ein, so muß der Mensch nachhelfen und die mühsame Arbeit der Bewässerung übernehmen.



Der Ksar Bu Alem.

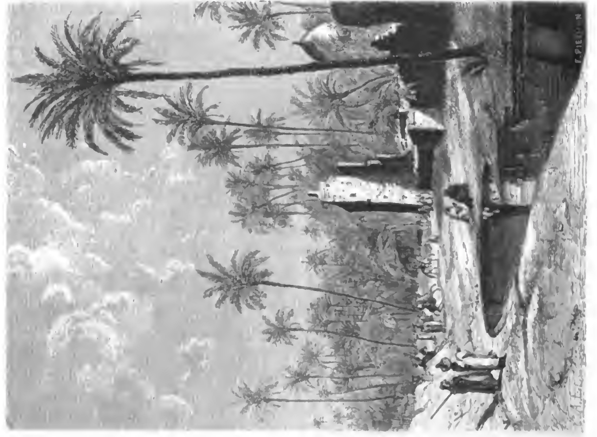
Nach einem höchst beschwerlichen Marsche über endlose Sandsteppen gelangten die Truppen endlich in die Nähe ihres lang ersehnten Bestimmungsortes, betraten die große Niederung, in welcher Warghla liegt, und zogen in die von Dattelhainen umgebene Stadt. Die Straßen sind so eng, daß an manchen Stellen ein Reiter nicht würde umwenden können; die aus Backsteinen aufgeführten Häuser haben nur ein Erdgeschoß und an den Thüren, deren Schlüssel von Holz und mächtig groß sind, gewöhnlich eine Inschrift aus dem Koran.



Die Oase Ain Maisen.



Die Oase Metlili.



Hadschadscha.



Markt und Schlachtplatz in Warghla.



Brunnenreiniger (Kartessa) in Warghla.

Der Markt (s. Abbildung S. 58) ist zugleich Schlachtplatz, riecht nach Blut, und das von Fliegenwolken umschwärmte Fleisch von Kameelen und Hunden liegt in der Sonne. Eine Brühe von Hundefleisch gilt als unfehlbares Heilmittel gegen das Fieber, welches von Mai bis September zu Warghla wüthet.

Das Wasser, welches den anderthalb Millionen Dattelpalmen der Oase die erforderliche Feuchtigkeit zuführt, kommt aus etwa 400 Brunnen, deren Tiefe nahe an 130 Fuß beträgt und deren Erhaltung viele Mühe und auch Menschenleben kostet. Das „unterirdische Auge", wie die Araber sagen, verstopft sich bisweilen durch Sand, welchen die Strömung unter der Erde mit sich führt oder ein Wind von oben hergetrieben hat. Dann muß ein Mann hinabsteigen und den Brunnen reinigen. Diese schwierige und gefährliche Arbeit wird von einer Taucherzunft besorgt, die man als Kartessa (s. Abbildung S. 59) bezeichnet.

Die Bewohner von Warghla sind im Allgemeinen gute, gastfreie Leute, äußerlich sehr andächtig, aber wie alle Bewohner der heißen Erde, dem Sinnengenuß ergeben. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist die Bearbeitung ihrer Gärten und der Gewinn von Palmenwein und Dattelhonig, während alle häuslichen Arbeiten den Frauen anheim fallen.

Unter den benachbarten kleinen Oasen, welche, sieben an der Zahl, zum Bezirk Warghla gehören, verdienen N'gussa und Hadschadscha (s. Abbildung S. 58) besondere Erwähnung. N'gussa, die bedeutendste derselben, liegt 5—6 französische Meilen vom Hauptort entfernt, während die Palmenhaine der übrigen Oasen mit denen von Warghla zusammenhängen. Gleich diesem letztern war N'gussa früher ein besonderes „Königreich", dessen Herrscher manchmal auch über Warghla geboten.

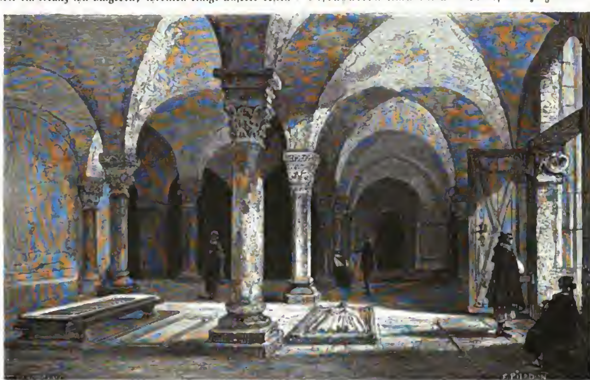


Schildwache vor dem Thore von Warghla.

Das Harzgebirge.

Nach Zeichnungen von F. Stroebant.

Nicht viele deutsche Gebirge sind so berühmt geworden, wie der Harz. Ueber ihn schreiben die Gelehrten Abhandlungen, von ihm singen die Dichter, erzählt der Volksmund seine goldenen Märchen und Sagen. Als das nördlichste der deutschen Mittelgebirge, an welchem die weite bis zum Meeresstrand reichende Ebene beginnt, hat er von jeher besondere Aufmerksamkeit gefunden. An seinem Fuße erntet der Landmann goldene Saaten, in seinen Bergen gräbt der Knappe edle Metalle, recken die Hämmer das Eisen, stehen Tannen und Buchen so stark und schön, wie nur auf irgend einem andern Punkte Deutschlands. Auf seinen Gipfeln standen Opferaltäre der heidnischen Sachsen, in den altberühmten Städten, die wie ein Kranz ihn umgeben, thronten einige unserer besten Kaiser; Goslar, Quedlinburg, Halberstadt gemahnen an glänzende Geschichten deutscher Vergangenheit.



Die Krypta in der Schloßkirche zu Quedlinburg.

Das Harzgebirge erhebt sich zwischen Leine und Saale an den Grenzen von Nieder- und Obersachsen, als eine Stammes- und Dialektscheide, Niederdeutsch und Hochdeutsch stoßen an seinem Nordrand zusammen; sein Flächeninhalt bedeckt etwa 36 Quadratmeilen. Auf seinen Vorhöhen, geschmückt mit Schlössern und alten Burgruinen, bildet der Harz ein von zahlreichen Thälern durchfurchtes und eingeschnittenes, wellenförmiges Hochland, welches rasch aus dem umliegenden Lande aufsteigt, dessen Erhebungen aber sehr verschiedene sind.

Allgemein üblich ist die Eintheilung des Harzes in Unterharz und Oberharz. Unter ersterem begreift man gewöhnlich den vom Brocken nach Südosten zugelegenen Theil, während der nordwestliche als Oberharz gilt. Die Verschiedenheit seiner Erhebung bedingt auch wesentliche Verschiedenheit in der Vegetation und dem Anbau des Landes. Bis tief herab herrscht am Brockengebirge und dem übrigen Theile des Oberharzes der dunkle Fichtenwald, und an den untern Gebirgsgehängen und den Thälern tritt der Laubwald hinzu, während am Unterharz, je weiter östlich, der Laubwald aus Buche, Eiche und Birke immer vorherrschender wird. Im Allgemeinen erscheint der Harz von den Höhepunkten aus fast als ein einziger, nur von einzelnen Blößen und Flußbetten unterbrochener Wald, der eine sehr reiche Thierwelt beherbergt. So kommt es, daß der Harz, obgleich seine Eisenhütten einen enormen Bedarf an Holzkohlen in Anspruch nehmen, doch die um ihn liegenden Städte der Ebene mit einer außerordentlichen Menge Bau- und Brennholz versorgt.

Außerdem birgt der Wald einen großen Reichthum an Beeren, von denen vor Allem die Preiselbeeren einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Auf dem höheren Plateau des Oberharzes gedeiht nur die Kartoffel und wird spärlich einiges Sommergetreide gebaut. Auf dem Unterharze ist fast überall der Ackerbau zu Hause; dort bedecken weite Getreidefelder die einförmigen Hochebenen zwischen den ostwärts ziehenden, landschaftlich schönen Flußthälern, deren saftige Wiesen eine vorzügliche Viehzucht ermöglichen. Den Harz bewohnt ein kräftiger, aufgeweckter Menschenschlag: Berg- und Hüttenbau, Waldarbeit, Holzschnitzerei und Zimmerarbeit, Viehzucht, Klöp-

peln grober Spitzen, Suchen von Waldbeeren verschaffen dem Oberharzer sein spärliches Brod. Die Freude am Vogelgesang hat hier als eigenthümlichen Erwerbszweig den Handel mit Singvögeln hervorgerufen, der große Ausdehnung gewonnen hat. Im Unterharz kommt als wichtiger Erwerbszweig der Ackerbau hinzu.

Auch der östliche Theil des Harzes ist wichtig wegen seines Bergbaues, vornehmlich auf Eisen.

In dem Kranz alterthümlicher Städte, welche den Rand des Harzes umziehen, nimmt Halberstadt nicht



Das Rathhaus zu Wernigerode.

Der Bergbau des Harzes gehört zu den ältesten in Deutschland und läßt sich bis in die Zeit der sächsischen Kaiser zurückverfolgen. Die Silberhütten zu Klausthal, Altenau, Lautenthal und Andreasberg erzeugen jährlich etwa 46,000 Mark Silber. Der Rammelsberg, der fast 900 Jahre in Betrieb ist, liefert beträchtliche Schätze an Silber, Blei, Zink, Kupfer, Schwefel, Vitriol, Alaun, die in den Werken des Ockerthales u. A. verhüttet werden.

den letzten Platz ein. Durch die fruchtbaren, anmuthigen Gefilde seiner Umgebung eilt die Holzemme, ein „Harzkind", der Bode zu. An ihrer Niederung breitet sich ein Theil der Stadt aus, der andere dagegen liegt auf einer Anhöhe und beide werden durch Treppen und abschüssige Straßen verbunden. Halberstadt ist reich an alterthümlichen Gebäuden, unter denen sich das Rathhaus mit seinen Giebeln und Erkern (s. Abbildung S. 65) beson-

ders auszeichnet; es ist berühmt durch seinen Roland, stammt augenscheinlich aus verschiedenen Perioden und hat theils Rundbogen, theils Spitzbogen.

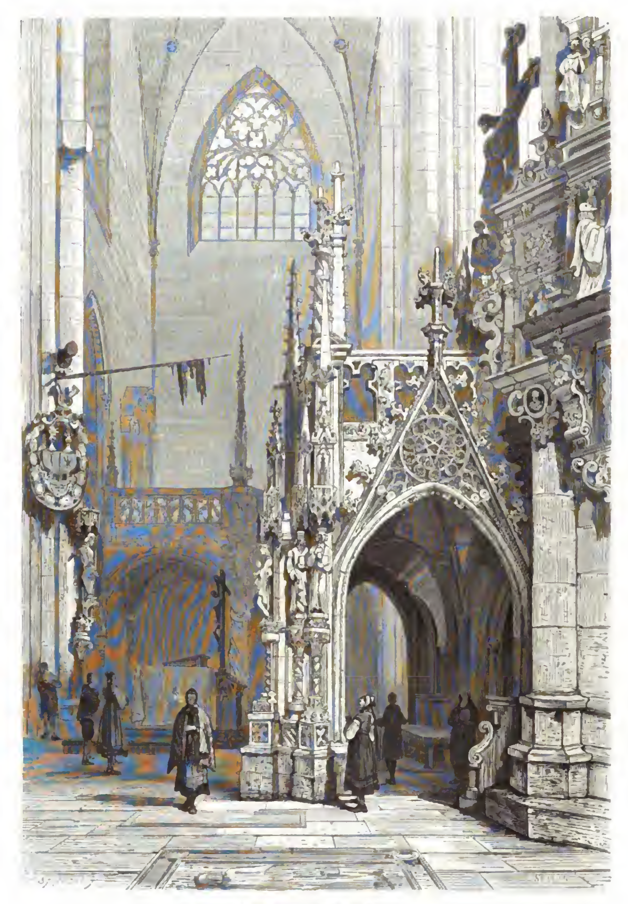
Besondere Zierden der Stadt sind der Dom und die Liebfrauenkirche (s. Abbild. S. 63 u. 64), beide herrlich und wohlerhalten, sie machen einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Der Dom ward im zwölften Jahrhundert in Form eines lateinischen Kreuzes erbaut. Das Innere (s. Abbildung S. 64) mit den schlank aufragenden Säulen und den schmalen, aber hohen Seitenschiffen macht in seinem durch treffliche Glasmalereien gedämpft einfallenden Lichte einen majestätischen und imposanten Eindruck. Der hohe Chor ist völlig durch eine gothische Steinwand umschlossen: ein Dom im Dome. Die Thürme, welche spitz und schlank in die Luft hineinragen, sind erst im letzten Jahrzehnt restaurirt worden.

Halberstadts Nachbarin, schon näher dem Harze zu, ist Quedlinburg, der Lieblingsort Heinrichs des Ersten. Er befestigte es gegen die Magyaren, und in der Vorstadt Westendorf soll, wie die Sage weiß, der berühmte Finkenheerd gestanden haben, auf dem er, mit Vogelfang beschäftigt, die Königskrone empfing. Quedlinburg macht mit seinen Stadtmauern und Thürmen einen alterthümlichen Eindruck. Ueber der Vorstadt Westendorf liegt das früher fürstliche Schloß. In der Krypta (s. Abbildung S. 61) der dem heiligen Servatius geweihten Schloßkirche (sie gehört dem ältesten Bau von 936 an) bezeichnen einfache Steine den geweihten Ort, wo die Gebeine Heinrichs des Ersten und seiner Gemahlin Mathilde ruhen.

Westlich von den beiden genannten Städten, unmittelbar am Fuße des Harzgebirges, liegt das Städtchen Wernigerode, welches einen überaus wohlthuenden Eindruck macht. Ganz abgesehen von der herrlichen Lage, die es mit vielen anderen Harzstädten theilt, entzückt es durch die Reinlichkeit und Freundlichkeit, die uns schon in seiner Umgebung entgegentritt. Da sind feste, ebene Straßen, mit Obstbäumen bepflanzt. Ein altes Thor mit Thurm, davor eine Brücke, gibt uns schon einen Vorgeschmack von dem anheimelnden Alterthum, das uns in einem Theile der Stadt entgegentritt. Hoch oben über ihr ragt das alte Schloß in die Lüfte hinein. In den vierziger Jahren zerstörte eine große Feuersbrunst die



Kreuzgang des Domes in Halberstadt.

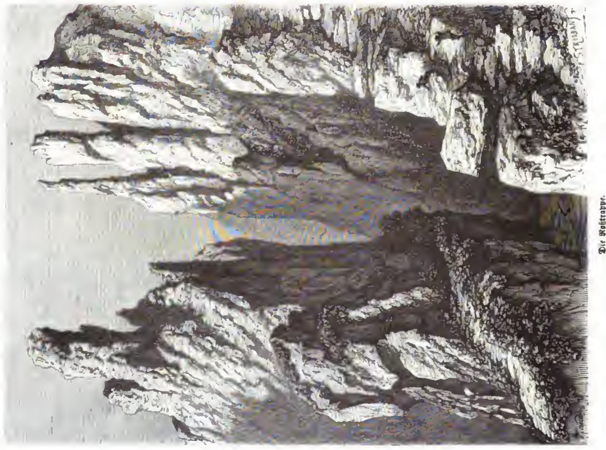


Das Innere des Halberstadter Domes.



Rathhaus zu Halberstadt.

Der Regenstein.



Die Roßtrappe.

Hälfte Wernigerode's; dieser Theil ist modern wieder aufgebaut. In dem alten Theile findet man noch krumme, winklige Straßen mit schlechtem Pflaster und niedrigen Häusern aus Fachwerk, darunter aber manche mit köstlichen Resten altdeutscher Holzschneidekunst. Besonderer Erwähnung verdient das alterthümliche Rathhaus (s. Abbild. S. 62), dessen spitze Dächer und Thürme, Riegelbau und aus Holz geschnitzte Figuren uns ins Mittelalter zurück versetzen.

Ziemlich in der Mitte zwischen Wernigerode und Quedlinburg, von Blankenburg nach Halberstadt zu streichend, liegen die Teufelsmauern, schmale, felsige Bergriffe aus Quadersandstein mit vielen Unterbrechungen und Klüften, gewaltige Felsmassen, die wie von Menschenhand zusammengewälzt empor ragen. Auf einem ganz vereinzelt dastehenden Theile derselben, weithin sichtbar im Lande, herausgedrückt aus der Kette der Harzberge, liegen die Ruinen der alten Veste Regenstein (s. Abbild. S. 66). Die Bauart der alten Veste zeugt von der Beharrlichkeit und Kraft der ersten Erbauer, denn die meisten Gemächer, Kirche, Pferdeställe nebst Krippen, Küche, Schmiede, Burgverließ und unterirdische Gänge sind in den Felsen eingebauen und zum Theil noch jetzt vorhanden. Von dem alten Gemäuer stehen noch die Hälfte des Thurmes, Bruchstücke des Mauerwerks, auch der Brunnen ist noch vorhanden, aber durch hinabgewälzte Steine und Felsstücke schon zur Hälfte ausgefüllt. Auf der Nord- und Westseite ist der Felsen fast senkrecht abgeschnitten in einer Höhe von 250 Fuß, auf der Süd- und Ostseite war die Burg durch Wall und Graben geschützt.

Der äußerste Vorposten der Teufelsmauern nach Norden hin ist die Klus bei Halberstadt. Mächtige Felsblöcke scheinen zu einem Riesenbau zusammengehäuft und mit allerlei Zeichen umgürtet zu sein. Der Volkssage zufolge ist hier der Teufel thätig gewesen, und auf einem Nebenhügel steht noch sein Sitz, auf welchem er bei der schweren Arbeit geruht hat, heute noch der Teufelsstuhl genannt (s. Abbildung S. 71).



Brockenfährer.

Für die größte Merkwürdigkeit des Harzes gilt nächst dem Brocken die in das Bodethal hineingeschobene senkrechte Riesenmauer der Roßtrappe (s. Abbild. S. 66). Die äußerste Granitklippe, auf ihrem Gipfel kaum sechs Fuß breit, mit einem schützenden Geländer umgeben, steigt auf drei Seiten frei aus der grausigen Tiefe 600 Fuß



Ein Brockengespenst.



Der Hexentanzplatz.

senkrecht vom Spiegel der unten rauschenden Bode empor. Auf dieser Spitze zeigt sich auch der große Abdruck eines Pferdehufes, die Roßtrappe, welche ein Spiel der Natur oder auch durch Kunst entstanden sein mag.

Der Hexentanzplatz (s. Abbild. S. 69) liegt gegen 200 Fuß höher als die Roßtrappe und bietet einen noch großartigern Ueberblick der wilden Felsmassen dar. Zu ihm steigt man auf einer Riesentreppe, die wohl aus mehr als 1000 rohen Granitstufen besteht, hinan. Er ist der höchste Punkt am Vorharze und wegen der Aussicht, die er einestheils ins Bodethal und nach den Felsen der Roßtrappe, anderntheils nach dem Brocken und in die lachende Ebene von Quedlinburg gewährt, weit und breit berühmt.

Auch die Baumanns- und Bielshöhle, beide reich an Tropfsteingebilden, gehören zu den Merkwürdigkeiten des Harzes.

Der höchste Punkt des Harzes ist der Brocken (S. 70), 3510 Fuß über dem Meer, auf seiner Kuppe wie mit Steinblöcken übersäet, oft bis in den Juni noch mit Schnee bedeckt. Durch seine düstern Sagen hat der „Blocksberg" einen weitverbreiteten Ruf erhalten. Dem Teufels- und Hexenspuk, welchen der alte Volksglaube auf dem Brocken seine Gelage feiern läßt, verdanken manche der sonderbar gebildeten Granitblöcke ihre Namen, wie der Hexenaltar, die Teufelskanzel und das Hexenwaschbecken u. a.



Der Brocken.

Von seinem Gipfel, auf welchem das „Brockenhaus", ein wohleingerichtetes Gasthaus, dem Besucher eine erwünschte Herberge darbietet, überblickt man einen Umkreis von 18 Meilen, auf dem mindestens sechs Millionen Menschen wohnen, vom Rhöngebirge bis zu den Sandflächen der Mark Brandenburg, von der altberühmten

Porta Westphalica bis zu Leipzigs blutigem Schlachtfelde, und kann innerhalb desselben bei heiterm Wetter über 80 Städte und gegen 700 Dörfer zählen.

Eine seltene Erscheinung ist das Brockengespenst (s. Abbildung S. 68). Die Erklärung für diese Luftspiegelung ist sehr einfach. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- und Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht und sich dann auf der entgegengesetzten Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe ziehen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, dann wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die sich bald verkleinern, bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert oder entfernt.



Der Teufelsstuhl bei der Klus.

Der Harz ist leichter zugänglich als viele andere Gebirge; die Eisenbahnen führen die Fremden, die in vielen Tausenden jährlich dahin kommen, bis hart an den Fuß der Berge. Führer (s. Abbildung S. 67) sind fast überall angestellt.

Die Mormonen in Utah.

Die in der neuesten Zeit vielgenannte Sekte der Mormonen, welche über alle Erdtheile verbreitet sind und ihre Missionäre von Patagonien bis nach Island, von China bis nach Algerien und selbst Marokko schicken, entstand im Jahre 1830 in den Vereinigten Staaten unter dem Namen der „Neuen Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage“. Ihr Stifter Joseph Smith, der Sohn eines Landmanns in dem Staate Vermont, gab vor, daß er in einem Hügel bei Palmyra im Staate New-York prophetische Urkunden über einen jüdischen Stamm gefunden habe, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Judäa fortzog und über See nach Amerika gelangte.



Der Mormonenprophet Joseph Smith und sein Bruder Hyram.

Diese Urkunden seien auf goldenen Platten verzeichnet gewesen; ihr Verfasser sei ein gewisser Mormon, daher der Name der Sekte. Sie bestand anfangs nur aus dem Propheten selber, dessen Vater, zwei Brüdern und einigen Anderen, gewann aber rasch viele Anhänger unter Leuten, welche an das tausendjährige Reich glaubten, und sandte bald Apostel aus, um alle Heiden, d. h. Nicht-Mormonen, zu lehren, so daß sie gegenwärtig 250,000 Bekenner zählt, die unverbrüchlich an die alleinige Wahrheit und Göttlichkeit ihrer Lehre glauben. Es wird erzählt, daß die mormonischen Einwanderer lithographirte Porträts des Propheten Joseph Smith und seines Bruders Hyram Smith (s. Abbildung) bei sich führen und dieselben mit großer Ehrfurcht betrachten. Beide Männer sind mit einem Heiligenschein umgeben und halten die Mormonenbibel in der Hand, welche den Anhängern der Sekte für die einzig und allein wahre Offenbarung Gottes gilt.

Die erste eigentliche mormonische Ortschaft war Kirtland in Ohio. Bald wurden jedoch die Anhänger der neuen Lehre von da vertrieben und gingen 1839 nach dem Staat Illinois, wo sie am Ufer des Mississippi die Stadt Nauvoo, d. h. in der Mormonensprache die schöne, gründeten und in derselben einen Tempel bauten. Aber auch in Illinois wollte man von den Mormonen nichts wissen und die Reibungen nahmen kein Ende. Die Leute fingen den Propheten ein und warfen ihn sammt seinem Bruder zu Karthago ins Gefängniß, weil er ein Hochverräther sei. Noch bevor er sich vertheidigen konnte, erstürmte ein Volkshaufen den Kerker, und der Prophet fiel als ein Opfer des Meuchelmords. Dasselbe Schicksal wurde seinem Bruder zu Theil.

Auf solche Art bekam die neue Kirche ihre ersten Märtyrer, und die Geschichte der Leiden, welche sie noch manches Jahr hindurch zu bestehen hatte, ist lang, aber in mancher Beziehung ruhmreich. An die Spitze der Heiligen und die Stelle ihres Propheten trat nun ein Freund und Vertrauter des letzteren, Brigham Young, der noch heute Einfluß übt.

Unter seiner Führung wanderten die Mormonen 1847

über das Felsengebirge und ließen sich dauernd in dem Territorium Utah im obercalifornischen Binnenbecken nieder; sie nennen das Land „Des-er-et“, d. i. Land der Honigbiene und erklären ihren Staat für das neue Zion, indem er eine Theokratie mit demokratischen Einrichtungen bildet oder dermaleinst bilden soll.

Unter den zahlreichen Seen ist der Große Salzsee und östlich von demselben der Utahsee (s. die Abbildungen) bemerkenswerth.

Das Land ist baumlos und in den zur Kultur sich eignenden Thälern geben nur Mais, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer gute Ernten. Der bedeutendste Fluß



An den Ufern des Utahsees.

Wegen der Vielweiberei, welche sie als eine religiöse Einrichtung bei sich eingeführt haben, sind sie bis jetzt noch nicht als Staat in die Union aufgenommen worden.

Das Territorium Utah hat einen Flächenraum von 8840 deutschen Geviertmeilen und besteht größten Theils aus dem großen Binnenbecken zwischen den Rocky

des Territoriums ist der Humboldt River. In den Ebenen finden sich Hasen und Antilopen, in den Bergen Bären, Hirsche, Bergschafe, Schwimm- und Sumpfvögel und mancherlei eigenthümliche Reptilien.

Die Reise durch diese Einöde ist zu allen Zeiten gleich gefährlich; abgesehen von den Angriffen, welche von Seiten



Landschaft am Großen Salzsee.

Mountains und der Siera Nevada von Californien im Westen; von der übrigen Welt ist es gleichsam abgeschlossen und im Norden wie im Süden durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen getrennt. Seine Gewässer haben nirgends einen Abfluß zum Meer und das wellenförmige Tafelland mit seinen hohen Bergen, von welchen manche die Schneelinie erreichen, hat nur einige fette Triften und Weiden.

wilder Indianerstämme drohen, herrscht im Sommer Wassermangel, im Winter Schnee und Kälte.

Seitdem die Mormonen dort sich niedergelassen, bildet das Land die Karawanenstraße von und nach Californien. Durch ihre ausdauernde Thätigkeit ist das von ihnen bewohnte Thal in einen Garten verwandelt worden, so weit die Beschaffenheit des Bodens es erlaubt.

Bilder aus Neuseeland.

Nach Zeichnungen von Ferd. von Hochstetter.

Die neuseeländische Inselgruppe, zu den britischen Besitzungen des Stillen Oceans gehörig, besteht aus zwei größeren und einigen kleineren Inseln, von denen die ersteren, die Nord- und Mittelinsel, durch die Cooksstraße getrennt werden; eine dritte Insel im Süden, Stewarts Island, ist klein. Die Gruppe erstreckt sich in einem Bogen von Südwest nach Nordost und hat eine ganz vortreffliche Weltlage, ausgezeichnete Häfen, fruchtbaren Boden, gesundes Klima und liegt im gemäßigten Himmelsstriche. Der ganze Flächeninhalt von Neuseeland ist auf 4905 deutsche Quadratmeilen berechnet worden und kommt etwa dem von Großbritannien und Irland gleich.





Neu-Plymouth.



Kriegstanz.



Schwingübungen.

Ganz Neuseeland ist mit Verzweigungen einer Gebirgskette bedeckt, deren höchste Gipfel 10,000 bis 12,000 Fuß Höhe erreichen. Es bietet prachtvolle Landschaften dar, hat Vulkane und Gipfel, die mit ewigem Schnee bedeckt sind und gewaltige Gletscher tragen, herrliche Wasserfälle, ruhige Alpenseen, geschützte Meerbusen, dichte Wälder und mächtige Felsenpartien.

Der Vegetationscharakter von Neuseeland hat Eigenthümlichkeiten, die von dem der nördlichen Erdtheile ganz abweichen. Hohe Farrnbäume, die riesige Kauri- oder Australfichte und andere zahlreiche Waldbäume liefern ausgezeichnetes Nutzholz. Der neuseeländische Flachs ist für die Einwohner von besonderem Werth, indem die aus den Blättern desselben gewonnene Faser zu allerlei Zwecken benutzt wird, zu Kleidern, Papier, Stricken, Seilen, Körben, Tellern, Netzen, Segeln u. s. w.



Neuseeländischer Häuptling und Frau.

Eine auffallende Erscheinung in der Thierwelt Neuseelands ist der fast gänzliche Mangel an Landsäugethieren. Unter den eingeführten Thieren ist für die Eingebornen das Schwein das wichtigste und hat sich rasch verbreitet. Von Amphibien fehlen Schlangen, Schildkröten, Frösche, aber an Fischen sind die Buchten der Inseln sehr reich.

Den schönsten Theil der Thierwelt Neuseelands bilden die Vögel; es hat vornehmlich aus der Familie der straußartigen Vögel einige nur der Insel eigenthümliche Arten, wie den dem Aussterben nahen Kiwi oder Schnepfenstrauß.

Steinkohlen, Gold, Kupfer, Eisen birgt Neuseeland in reichem Maße und die Ausbeutung dieser Mineralien hat dem Verkehr und der Bevölkerung einen raschen Aufschwung gegeben. Diese besteht aus den Urbewohnern, Maoris (etwa 50,000 Köpfe), und den Eingewanderten, deren Gesammtzahl etwa das Doppelte beträgt.

Die Maoris sind ein Zweig des großen Wandervolks der Südsee, der Polynesier, hellfarbig und zeichnen sich sowohl durch schönen Körperbau als auch durch ihre geistigen Fähigkeiten aus.

Sie bekennen sich größtentheils zum Christenthum; in guten Missionsschulen von eingeborenen Lehrern erzogen, können die Meisten lesen und schreiben. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, doch nehmen sie auch Theil an Handel und Gewerben, und namentlich ist

ein großer Theil der Küstenschifffahrt in den Händen der Eingebornen, die als gewandte und unerschrockene Seefahrer einen weitgehenden Ruf sich erworben haben.

Der Einfluß der europäischen Kolonisation ist jedoch für die Eingebornen kein günstiger; ihre Race kommt immer mehr herunter, körperlich und geistig, und ihre Anzahl schwindet von Jahr zu Jahr.

Die Westküste der Südinsel von Neuseeland wurde zuerst von dem holländischen Seefahrer Tasman entdeckt (1642), nach ihm besuchte es Cook dreimal und entdeckte die Straße, welche die Nordinsel von der Mittelinsel trennt und nach seinen Namen benannt wird.

Die eigentliche Kolonisation begann 1814 durch die Engländer mit Gründung einer Mission, wurde jedoch durch lange und blutige Kriege mit den aufständischen Eingebornen unterbrochen. Noch in der neuesten Zeit machten dieselben einen verzweifelten Versuch, sich von der drückenden englischen Herrschaft zu befreien und sagten sich sogar unter ihrem tapfern Häuptling Thompson vom Christenthum los. Infolge dessen wurde der Sitz der Regierung von Auckland nach Wellington an der Cooksstraße verlegt. Beide Städte sind kaum 30 Jahre alt. New-Plymouth wurde 1840 gegründet, liegt in einer fruchtbaren malerischen Gegend in der Provinz Taranaki und zählt etwa 4000 Einwohner. Im Hintergrunde erhebt sich der Berg Egmont.

Eine unserer Illustrationen zeigt eine christliche Neuseeländerin aus Taupiri; sie ist nicht mehr tättowirt; dagegen hat diesen Schmuck noch der Häuptling, den unser Bild S. 78 vorstellt.



Junge Neuseeländerin aus Taupiri und zwei Mischlinge.

Der Kriegstanz der Maori (s. Abbild. S. 76), den sie mit wildem Schlachtgesang begleiten, stammt noch aus der Kannibalenzeit, indessen kommen wenige der früheren Grausamkeiten noch dabei vor. Die jungen Männer kräftigen ihren Körper durch Leibesübungen, und das Schwingen am Seil ist ein beliebtes Spiel (s. Abbildung S. 77).

Die Grotte von Antiparos.

Die kleine Insel Antiparos gehört zu der Mittelreihe der Cykladengruppe. Sie ist an und für sich sehr unbedeutend, ihr Flächenraum beträgt etwa eine halbe Geviertmeile, und sie hat kaum 1200 Bewohner, welche Schiffer sind und nothdürftig Viehzucht treiben. Die Landschaft ist in gewisser Beziehung nicht ohne Reiz. Dann und wann ruht das Auge mit Wohlgefallen auf kleinen Cedern- und Cypressenhainen, der wilde Thymian haucht erquickende Düfte aus, der Kapernstrauch grünt an den Felsen, und der Mastixbaum, welcher auf den Inseln des Archipelagus seine wahre Heimat hat, fehlt auch hier nicht. Man bereitet aus ihm ein Raki, ein geistiges Getränk, das, mit Wasser vermischt, gelblichweiß wird und die Stelle unsres Wermuth vertritt. In neuerer Zeit ist Antiparos berühmt geworden durch seine herrliche Grotte, welche den Alten unbekannt geblieben war. Der Eingang ist an der Seite eines Berges, ein weiter natürlicher Portikus, durch Stalaktitensäulen in zwei Gänge geschieden. An der rechten Seite liegt ein offenbar aus sehr altem Mauerwerk bestehendes Haus in Trümmern und ohne Dach, worin sich eine kaum noch leserliche griechische Inschrift befindet, mit den Namen der Männer, welche zuerst die Grotte erforschten. An Seilen und auf Leitern gelangt man über mehre Abgründe zu dem ersten geräumigen Gewölbe, dessen prächtige, roth gesprenkelte Wände so hoch sind, daß beim Schein der Fackel das Auge nur mit Mühe die Wölbung der Decke erreicht. Der Fußboden der Grotte besteht aus weichem, lockerem, graufarbigem Kalksinter, in welchem Muscheln und Ammoniten vorkommen; Massen von weißem und grauem Kalksinter wachsen vom Boden empor und bilden phantastische Gestalten, unter denen Baum-, Blumen- und sonstige Pflanzenformen vorherrschend sind. Weiterhin wird die Wanderung sehr labyrinthisch und mühsam; die Gänge drücken sich zusammen; man kann große Strecken nicht anders als kriechend und rutschend zurücklegen. In einer Tiefe von 900 Fuß unter dem Eingange erreicht man endlich den letzten Hauptraum. Es öffnet sich ein majestätischer Dom von 350 Fuß Länge, fast gleicher Breite und einer Höhe von 180 Fuß. Die Wände dieses Raumes, der den der Peterskirche an Größe übertrifft, sind ganz mit glänzend weißem Marmor überzogen. Von der schön gewölbten Decke hängt der parische Marmor in kolossalen Zapfen herab; dazwischen schlingen sich Tausende von Festons aus Blumen und Blättern desselben Materials, aber so stark glänzend in Fackelschimmer, daß das Auge dadurch geblendet wird. An den Wänden winden sich arabeskenartige Bildungen hin, wie vom schönsten weißen Stuck; von allen Vorsprüngen und Gesimsen hängen Festons herab, oder sind von einem Pfeiler nach dem andern herüber gezogen; dazwischen ist glänzendes Getäfel von Marmor, theils glatt geschliffen von der Hand der Natur, theils mit funkelnden Krystallen gestickt. Auf dem Fußboden wandelt man abwechselnd auf kleinen Hügeln zwischen 2—10 Fuß hohen, glänzenden Blumen und Gesträuchern, die in Aeste, Zweige und Blumenbüschel ausranken. Rund um den untern Theil der Seitenwände sind ovale Nischen oder kleine Grotten, wie Kapellen von glänzendem Marmor gebildet, zum Theil mit halbdurchsichtigen Verhängen, die den weißesten Atlas an Glanz übertreffen.


Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Im Jahre 1673 hatte ein französischer Gesandter in der Türkei dort zu Weihnachten Messe lesen lassen. Er war drei Tage lang mit etwa 500 Leuten in der Höhle; 100 Wachskerzen und 400 Lampen brannten Tag und Nacht und die Grotte war einer erleuchteten Kirche vergleichbar. Die zum Andenken jenes Ereignisses in der Höhle angebrachte lateinische Inschrift ist nicht mehr vorhanden, aber die Stelle bezeichnet man noch als den Altar.



Die Grotte von Antiparos.

Die Stadt Oporto am Douro.

Oporto, das heißt auf deutsch „der Hafen“, ist in Portugal nächst Lissabon die wichtigste Stadt. Sie liegt etwa eine deutsche Meile weit von der Mündung des Douro ungemein malerisch auf zwei steilen felsigen Anhöhen zu beiden Seiten des Stromes. Ueber die Häuser ragt die Domkirche empor, welche 1832 als Citadelle benutzt wurde; beide Theile sind, wie das Bild (S.83) zeigt, durch eine Hängebrücke verbunden. Der Hafen, in dem jährlich im Durchschnitte etwas mehr als 2000 Schiffe einlaufen, ist sehr belebt, und man trifft dort die Flaggen aller seefahrenden Völker. Die Straßen steigen hügelan, in vielen hat man Treppenstufen eingehauen, manche sind eng, düster, winkelig und natürlich sehr unbequem für den Verkehr. Dieser hat sich deshalb die neuen Stadttheile mit breiten, geraden Straßen und geräumigen Plätzen und das Ufer ausgewählt. Dort herrscht das regste Handelstreiben; auf dem Wasser liegen die Schiffe; dem Uferstrande entlang und in den benachbarten Straßen, namentlich in der Rua nova dos Inglezes (s. Abbildung), das heißt der neuen Engländerstraße, welche an dem einen Ende durch einen steil abfallenden Felsen geschlossen ist, auf dem sich dann die Kathedrale und der bischöfliche Palast erheben, befinden sich die meisten Handelshäuser. Dort liegt auch das Börsengebäude (s. Abbildung S. 86), doch macht man die Geschäfte bei dem meist schönen Wetter gewöhnlich unter dem blauen Himmel im Freien auf der Straße ab. Sie drehen sich vorzugsweise um den Wein, von dem aber in der Stadt selbst nur wenig lagert; die Hauptkeller sind am linken Ufer in Villa nova de Gaia.



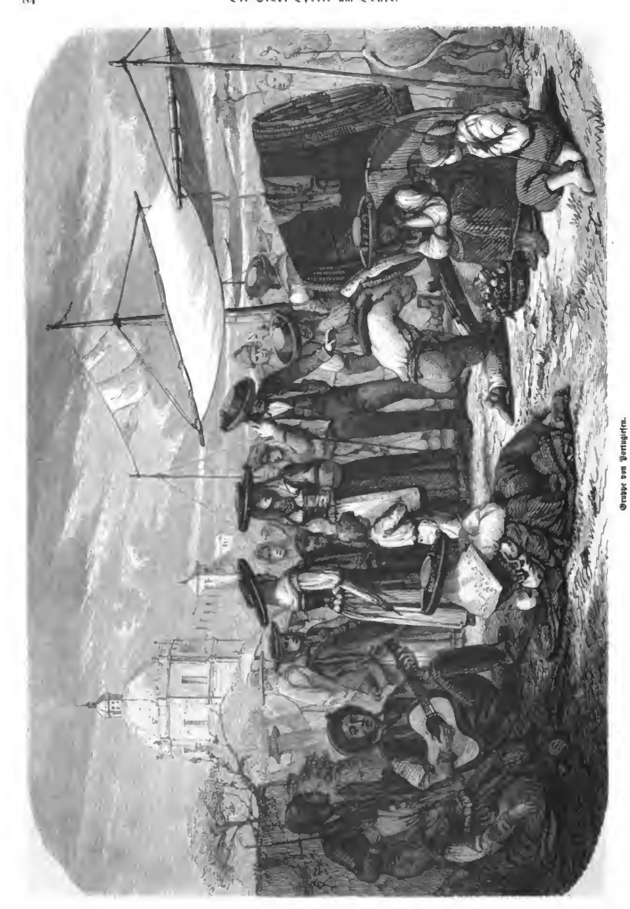
Rua nova dos Inglezes.

Das unter dem Namen Portwein bekannte Gewächs wird nicht in der Umgegend der Stadt gebaut, sondern weiter landeinwärts am obern Douro. Dort sind alle Hügel mit Reben bestanden, und die zumeist von Engländern gebildete Gesellschaft zur Bewirthschaftung der Weinberge am obern Douro, welche früher ein Monopol hatte, läßt eine sorgfältige Aufsicht führen. Sie bestimmt, in welcher besondern Gegend diese oder jene Rebensorte gepflanzt werden müsse, damit sie volle und kräftige, leichte oder halbschwere Weine erhalte. Alle, welche zur Verschiffung gelangen, erhalten bekanntlich einen Zusatz von Branntwein. Von den 40,000 Pipen einer Jahresernte gehen fast zwei Drittel nach England und ein großer Theil der Weinberge am Douro befindet sich in englischem Besitze.

In den Straßen, auf den Marktplätzen herrscht ein reges Volkstreiben, bunte Bilder und Gruppen, eigenthümliche Trachten findet man überall; Bauern und Bäuerinnen rufen Orangen, Andere Früchte, Gemüse, Käse und Blumen aus, welche sie in ihren aus Binsen



Oporto.



Gruppe von Portugiesen.



Fischhändler in Oporto.

geflochtenen Körben tragen. Die Bäuerinnen lieben an ihrer Kleidung grelle und volle Farben. Ueber den Platz geht ein Maultiertreiber und pfeift ein Liedlein vor sich hin; seine Thiere hat er mit rothen und blauen, gelben und grünen Bändern behängt. Ein Mann treibt Kühe, welche vor den Häusern gemolken werden; man weiß also, daß man unverfälschte Milch bekommt. Schwerfällige Karren werden von Ochsen gezogen, aber in vielen Straßen kann gar kein Fuhrwerk benutzt werden; sie sind zu steil und haben auch Treppenstufen. Dort hilft der fleißige und stämmige Lastträger (Gallego) aus, welcher aus der nordspanischen Provinz Galizien stammt. Er ersetzt das Lastthier, er trägt die Cadeirinha, Portechaise, und je zwei und zwei tragen in taktmäßigem Schritt eine solche Sänfte in den steilen Gassen; sie sind auch Wasserträger. Am Hafen sieht man Barqueiros, Bootführer, in Menge. Sie wittern bald heraus, ob Jemand ein Fremder sei, nehmen die braune Wollenmütze vom Kopfe und schreien ihn in allen möglichen Tonarten an.



Börse in Oporto.

Im Allgemeinen sind die „Portuenses“ nicht gerade rüstige Arbeiter, sie lieben mehr die Gemächlichkeit, haben aber alle den lebendigen südlichen Ausdruck. — Die Umgebungen Oportos sind überaus reizend und voll schöner Landsitze, es finden sich dort auch Ueberreste alter Römerbäder.

Aus dem Lande der Kalkas-Mongolen.

Nach Zeichnungen von Bourboulon.

Bis vor wenigen Jahren waren die weiten Steppen und Wüsten der Mongolei den Europäern verschlossen; heute jedoch ist, in Folge der Verträge mit China, seit dem Jahre 1859 die Mongolei eröffnet und dadurch in den großen Weltverkehr mit hineingezogen worden.

Die Mongolei bildet in ihren südöstlichen Theilen eine Reihenfolge von baumlosen Ebenen und sanft gewelltem Gelände, in welchem der Mongole in weiten Zwischenräumen seine Filzhütte (Jurte) aufgeschlagen hat, deren Ausstattung auf das Nothdürftigste beschränkt ist und die sich mit leichter Mühe versetzen läßt. Für seine Heerden von Kameelen und Schafen findet er nur spärliche Weide und das einfache und ruhige Nomadenleben erfährt nur selten eine Unterbrechung.

Einzelne Partien der mongolischen Steppen (Gobi) stellen unsre Abbildungen vor.

Die Hauptstadt der Mongolei, Urga, von den Mongolen Kuren genannt, ist ein großer, eingefriedigter Ort,

in romantischer Lage auf einer Hochebene und ist etwa eine Stunde weit vom Flusse Tolla entfernt. Die Men-



Ein Teich in der Gobi.

schen wohnen über die Hochebene zerstreut, von regel- mäßigen Straßen ist keine Spur vorhanden, und zwischen



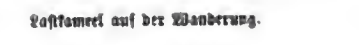
Ein Eilwagen.

den Wohnungen laufen krumme Gänge hindurch. Als Gebäude oder Häuser kann man nur die Tempel und die Wohnungen der Chinesen und Russen bezeichnen, denn die Mongolen leben in Zelten, als wären sie in der Wüste, nur mit dem Unterschiede, daß hier jede Familie das Zelt mit Pfahlwerk umgiebt, weil unter den vielen Pilgern, welche nach Kuren wallfahrten, manche Diebe sind. In einer Art von Zeltbazar besorgen mongolische



Straße in Urga.





Lastkameel auf der Wanderung.

Frauen die Handelsgeschäfte, und das Zahlmittel besteht in Ziegelthee. Dafür kauft man Pferde, Hornvieh, Zelte, Lederschirr, Sättel, Rind- und Hammelfleisch, Filz, Weiberputz, kurz alles Mögliche, dessen ein Mongole bedarf.

Den Kern des Ortes Urga bildet das große Kloster des höchsten Lamas (Oberpriester) der Mongolen, der Zielpunkt für eine unzählige Menge von Pilgern, welcher einen großartigen Anblick darbietet; der Stein ist Alabaster; Dächer, Kuppeln, Kioske und Glockenthürme sind mit vergoldeten Ziegeln gedeckt. Ringsum liegt ein Gewirr enger Gassen, die aus Zelten bestehen, deren jedes mit Tannenpfählen umzäunt ist (s. Abbildung S. 88).


Mongolen verrichten ihre Andacht an einem Obon.

tragen eine mit Marderfell verbrämte rothseidene Mütze, die gewöhnlich mit einer Pfauenfeder geschmückt ist, einen gelbseidenen Pelzmantel, hohe Sammetstiefeln und einen chinesischen Säbel. Sie sind schlicht und fromm und versäumen niemals vor einem Obon (s. Abbild.) ihre Andacht zu verrichten. Die Obons bilden eine Art von Altären und werden vom Volke mit großer Ehrfurcht betrachtet. Jeder, der an einem solchen vorüber kommt, pflegt demselben einen Stein hinzuzufügen, damit der Altar immer größer werde. Oft liegen die Obons an schwierigen oder gefährlichen Stellen des Weges, und dort ruft man den guten Geist an.

Die Umgebung von Urga bildet einen erfreulichen Gegensatz zu den Strecken der Gobi, d. i. der großen mittelasiatischen Wüste, der weitesten nach der afrikanischen Sahara.

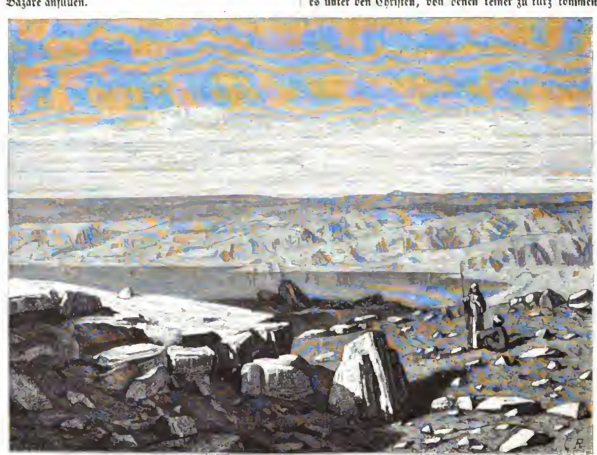

Die Hochebene Boro-Burak in der Gobi.

Die Bewohner von Urga, Kalkas-Mongolen, sind in ihrer Art wackere, gastfreie und mäßige Leute. Sie

Die Osterwoche in Jerusalem.

Nach Zeichnungen von Ruthardt.

An Jerusalem knüpfen sich große geschichtliche und religiöse Erinnerungen für Juden, Christen und Mohammedaner. Es ist an sich eine kleine, unbedeutende Stadt, deren Einwohnerzahl man verschieden, zwischen 14,000 bis 23,000 Seelen, angibt. Zur Osterzeit finden sich gewöhnlich 30,000 Fremde ein, manchmal noch mehr. Dann bietet die Stadt ein buntes Gemisch von allerlei Volk und Trachten dar; aber es sind zumeist armselig gekleidete Menschen, die sich in den engen, gewundenen, schlecht gepflasterten, unebenen Straßen drängen, oder die düsteren Bazare anfüllen.



Ansicht des Todten Meeres.

Vor den Thoren lagern griechische Pilger, und täglich kommen lange Wallfahrerkarawanen aus Rußland und den Donauländern an, aus Rumelien, Armenien und Syrien, von den Jonischen Inseln, aus Griechenland, Aegypten und sogar aus Abessinien. Von diesen Pilgern leben die Klöster, überhaupt die Stadtbewohner; denn zu allen heiligen Stätten in und außer Jerusalem muß der Einlaß mit Geld erkauft werden.

Der größte Zudrang der Pilger ist zu der Kirche des heiligen Grabes (s. Abbild. S. 92 u. 93) und der Schädelstätte. Beide sind überdeckt und überladen mit Zierrath von Marmor und Silber und liegen zwischen den Mauern eines Gebäudes, das von einem Gewirr schmutziger, häßlicher Häuser gleichsam erdrückt wird. Der Vorhof der Kirche, ein viereckiger Platz, gleicht einem Jahrmarkte, auf welchem griechische Pilger allerlei Zeuche, Seife und Rosenkränze ausgestellt haben.

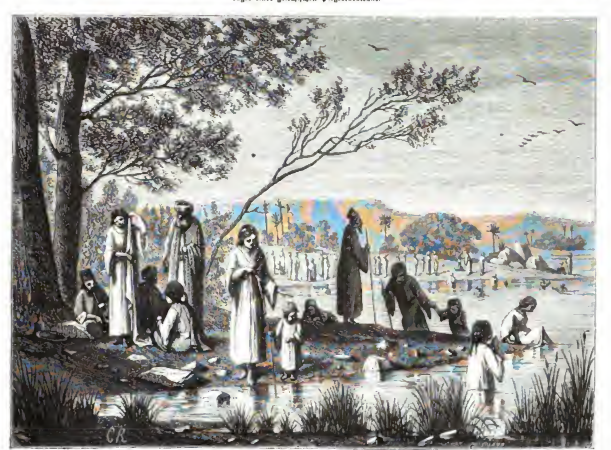
Die Feierlichkeiten der Osterwoche beginnen am Sonnabend vor Palmsonntag, wo die verschiedenen christlichen Gemeinschaften, jede abgesondert, die Patriarchen voran, den feierlichen Einzug in die Kirche des heiligen Grabes halten. Am Palmsonntag findet die Austheilung der von den Patriarchen geweihten Palmzweige statt, wobei es unter den Christen, von denen keiner zu kurz kommen will, fast immer zu Gewaltthätigkeiten und Prügeleien in der Kirche kommt, bis die türkischen Soldaten, welche tabakrauchend in der Kirche als Wache liegen, in ihrer Weise durch Stock- und Peitschenhiebe zu Gunsten der Ordnung einschreiten.

Die griechischen Pilger, welche den Jordan (s. Abbild. S. 91) besuchen, baden im Strom an der Stelle, wo, der Tradition zufolge, Christus von Johannes getauft wurde.

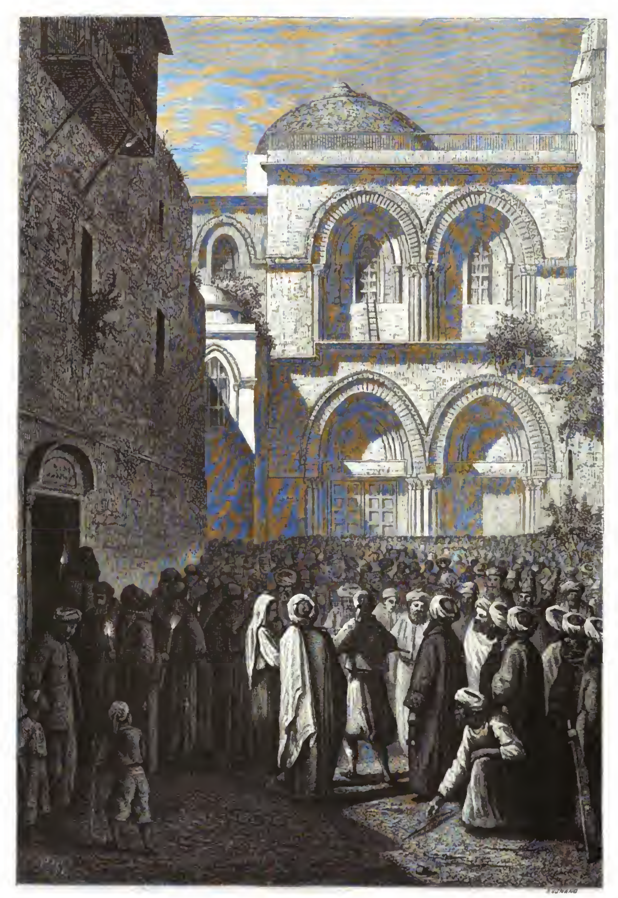
Nach dem Todten Meere finden keine Wallfahrten statt; aber ein Besuch dieses „von Gott verlassenen" Sees ist immerhin der Mühe werth. Alles ist öde, wild, zerrissen und macht einen unendlich niederschlagenden Eindruck auf den Beschauer. (S. Abbildung.)



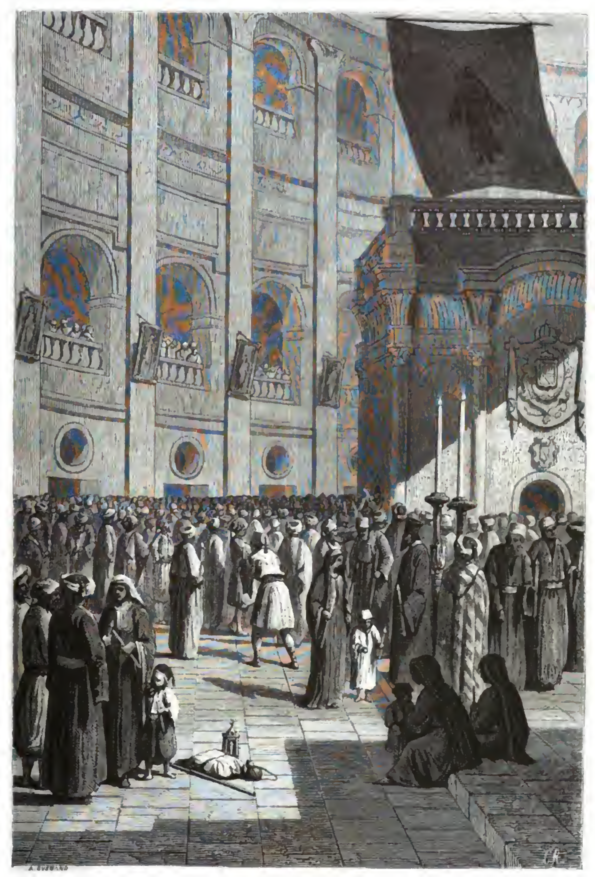
Lager einer griechischen Pilgerkarawane.



Griechische Pilger baden im Jordan.



Heilige Grabkirche.



Inneres der heiligen Grabkirche.

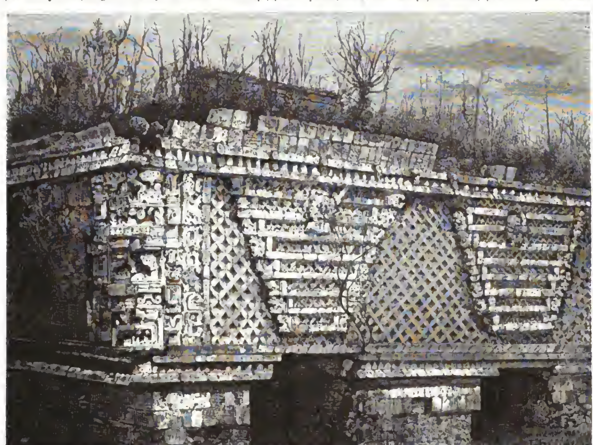
Die Ruinen der altamerikanischen Prachtstadt Chichen Itza in Yucatan.

Nachdem man in den Ruinen von Babylon und Ninive tausendjährigen Schutt entfernt und Königspaläste wieder an die Sonne gebracht hat, sind in Central-Amerika Trümmer von Städten entdeckt worden, die in höherem Maße unser Staunen erregen, als selbst die Denkmäler Aegyptens. Die alte Welt hat nichts aufzuweisen, das an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichthum die Ruinen von Uxmal und so vieler anderer altamerikanischer Städte überträfe.

Zwischen dem Golf von Honduras im Osten und der Campechebay im Westen erstreckt sich weit nach Norden hin die Halbinsel Yucatan, ein Land mit tropischem Klima, kalkigem Boden und zum größten Theile ohne Flußläufe. Dieses Yucatan hat einst blühende Staaten gehabt, es ist Sitz einer hohen Kultur gewesen, von welcher jetzt nur noch Trümmer übrig sind.

Erst in den letzten Jahren sind dieselben von Forschern betreten worden, die sich den Weg zu den Ruinen mit dem Haumesser in der Hand bahnen mußten. In dieser Wildniß haust ein Indianerstamm, dem Volke der Maya angehörend, welches jetzt seit 20 Jahren einen erbitterten Rassenkampf gegen die Abkömmlinge der Spanier führt. Sie haben nicht eine entfernte Ahnung davon, wer einst diese Stadt gebaut und in derselben gewohnt habe; jede Ueberlieferung fehlt ihnen, nicht eine einzige Sage knüpft das heutige Mayavolk an die gewaltige Ruinenstadt; durch den Druck der spanischen Gewalthaber ist Alles verloren gegangen.

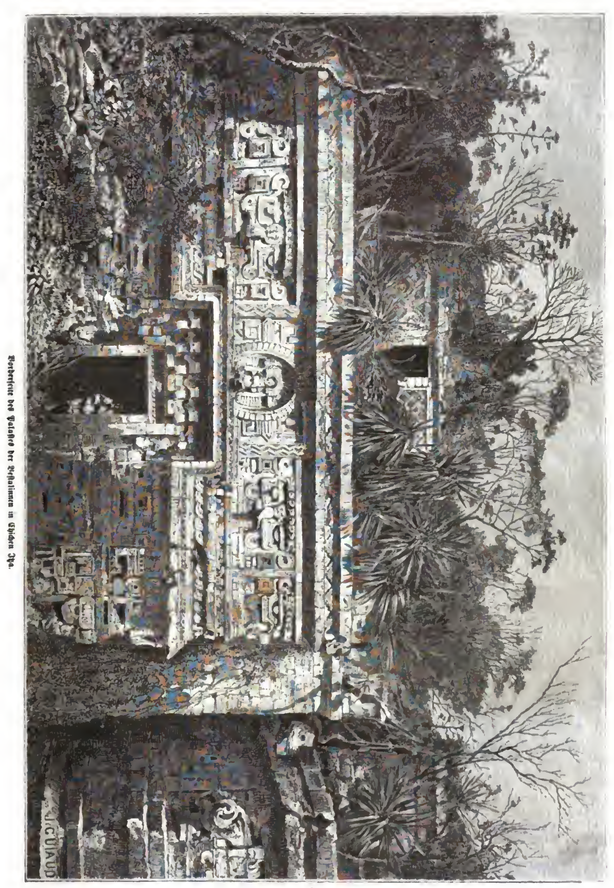
Die großartigsten dieser Ruinen sind die Paläste, Tempel und Pyramiden von Chichen Itza, welche einen Umkreis von vielen englischen Meilen bedecken. Obgleich die Uramerikaner kein Alphabet, keine Buchstabenschrift, keine Hausthiere, kein Eisen besaßen und eine große Menge von Künsten und Fertigkeiten nicht kannten, welche die übrigen Welttheile seit Jahrtausenden gehabt haben, auch keine Seefahrer waren, so deuten jene Ruinen doch auf eine in manchen Beziehungen hohe, eigenartige Stufe der Entwickelung ihrer Erbauer.



Aus den Ruinen von Uxmal.

Die Höhe dieser Bauwerke beträgt 20 bis 25 Fuß. Sie haben nur ein langes schmales Geschoß und keine Fensteröffnungen; die Gemächer laufen in einer Doppelreihe und erhalten Licht nur durch die Thüren. Die Decke ist in der Form eines spitzwinkligen Gewölbes erbaut, derart, daß eine Lage flacher Steine auf die andere folgt, die Ränder übereinander hervorragen, und so bis oben hin, wo dann ein querüber gelegter Stein das Gewölbe, wenn man es so nennen kann, schließt.

Manche Gemächer haben einen herrlichen weißen Be-



Vorderseite des Palastes der Vestalinnen in Chichen Itza.

wurf, der mit der größten Sorgfalt aufgelegt worden ist. Man findet auch Frescomalereien, deren Farben dann und wann noch gut erhalten sind. An den Eingängen befinden sich hieroglyphische Figuren und Linien; steinerne Ringe und Löcher an den Seiten dieser Eingänge beweisen, daß einst Thüren vorhanden waren. — Das wichtigste Monument zu Chichen ist der sogenannte **Palast der Vestalinnen**.

Die Vorderseite desselben (s. Abbildung S. 95) ist mit großer Sorgfalt gearbeitet. Ein prächtiges Medaillon über

Man sieht die Schlange, den Adler, den Tiger, den Fuchs und die Eule, also die Klugheit, die Stärke, Schlauheit 2c.; aber gut erhalten ist nur das Basrelief mit den Tigern, von welchem wir die Abbildung geben.

Einen Ueberblick über dieses ganze altamerikanische Trümmermeer gewinnt man von dem Gipfel einer in demselben sich erhebenden Pyramide. Man kann jedoch nur mit großer Mühe über die mit Gras und Schlingpflanzen überwachsenen mächtigen Trümmerhaufen



Tiger-Basrelief im Circus von Chichen Itza.

der Thür stellt einen Fürsten oder Häuptling dar; das Haupt ist mit einem Diadem von Federn geschmückt. Der große Fries, welcher den Palast umgiebt, besteht aus einer Menge kolossaler Köpfe von Götzenbildern, auf deren Nasen sich wieder ein Gesicht befindet. Diese Köpfe sind von einander durch Felder von kreuzförmiger Mosaik getrennt, dergleichen man in Yucatan oft findet.

Im Innern des Palastes befindet sich ein großer Circus, in welchem die jungen Männer ihre Wettkämpfe in Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit gehalten haben.

auf den Gipfel gelangen, der mit tiefer Dammerde bedeckt ist und Bäume und Sträucher trägt. Die Seiten derselben sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet und mit Steinen von ungeheurer Größe belegt, die nach oben hin kleiner werden. Auf der Nord- und Ostseite sind Treppenreihen mit kleinen Stufen, unten 30 Fuß breit, nach oben hin schmäler.

Die prächtigste Ruinenstadt nächst Chichen ist **Uxmal**; unsere Abbildung auf S. 94 stellt die Vorderseite eines Palastes in derselben dar.

Die hohe Tatra in den Karpathen.

Originalzeichnungen von Fel. Kanitz.

Wo der mächtige, weit über 100 Meilen lange Bogen der Karpathen auf der Grenze von Galizien einerseits und den ungarischen Komitaten Arva, Liptau und Zips anderseits seine nördlichste Höhe erreicht, da fassen sich die centralen Züge derselben zu einem wunderlichen und für das Auge schwer zu entwirrenden Gebirgsknäuel zusammen, welcher mit seinen unzähligen Gipfeln und Kämmen über die angrenzenden Hochebenen und Bergzüge weit emporragt. Die westliche Hälfte bilden die Liptauer Alpen, die östliche die Massen des **Tatragebirges**. Dieses erscheint wie ein mauerartiger Bergwall von etwa acht Meilen Länge, welcher mit zahlreichen, oft mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche emporgehobenen Felsgipfeln, Hörnern und Thürmen besetzt ist, über dessen Kamm theilweise die Hauptwasserscheide geht, und welcher als jene kolossale **Wettersäule** von Osteuropa betrachtet werden



Die Tatra, von Norden gesehen.

kann, an der die eisigen Nordstürme der polnisch-russischen Steppen mit den heißen, trockenen Südwinden der ungarischen Pußten in ewigem Kampf und Streit begriffen sind.

Unser erstes Bild (S. 97) zeigt uns die Tatra von Norden, wo sich imponirende Wildheit mit Großartigkeit der Formen vereinen.

Es sind furchtbare, gewaltige Risse, welche die einst kompakte Masse durchziehen, tiefe, klaffende Spalten, umgeben von ungeheueren Trümmerhalden und Riesenblöcken, die an den Felswänden weit hinaufsteigen. In den eigenthümlichen, von Felsen umgebenen, öden, menschenleeren Thälern liegen die hohen, grünen Alpenseen der Tatra, welche von den Bewohnern Meeraugen genannt werden und oft große Ueberschwemmungen verursachen.

Von dem Rücken des Tatragebirges laufen senkrecht kurze Querrücken aus, noch mehr zerstückelt und zerrissen; so die Koprova (vgl. Abbildung S. 99, sie enthält zugleich einige jener Alpenseen) und die Lomnitzer Spitze (S. 101), der bekannteste Punkt der Tatra, welche eine Höhe von 8328 Fuß erreicht. Von ihrer obersten rauhen und zerklüfteten Plattform laufen nach allen Seiten nackte und hohe Spalten hinab, über 3000 Fuß lang und aufwärts thürmt sich die eigentliche Spitze in wahrhaft schauerlichen Formen.

Der Metallreichthum der Tatra ist dem allgemeinen Charakter des Gebirgs entsprechend ein geringer, nur am Nordabhange findet man einige Eisenwerke. Die Pflanzenwelt ist einer Alpenvegetation vergleichbar, deren charakteristisches Kennzeichen in dem massenhaften Vorkommen des Krummholzes, einem kiefernartigen, nur am Boden kriechenden Nadelholz, besteht. Die Eiche fehlt ganz und auch das übrige Laubholz zeigt sich nur in einzelnen Bäumen, der Waldcharakter des Gebirgs ist das Nadelholz.



Goralen aus der Tatra

Aus der Thierwelt finden wir in den oberen Theilen des Gebirgs zwei ächte Alpenbewohner, die Gemse und das Murmelthier; beide nehmen aber in Folge der vielen Nachstellungen sehr ab; der Bär ist selten, aber gewaltige Raubvögel haben ihren Stand in der Tatra aufgeschlagen.

Unter den Anwohnern der Tatra stoßen Menschen der verschiedenartigsten Nationalitäten zusammen, welche sich

durchkreuzen, in einander aufgehen oder kalt und abstoßend neben einander leben.

Slowaken, Polen, Deutsche, Ruthenen und **Magyaren** wohnen theils dicht an der Tatra, theils in mitten im slovakischen Sprachgebiete eine große Sprachinsel bilden, stammen aus dem 12. Jahrhundert. Diese zipser Sachsen gründeten viele Orte, wovon 24 Städte, **Leutschau** an der Spitze, einen Bund bildeten. Als



Das Koprovaer Thal mit den Stretschino Seen (im Hintergrunde der Mönch).

nicht großer Entfernung davon. Die Deutschen haben namentlich den Osten des Gebirges, die **Zips**, inne, während die Nordseite von Polen, die Süd- und Westseite von Slowaken eingenommen wird.

Die uralten deutschen Kolonien der Zips, welche tüchtige deutsche Männer, welche den Segen deutscher Kultur, deutsche Gewerbthätigkeit und deutschen Fleiß nach dem fernen Osten Ungarns trugen, wurden sie mit vielen Privilegien versehen.

Die deutschen Bauern in den Dörfern des Zipserlandes

sind meist sehr wohlhabend, ihrem Fleiß kommt die Fruchtbarkeit der Grundstücke entgegen.

Den Hauptstamm der Tatraanwohner bilden die

Slowakische Typen.

Slowaken, welche in Ungarn und darüber hinaus überhaupt einen Landstrich von 600 Geviertmeilen mit mehr als 2 Millionen Menschen einnehmen. Die meisten derselben bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche, etwa 450,000 aber zur protestantischen.

Die slowakischen Männer sind ein schöner, starker Menschenschlag (s. Abbild. S. 100); ihre Tracht (S. 102) ist sehr einfach, weiße Beinkleider, ein kurzes, kaum bis zur Hüfte reichendes Hemd, ein breiter, mit Metallknöpfen

besetzter brauner Ledergürtel, in welchem das Geld und ein Messer stecken, ein brauner Mantel von grobem Filz (Halina), endlich ein breitkrämpiger, schwarzer Hut und große schwere Stiefel bilden die gewöhnliche Tracht der Männer.

dem auch die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Volkes sehr gering sind, so ist der Slowake selten wohlhabend oder gar reich, wie dies an seinem schlechten Pferde- und Viehstand zu sehen ist, dem er weder hinreichend Futter gibt, noch Pflege angedeihen läßt.



Die Lomnitzer Spitze (8128 F.).

Weniger angenehm ist die Tracht der Frauen, plump, schwerfällig.

Der Slowak ist vorzugsweise Bauer und bestellt mit vielem Fleiße den verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Gebirgsboden, welchen ihm die Natur in Ungarn angewiesen. Nur in einigen Thälern, wie im Gran- und Waagthal, besitzen die Slowaken fruchtbare Landstriche. Und da zu-

Im Allgemeinen ist der Slowake ziemlich gutmüthig und, so weit es seine Armuth erlaubt, gastfrei. Räubereien und Gelddiebstähle kommen selten vor; nur Viehdiebstähle sind im Hochgebirge häufig; sie werden mit großer Kühnheit ausgeführt und, wenn sie gelingen, niemals geahndet. Die Slowaken haben ein tiefes religiöses Gefühl. Volksbewußtsein und Volksunterricht haben sich jetzt unter ihnen

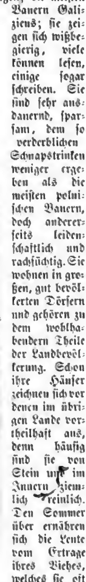
sichtlich gehoben. Von großem Nachtheile für die geistige und materielle Entwicklung des Slowaken ist seine Vorliebe für den Branntweingenuß, die er mit seinem polnischen Nachbar gemein hat.

Die Bewohner der Nordseite der Tatra, die **Goralen** oder **Podhalanen**, haben viel Aehnlichkeit sowohl in der Körperbildung, wie in ihren geistigen Eigenschaften mit den auf der Südseite wohnenden Slowaken, so weit Letztere als Bewohner der Tatra betrachtet werden können. Eine große Elasticität des Körpers und Geistes ist beiden gemeinschaftlich, und die Unmöglichkeit, von dem unfruchtbaren Boden allein sich zu nähren, nöthigt Viele auszuwandern und in der Fremde ihr Brod zu suchen. Dies ist bei den Goralen der Fall und sie bringen, von ihren Wanderungen heimgekehrt, eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen mit, welche den stillsitzenden Bewohnern fruchtbarer Ebenen fehlt. Die Goralen (s. Abbild. S. 98) sind von mittlerer Größe; ihr Anzug besteht aus einem kurzen bis unter die Brust nur reichenden Hemde, eng anliegenden Beinkleidern aus grobem weißen Tuche; als Fußbekleidung lederne Sandalen, welche mit Riemen bis an die Waden zugeschnürt sind, um die Hüften ein breiter Ledergurt, eine weiße, öfter aber braune „Gunja“ (Mantel), meist mit Aermeln versehen, ja oft bei den Bewohnern der größeren Orte die Form eines langen weiten Rockes annehmend, endlich ein niedriger Hut mit schmalem Rande, welcher das lange, bis auf die Schultern herabhängende Haar bedeckt. Die Frauen dagegen sind reicher gekleidet und unterscheiden sich nicht nur dadurch, sondern auch durch ihre ausdrucksvollere Gesichtsbildung vortheilhaft von den Frauen ihrer Nachbarn, der Slowaken. Sie tragen reich gefaltete Röcke aus geblümten Stoffen, über welche vorn eine durchsichtige Mussellinschürze gebunden wird, weiße Hemden mit weiten gestickten Aermeln, ein grünes, vorn zugeknöpftes Leibchen, gelbe Stiefel und gewöhnlich statt des Shawls ein langes Stück Musselin über die Schultern geworfen. Das reich gefettete Haar ist in eine einzige Flechte vereinigt.



Slowakische Trachten

Die Goralen übertreffen an Intelligenz die meisten



Bauern Galiziens; sie zeigen sich wißbegierig, viele können lesen, einige sogar schreiben. Sie sind sehr ausdauernd, sparsam, dem so verderblichen Schnapstrinken weniger ergeben als die meisten polnischen Bauern, doch andererseits leidenschaftlich und rachsüchtig. Sie wohnen in großen, gut bevölkerten Dörfern und gehören zu dem wohlhabendern Theile der Landbevölkerung. Schon ihre Häuser zeichnen sich vor denen im übrigen Lande vortheilhaft aus, denn häufig sind sie von Stein und im Innern ziemlich reinlich. Den Sommer über ernähren sich die Leute vom Ertrage ihres Viehes, welches sie oft auf Monate vom Hause weg ins Gebirge senden. Mit Butter, Käse, Leinwand und anderen in ihrer Gegend erzeugten Dingen treiben sie Handel und ziehen damit oft bis in die Türkei hinab. Wie alle Gebirgsbewohner liebt auch der Gorale seine Heimath leidenschaftlich. Er behauptet, daß weder Speise, noch Trank, noch Klima irgendwo so vorzüglich sei, wie in seinen Bergen, obwohl er zu Hause die ganze Zeit nichts als Hafersuppe und Hafermehlkuchen ißt, und obwohl daselbst noch im Juli und August manchmal Schnee fällt und der Winter beinahe sechs Monate dauert.

Die Stiergefechte in Spanien.

Nach Zeichnungen von G. Doré.

Die Kämpfe von Menschen mit Stieren sind ein Lieblingsvergnügen der Spanier und haben durch diese auch in Südamerika und Mexiko Eingang gefunden. In Madrid werden den Sommer über regelmäßig zweimal in der Woche auf Rechnung des allgemeinen Hospitals Stiergefechte veranstaltet. Der Schauplatz derselben ist das Coliseo de los Toreros, ein Circus, um den sich stufenweise Sitze erheben, über welchen für das gewähltere Publikum Logen befindlich sind. Die Fechter zu Pferde heißen Toreadores, die zu Fuß Toreros. Sie treiben ihr Geschäft gewerbsmäßig und werden gut belohnt. Sie führen ein Wanderleben, von einer Stadt zur andern ziehend. Sie sind lustige Gesellen, die den besten Xereswein trinken, lieben Prunk und lockeres Treiben und pflegen großmüthige Freigebigkeit. Das Geld, nicht selten durch Wunden und Blut erworben, rinnt wie eitel Wasser durch ihre Hände. In feierlichem Zuge pflegen sie auf dem Kampfplatz zu erscheinen, voran die Picadores (s. Abbildungen S. 105 u. 107), in altspanischer Rittertracht und mit einer Lanze bewaffnet, dann die Chulos, zu Fuß, mit Bändern reich geschmückt und einer langen, seidenen, sehr hellen Schärpe in der Hand, zuletzt die Matadores oder Hauptfechter, fein angethan, mit einem entblößten Schwert in der rechten und der Muleta, einem kleinen Stabe mit einem Stück glänzenden Seidenzeuchs, in der linken Hand. Den ersten Angriff des aus dem Behälter gelassenen Stiers nehmen die Picadores auf, suchen denselben durch gelinde Lanzenstiche in die Schultern zu reizen und retten sich, von demselben ernstlich bedroht, durch die Flucht. Hierauf treten die Chulos hervor, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf (s. Abbildungen S. 103 und 106) und retten sich in der Noth durch einen Sprung über die Breterwand, welche den Circus umgibt, während zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Beute ab- und auf sich hinzulenken sucht. Beginnt der Stier in Folge der immer wiederholten Angriffe zu ermüden, so ziehen sich die Picadores zurück, die Chulos aber greifen zu den Banderillas, kleinen, 2 Fuß langen, ausgehöhlten, mit Schwärmern angefüllten Stäben, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind, mittelst deren sie am Stier angehängt werden (s. Abbildungen S. 103 und 108). Ist Letzteres geglückt und entzünden sich die in den Stäben befindlichen Schwärmer, so rennt der Stier wüthend im Circus umher. Jetzt erst tritt der Matador hervor, um ihm den Todesstoß zu geben, indem er ihn durch die vorgehaltene Muleta zum Angriff reizt. Während der Stier unter dem linken Arm durchrennt, sucht ihm der Matador das Schwert in die Brust zu stoßen. Den letzten Stoß erhält der Stier von dem Cachetero (s. Abbild. S. 109). An einem Tage werden auf diese Art oft 8—10 Stiere abgeschlachtet. Herradero bedeutet das Zeichnen der jungen Stiere mit einem glühenden Eisen und auch den Ort, wo dieses geschieht (s. Abbild. S. 110). Man treibt die Stiere am liebsten bei Nacht, weil man alsdann weniger Gefahr läuft, daß sie durch irgend einen beliebigen Gegenstand beunruhigt oder in Wuth versetzt werden.

Das Anheften der Banderillas.

Chulos.

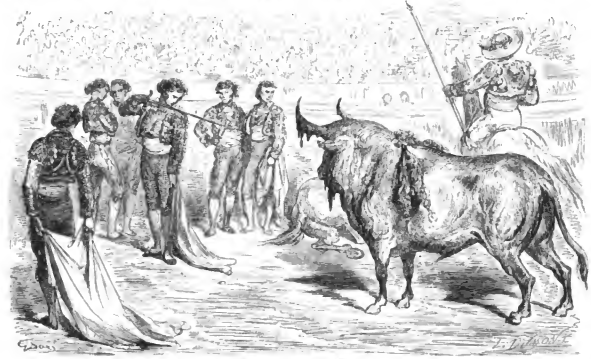


Eine Heerde von Kampfstieren.



Der Picador.

Die ältesten geschichtlichen Spuren von Stiergefechten in Spanien reichen nicht über das 11. Jahrhundert hinaus. Der Cid wird als einer der Ersten



Der Espada erwartet den Stier.

genannt, die sich darin Ruhm erwarben. Karl V. soll sich persönlich an Stiergefechten betheiligt haben. Doch waren sie vornehmlich eine Belustigung des Adels und



Eine Scene aus dem Stiergefecht in Valencia.

des Hofs, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. Später wurde die Theilnahme daran ein besoldetes Handwerk, welches viele Verbote erleiden mußte. Die Leidenschaft der Spanier war aber stärker und gegenwärtig ist ihre Lust an den Stiergefechten noch so groß als je.

Nicht nur in Madrid, sondern auch in den Provinzialstädten finden, meist an den Hauptfesten, Stiergefechte statt, in Andalusien veranstaltet sie jedes Dorf. Jede größere Stadt hat ihre Plaza de toros, d. i. Amphitheater für Stiergefechte, die größten sind die in Xeres de la Frontera, Madrid und Valencia.



Einreiten der Picadores in den Circus zu Valencia.



Ein Banderillero in Lebensgefahr.



Der Cachetero versetzt dem Thiere den Gnadenstoß.



Ein Herradero.



Stiergefecht in einem andalusischen Dorfe.



Der Triumph des Espada.

Der Ausbruch des Vesuv 1861.

Nach Zeichnungen von Marc Monnier.

Wenn der Feuerberg wüthet und tobt, dann denkt der Besteiger des Vesuv nicht an das Paradies, welches sich in ruhigen Zeiten zu seinen Füßen ausbreitet. Der Krater speit Flammen und Asche oder ungeheure Felsenmassen aus; rother glühender Schnee fällt in feurigen Flocken auf die Abhänge des Kegels herab, häuft sich dort an, ballt sich, stürzt in flammenden Lawinen hinab, überzieht den Boden, überdeckt die Häuser, verschlingt Städte, und keine menschliche Gewalt vermag ihm Einhalt zu thun. Die Ausbrüche kommen nur in seltenen Fällen unvermuthet; zumeist kündigt der Berg sie an und gibt Vorzeigen. Die Brunnen geben kein Wasser und der Boden am Vesuv fängt zu beben an. Erdbeben sind sehr häufig mit den Eruptionen verbunden. Die Abhänge des Vesuv werden erschüttert und diese Stöße reichen bis ans Meer. Sie haben blühende Städte in Trümmerhaufen verwandelt.

Unsere Bilder beschäftigen sich mit dem Ausbruch vom December 1861, welcher das Städtchen Torre del Greco zerstörte. Dieses Torre del Greco war zuvor eine der saubersten Städte um Neapel. Zwanzigtausend Menschen wohnten in der Nähe des Vulkans, welcher ihren Vorfahren schon mehremale mit dem Untergange gedroht hatte. Erst 1737 war ein Lavastrom bis dorthin gedrungen; 1797 folgte ein fürchterlicher Ausbruch. Aber die Torresi, d. h. die Bewohner von Torre, bauten ihre Häuser wieder, als ob gar nichts vorgefallen sei; die erkaltete Lava diente als Fundament, die alten vom Feuerstrom verschlungenen Häuser wurden als Kellerräume benutzt und die Leute waren 67 Jahre lang unbesorgt in ihren neuen Räumen. Da erfolgte am 8. December 1861 ein gewaltiger Erdstoß und schreckte sie aus ihrer Sicherheit auf. Die Stöße waren von furchtbarem Getöse begleitet und etwa eine Miglie oberhalb der Stadt öffnete sich plötzlich an vier oder fünf Stellen der Boden. Steine und „Bomben" wurden aus den Eingeweiden des Vulkans in die Lüfte geschleudert, dieser spie zugleich Asche und Flammen aus, und blaue Blitze zuckten nach allen Richtungen hin. Jetzt sahen die Torresi, daß ihre Stadt rettungslos vom Untergange bedroht sei. Sie entflohen nach Resina und viele bis nach Neapel. Es war ein entsetzlicher Anblick, als zwanzigtausend Menschen in wildem Gewirr, schreiend und heulend, weinend und jammernd sich auf der Landstraße drängten, während der Feuerberg wüthete, und diese entsetzliche Flucht dauerte mehre Tage lang. Die Eisenbahnwägen waren in ununterbrochener Thätigkeit, konnten aber nur einen Theil der Menschen und ihrer Habe in Sicherheit bringen.



Ruinen von Torre del Greco.

Der erste Stoß hatte die Stadt nur erschüttert, aber bald kamen andere und warfen Alles über den Haufen. Die alte Lava, welche, wie wir bemerkt haben, das Fundament für die Wohnungen bildete, barst auseinander, bekam weit auseinanderklaffende Risse und tiefe Spalten und dadurch wichen die Häuser aus dem Winkel. Von vielen blieb, wie unsere photographisch aufgenommenen Abbildungen (S. 113 u. 115) zeigen, die eine Hälfte stehen, während die andere in den Abgrund versank. Nicht ein einziges Haus ist unbeschädigt geblieben, an vielen sind alle Vordermauern eingestürzt, so daß das Innere offen liegt; die Balkone hängen da und dort halb fest. Nach der Katastrophe sah man in manchen Wohnungen noch unversehrte Gemälde hängen, und mitten auf und unter den Trümmern Blumen in Menge. Wochenlang mußten die Straßen abgesperrt bleiben, weil allstündlich Gemäuer einstürzte. Alles war öde und schweigsam; von dem einst so regen Leben in dieser der Vernichtung anheim gefallenen Stadt auch keine Spur mehr. — Seit dem Jahre 1731 ist Torre del Greco sieben oder achtmal heimgesucht worden; jetzt hat sich am Strande der Boden erhöht und das Meer ist zurückgewichen. Mit dieser Bodenerhebung begann das Werk der Zerstörung; sollte der Boden wieder sinken, dann bleibt kein Stein auf dem andern. Die Wiederherstellung von Torre del Greco ist aus diesem Grunde untersagt.

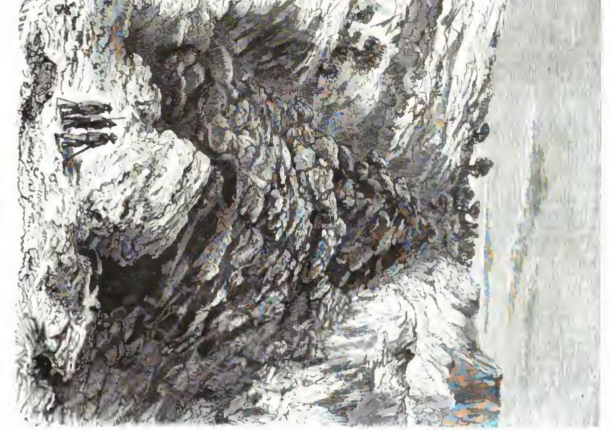


Erhebung des Meeres.



Vesuv-Lava von 1861.

Ruinen von Torre del Greco.



Erkaltete Lava.

Berg und Halbinsel Sinai.

Nach Zeichnungen von Bida.

Das Sinaigebirge, wild und felsig und von vielen engen Thälern durchschnitten, liegt im peträischen Arabien und ist am zugänglichsten von Suez aus zu erreichen. Ob der heutige *Dschebel-Musa* (Mosesberg) oder der Katharinenberg der Berg der Gesetzgebung sei, ist nicht ausgemacht. Der höchste Berg der Halbinsel ist der *Om-Schommar* (8500 Fuß). Unter den Thaleinschnitten (Wadis) ist das *Wadi Mokatteb* am nennenswerthesten; es bedeutet *beschriebenes Thal* und führt seinen Namen von alten Inschriften, die sich an mehren Stellen seiner Felswände und Gruppen vorfinden. Sie wurden kunstlos in den weichen Sandstein eingegraben, untermengt mit Darstellungen von Kameelen, Pferden, Steinböcken, Eseln, Straußen und kämpfenden Menschen. Sie sind ungemein roh gearbeitet u. deuten auf ein hohes Alter (s. Abbild. S. 118 und 121). Wahrscheinlich sind ihre Verfasser die *Nabatäer*, welche aus ihrem Heimathlande Mesopotamien schon zur Zeit der babylonischen Herrschaft und noch mehr nach deren Untergang in großen Massen nach dem Westen zogen, wo sie sich zwischen dem Todten Meer und dem Sinai niederließen und zu fester Herrschaft gelangten.



Beduine von der Sinaihalbinsel.

Am Fuße des *eigentlichen Sinai* liegt das größte Heiligthum der Wüste, das *Grabmal des Propheten* oder *Schech Saleh*; zu ihm wallfahrten die Beduinen jährlich von nah und fern und halten daselbst ihr großes Fest. Aus der weiten Ebene *Rahah* erhebt sich wohl an 2000 Fuß in schroffster Gestalt der nördliche nackte Fels des Sinaigebirges, Horeb benannt; links von demselben in einer schmalen Schlucht liegt das festungsartige *Katharinenkloster*, welches angeblich im sechsten Jahrhundert durch den byzantinischen Kaiser Justinian gegründet worden ist.

Die Zellen der Klosterbrüder sind eng und von allem Luxus entblößt. Sitz und Lagerstätte, welche in eins zusammenfallen, werden gebildet von einem zwei Fuß hohen, in der Ecke aufgeführten Gemäuer; das Ganze gleicht einem Divan, der mit einer Matte oder Decke überkleidet ist. Dazu kommt noch ein hölzerner Stuhl, aber kein Tisch. Mit dieser Einfachheit der Behausung steht die ganze Lebensweise im Einklang, welche die strenge Regel des heiligen Basilius den Mönchen vorschreibt. Sie sind in ein einfaches, grobwollenes weiß und braun gestreiftes Gewand gekleidet. Der Genuß von Fleisch ist ihnen verboten; Milch und hartgesottene Eier gehören schon zu den Ausnahmen, und bei weitem der größte Theil des Jahres sieht nur Fastenspeisen, getrocknete Fische, Kräutersuppen, Oliven und Bohnen auf dem Tische. Außer Brod wird ein guter Dattelliqueur dazu genossen; dann und wann wird Sinaibrod gereicht, welches man aus zusammengepreßten Datteln und Mandeln bereitet.

Die Zahl ihrer Kapellen (20) ist beträchtlicher als die der Brüder selbst. Von der Schmucklosigkeit der meisten dieser Kapellen unterscheidet sich wesentlich die in einem größern Hofraume befindliche, nach alter Basilikenform

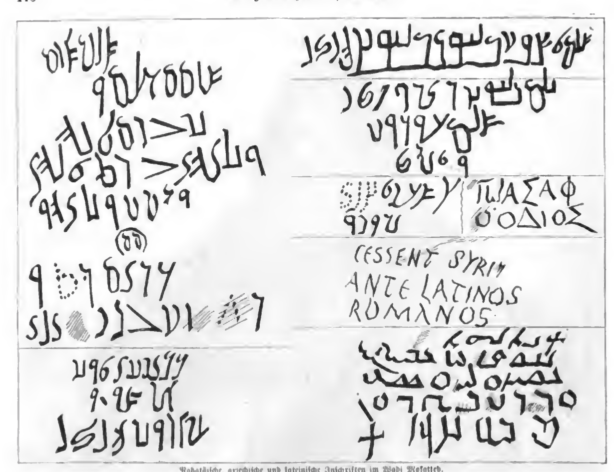
angelegte Hauptkirche mit der Kapelle des brennenden Busches. Sie darf nur mit unbeschuhten ist ein heilig Land." Eben diesen heiligen Ort glaubt man in der Kapelle wieder gefunden zu haben.



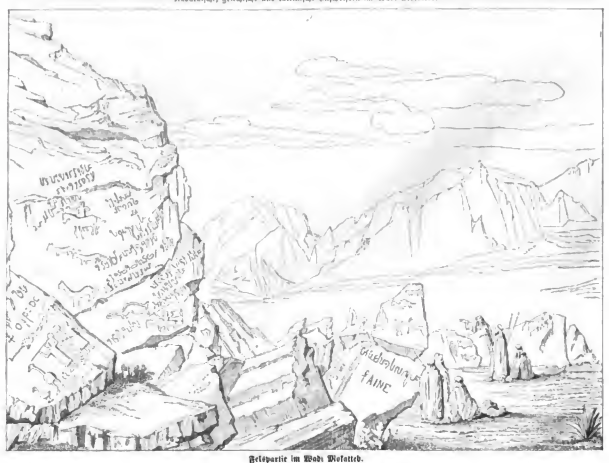
Superior des Katharinenklosters auf dem Sinai.

Füßen betreten werden, in Erinnerung jenes Mahnwortes, das einst an Moses erging: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest,

Der Kirche gegenüber steht eine ansehnliche Moschee, deren Halbmond dicht neben dem Kreuze über die Klostermauer emporsteigt; sie war schon im 14. Jahrhundert vor-



Nabatäische, griechische und lateinische Inschriften im Wadi Mokatteb.



Felspartie im Wadi Mokatteb.



Beduinenknabe und Kameel von der Sinaihalbinsel.

handen. So feiern heute noch Jude, Christ und Moslem auf dem Sinai das Gedächtniß ihrer Gesetzesoffenbarung.

Die Bibliothek des Klosters enthält gegen 500 Handschriften, außer den griechischen, welche die Mehrzahl bilden, sind es arabische, syrische, armenische, georgische und slavenische. Neuerdings ist die Bibliothek berühmt durch den Bibelfund Tischendorfs geworden.

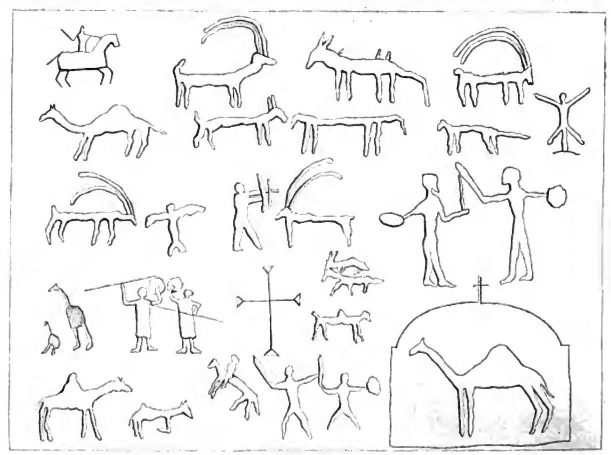
Die Beduinenstämme der Sinaihalbinsel stehen theilweise in einem Verhältnisse zum Katharinenkloster. Bei der Gründung des Klosters schenkte Kaiser Justinian demselben mehrere hunderte Sklaven aus „Servia". Ihre Nachkommen sind die Dschebalije oder Knechte des Klosters. Sie sind aber schon seit langer Zeit vom Christenthum abgefallen und haben den Koran angenommen. Ihre Lebensweise gleicht ganz der anderer Beduinen, von welchen sie aber spottweise „Söhne der Nazaräer" genannt werden und welche nie Töchter an sie verheirathen. Die Dschebalije können deshalb nur Frauen aus dem



Hausverwalter des Katharinenklosters auf dem Sinai.

eignen Stamme bekommen. Ihre Zahl ist gering. Sie können etwa 120 bis 150 waffenfähige Männer ins Feld stellen, sind von kräftigem Schlage und als Diener des Klosters, bei oft harter Behandlung in den Gärten, beim Wasserholen, der Holzbereitung ꝛc. sehr thätig. Als Lohn dafür erhalten sie die Hälfte des Obsterträgnisses im Klostergarten.

aber trotzdem die Gastfreundschaft in hohem Maße. Einer ihrer Haupterwerbszweige ist das Kohlenbrennen; sie legen Feuer an die Wurzel der Bäume und lassen diese so verkohlen. Sie brennen immer nur so viel Kohlen auf einmal, als ihre Kameele tragen können; diese verkaufen sie an vorüberziehende Karawanen. Unter sich sind sie



Bilderskulpturen im Wadi Mokatteb.

Die unabhängigen Beduinen, welche den südlichen Theil der Halbinsel bewohnen, sind als Arab el Tur oder Towara bekannt. Dem Katharinenkloster gegenüber betrachten sie sich als Ghafirs, d. h. Protektoren. Sie sind kein einzelnes Volk, sondern eine Körperschaft, welche in fünf Hauptstämme zerfällt, die sich ihrerseits wieder in Untergeordnete, kleine Sippen theilen. Sie haben die guten und schlechten Eigenschaften der meisten Araberstämme, leben zumeist recht dürftig, üben streng ehrlich, und Diebstahl gilt für eine große Schande; eben so Ehebruch, und für Verletzung der Ehre ist auch der roheste Beduine im höchsten Grade empfindlich.

Weit geringer als von diesen südlichen Towara ist unsere Kenntniß von den nördlichen Stämmen der Sinaihalbinsel, welche die wenig besuchten Gebirgsketten und Plateauländer der weitläuftigen Wüste des el Tih bewohnen. Man begreift sie unter dem Namen Beni- oder Arab el Scham.

Das Volk der Chonds in Indien.

Nach Zeichnungen von Campbell und Macpherson.

In den alten Schriften der Indier hat das Königreich Orissa hohen Ruhm. Es wird als ein Paradies geschildert, mit herrlichen Städten und vielen Heiligthümern; auf dem geweihten Boden lebten Brahminen in großer Menge, und Pilger von weit und breit wallfahrteten zu den Tempeln.

Dieser Glanz ist längst dahin; seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war es dem Großmogul unterworfen und von der Hauptstadt wußte man nichts mehr, bis im Jahr 1838 ein englischer Officier die Spuren derselben auffand. Diese liegen in einer jetzt höchst ungesunden Gegend und bestehen fast nur aus Mauern des Herrscher-

palastes. In dem Lande wohnen die Stämme der Chonds, welche jetzt unter englischer Hoheit stehen. Man fand unter ihnen die seltsamsten Gebräuche und die gräßlichsten Verirrungen; Aberglauben und Fanatismus waren tief bei ihnen eingewurzelt, Menschenopfer waren im vollen Schwange. Man schlachtete die Menschen theils dem Tado Pennor, dem Gotte der Erde, theils dem Maneck Soro, dem rothen Gotte der Schlachten, — jenem, weil man Unglücksfälle abwenden oder gute Ernten erzielen wollte, diesem, wenn man in den Krieg zog, um günstigen Erfolg zu haben.

Aber auch einzelne Leute brachten solche Opfer dar, um die Gunst der Götter für ihre eigene Person zu erwerben.

Die Schlachtopfer nannte man „Meriahs" (s. Abbildung S. 123).

Die Chonds sind von ebenmäßigem, kräftigen Körperbau mit glänzender Hautfarbe. Sie wenden keinerlei Arznei an. Auf Wunden legen sie Erde, welche sie von den Erdhügeln nehmen und mit Wasser ankneten, oder einen Umschlag von Hirsenbrei. In bedenklichen Fällen legen sie ein nasses Stück Zeuch auf den Leib und fahren mit einer heißen Sichel darüber hin. Fieber ist häufig, nicht minder, in Folge unmäßigen Trinkens, Entzündung der Eingeweide. Manchmal richten die Blattern Verheerung an und Viele sind blind. Ihre Bekleidung besteht aus langen und breiten Stücken groben Zeuches, das entweder weiß oder gewürfelt ist; die Frauen tragen in manchen Bezirken Ringe an Hand- und Fußknöcheln und kleine Zierrathen in Nase und Ohren. Ihre Dörfer bestehen aus zwei langen Häuserreihen, welche eine Straße bilden. Jeder baut sich selber sein Haus. Ein Dorf,



Chonds-Häuptlinge.

das in Verfall geräth, wird nicht wieder ausgebessert; man baut dann ein neues, benutzt aber von den Materialien des alten gar nichts. Solch eine Ortschaft hat durchschnittlich eine Dauer von nur 14 Jahren, doch wird sie manchmal früher, irgend eines Aberglaubens wegen, verlassen. Der Ackerbau steht in hohen Ehren, die Söhne; Töchter können kein Land besitzen. In manchen Bezirken bekommt der älteste Sohn einen Extraantheil; Schmucksachen, Hausgeräth, Geld, überhaupt bewegliche Sachen fallen den Töchtern zu, welche von den Brüdern erhalten werden, bis sie heiraten; dann erhalten sie eine Ausstattung. Ein Grundbesitzer, der ohne Mannes-



Befreite Meriah-Mädchen.

erben stirbt, wird von der Dorfgemeinde beerbt und diese vertheilt den Nachlaß.

im Süden gilt dasselbe auch von den Eisenarbeitern und Töpfern. Lohnarbeiter gibt es nicht, Jeder bebaut als Freigut ein Stück Boden, der genau abgetheilt ist; die eine Hälfte desselben liegt im Thal und wird bewässert, die andere und zugleich größere auf der Höhe. Die väterliche Gewalt ist unbedingt und hat keine Schranken, und kein Sohn kann vor des Vaters Ableben irgend ein Eigenthum besitzen.

Grund und Boden vererbt, sammt dem Vieh, nur auf

Der Mann steht bei Tagesanbruch auf, genießt einen Brei aus Hirse oder Hülsenfrüchten mit Ziegen- oder Schweinefleisch, spannt seine Ochsen an und nimmt die Art auf die Schulter. Er pflügt bis Mittags, und Abends genießt er ein geistiges Getränk und raucht Tabak. Zur Zeit der Aussaat und der Ernte arbeiten auch die Frauen auf dem Felde.



Menschenopfer in Chondistan.

Die Maliah (Gebirgs-) Chonds haben sehr viel Groß- und Kleinvieh und dazu Geflügel in Menge. Sie bauen Reis, Oelpflanzen, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Tabak, Curcumä und ganz vortrefflichen Senf; diese Produkte werden ihnen von Hindukaufleuten, namentlich von der Suda-Kaste, abgekauft, oder man bringt sie auf die Märkte zu Kolada und Kodanda, wo der Dorfweber, der Panua, den Handel vermittelt, als Mäkler auftritt und den Eintausch von Salz, Zeuchen, Messinggefäßen, Schmucksachen und dergleichen mehr besorgt.



Chonds-Krieger in Orissa.

Die Chonds im Gebirge haben erst in der jüngsten Zeit den Gebrauch des Metallgeldes kennen gelernt, aber sie hatten Kaurimuscheln. Als Werthmesser diente „Lebendiges", z. B. ein Stier, ein Büffel, eine Ziege, ein Schwein oder ein Huhn; außerdem aber auch ein Sack voll Getreide oder ein paar Messingtöpfe. Im Durchschnitt rechnet man 100 Leben gleich 10 Ochsen oder Büffeln, 10 Sack Korn, 10 Paar Messingtöpfen, 20 Schafen, 10 Schweinen oder 30 Hühnern.

Gastfreundschaft gilt für heilige Pflicht, Flüchtlinge aus andern Stämmen genießen Aufnahme und Schutz. Manche Häuptlinge können lesen und schreiben, namentlich in Gegenden, welche in näherer Berührung mit den Hindus stehen. Die Frauen haben eine gute Stellung, doch können Heiraten nur zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geschlossen werden. Jeder Stamm hat ein bestimmtes Gebiet, dessen Vorstand der Patriarch als Vertreter des allen gemeinsamen Urahns ist.

Die Chonds zeichnen sich durch großen persönlichen Muth aus; sie geben und nehmen kein Quartier. Bei ihren Fehden mit Leuten von anderer Rasse oder auch wohl mit solchen von verschiedenen Stämmen geloben sie zuweilen der Erdgöttin ein Menschenopfer, und Loha Peneu, dem Gott der Waffen, opfern sie Hühner und Ziegen vor der Schlacht. Nachdem das Blut geflossen ist, gibt der Priester, der niemals Waffen tragen darf, das Zeichen zum Gefechte, indem er eine Axt schwingt und die Krieger zur Tapferkeit ermahnt. Diese schmücken sich zum Kampf, als ob sie zu einem Feste gingen, flechten ihr Haar, legen dasselbe in einem flachen Kreis auf die rechte Seite des Kopfes und befestigen an demselben eine Feder, umwinden auch wohl das Haupt mit einem scharlachrothen Tuche (s. Abbildung).

Die Waffen bestehen in einer leichten Axt, die eigenthümlich gekrümmt ist und einen langen Stiel hat, in Bogen und Pfeilen und der Schleuder; Schilde haben sie nicht und die Axt wird mit beiden Händen geschwungen. Krieg ist die Regel, Frieden die Ausnahme. Innerhalb eines jeden Stammes herrscht Ruhe und Ordnung, aber was darüber hinausgeht, ist eitel Zwietracht und Verwirrung; Wiedervergeltung und Blutrache sind an der Tagesordnung.

Die Parsi in Bombay.

Nach Photographien.

Bombay, die volkreiche Hafenstadt vor der Nordwestküste Indiens ist eine der merkwürdigsten Städte Asiens. Von seiner halben Million Einwohner sind 296,000 Hindu aus sehr verschiedenen Gegenden und von allen Kasten, 124,000 Mohammedaner, mehr als 114,000 Parsis, etwa 20,000 Christen aus allerlei Nationen. Dazu kommen Mischlinge von Briten und Hindufrauen (Eurasier), Indoportugiesen, Juden und tausende von Leuten aus allen vorderasiatischen Ländern. Bombay hat jahraus, jahrein das bunte Aussehen eines Jahrmarktes, Alles ist belebt, von früh bis spät wogt ein buntes Gewimmel von Menschen durcheinander. Der Brahmine gibt dort friedlich neben dem Buddhisten, der Muselmann neben dem Juden und dem Bekenner des Evangeliums. Es begegnen sich der Perser, der Araber, der Armenier; sogar der Beduine hat sein Zelt verlassen, aus Liebe zum Geldgewinn. Der Engländer, der Beherrscher des Landes, fühlt sich auch als solcher. Er läßt sich von Kulis, d. i. Arbeitern (s. Abbildungen S. 128 und 129), im Palankin (s. Abbildung S. 130) tragen oder gibt seinen Handlungsdienern (S. 127) Befehle.

Die Parsis sind die Urbewohner des alten Persien,



Ein Parsi in Bombay.



Parsi-Frau und Kind.

welche nach der gewaltsamen Einführung des Islam ihrem alten Glauben, der Feuerlehre Zoroasters, treu blieben und seit der Zeit zum großen Theil in Indien sich niedergelassen haben, wo sie freie Religionsübung genießen.

Die meisten leben in Bombay und in mehren Städten der Provinz Gudscherat, vereinzelt und als Kaufleute findet man sie aber in allen Städten des Morgenlandes.

Die Parsis theilen sich in zwei Sekten, die Schenschoys und die Kudmis; sie haben einerlei Kultus und Ceremonien und beide leben im besten Einvernehmen. Unter ihren Festen feiern sie besonders das Neujahrsfest zu Ehren des Königs Jezdedscherd, des letzten Königs der alten Perser, der im Jahr 651 n. Chr. von den mohammedanischen Arabern geschlagen wurde. Chordad-Sal ist die Feier von Zoroasters Geburtstag, auch den Todten widmen sie einen Feiertag, und dem Engel Ardibehest; er ist Schutzengel des heiligen Feuers, gleichwie sie einen Engel verehren, der über das Meer gebietet.

Die Tracht der Parsis besteht aus einer Angrakha, d. i. ein weiter Rock ohne Gürtel, dessen Aermel noch einmal so lang sind als der Arm, aber über dem Handknöchel aufgekrämpt werden. Dann hat er auch einen Turban, gewöhnlich von dunkler Farbe, über seiner Mütze oder einem schwarzen Käppchen. Die Reichen tragen lange Strümpfe, Beinkleider von Seide und europäisches Schuhwerk. Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie noch eine weiße Dschama über und schlingen eine ellenbreite Schärpe, Pitschori, um den Gürtel. Die Kleidung der Priester gleicht jener der Laien, nur ist der Turban weiß.

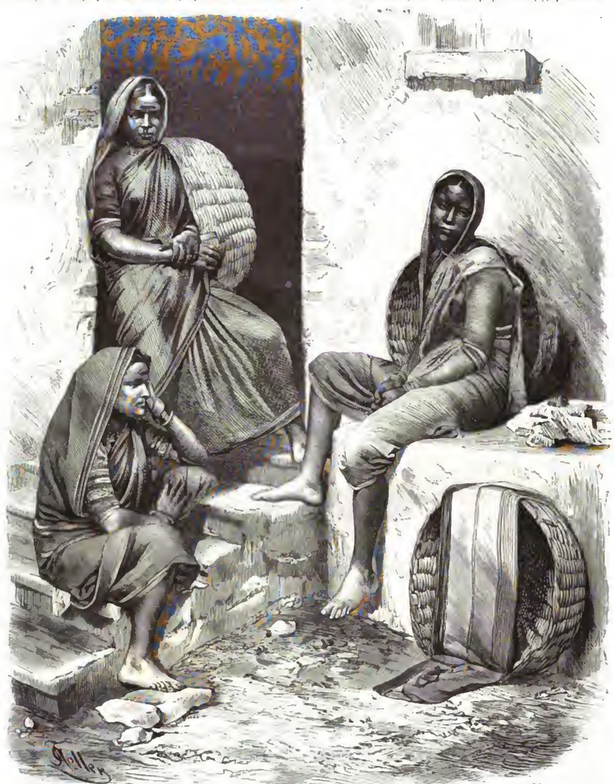
Die Parsifrauen sind im Allgemeinen schlank und anmuthig gewachsen und haben eine sehr weiße Haut. Sie verstecken ihr Haar unter der Mathabana, einem dünnen Tuche von weißer Leinwand, das sie um den Kopf binden. Gleich den Männern tragen sie Hemd und Kusti und seidene Beinkleider. Ihr Sari oder Obergewand ist gewöhnlich von hellfarbiger Seide, manchmal mit allerlei Figuren gestickt oder mit Goldspitzen besetzt. Unter dem Sari sitzt eine seidene Jacke mit kurzen Aermeln, Kanschri oder Scholi. Alle Parsifrauen, reich oder arm, putzen sich je nach ihren Vermögensverhältnissen mit Gold und Juwelen; zum Schmucke gehören auch der mit Edel-



Indische Handlungsdiener in Bombay.

steinen besetzte Nasenring, ein goldenes Halsband und breite Reifen über den Hand- und Fußknöcheln. Diese Tracht ist nicht jene der alten Perser oder der noch in Turban, bei den Frauen der Sari, also Kleider, welche auch die Hindu in Gudscherat tragen.

Die Lebensweise der Parsis ist halb indisch, halb euro-



Arbeiterinnen in Bombay.

Persien verweilenden Parsis; sie ist angenommen worden, weil die Fürsten, von welchen einst die Fremdlinge in Indien aufgenommen wurden, Einfluß auf die Kleidung übten. Daher denn bei den Männern Angrakha und päisch; aber die Civilisation macht unter ihnen alljährlich mehr Fortschritte und sie schließen sich nun enger den englischen Gewohnheiten an.

Ehemals war es Brauch, daß man beim Essen, gleich

den Hindus, auf der platten Erde saß; das hat nun mehr und mehr aufgehört und in vielen Häusern speist man in europäischer Weise, wenn Leute aus dem Abendlande eingeladen worden sind. Im Allgemeinen trägt aber im häuslichen Wesen doch Manches noch einen asiatischen Charakter. Der Parsi hält täglich drei Mahlzeiten und bringt bei jeder seinen Dank der Vorsehung dar, welche ihm das tägliche Brod gibt; Männer und Frauen speisen von einander abgesondert. Die Parsifrau hat eine unendlich höhere Stellung, als jene bei den Hindus und Mohammedanern; sie übt nicht selten großen Einfluß und verkehrt frei mit allen Angehörigen der Familie. Dadurch kommt es, daß die Parsis ein wirkliches Familienleben haben, was andere asiatische Völker nicht kennen. Mancher Hausstand zählt ein Dutzend oder ein paar Dutzend Mitglieder; die Söhne bleiben auch nach ihrer Verheirathung im Vaterhause, in welchem zuweilen der Urgroßvater und die Urenkel unter einem Dache beisammen wohnen.

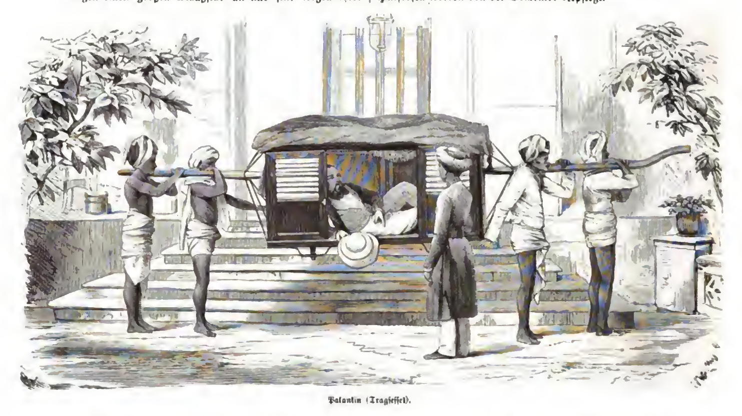
Die Parsis sind ein ungemein geselliger und gastfreundlicher Menschenschlag, sehen gerne Freunde und Verwandte bei sich und nehmen jede Gelegenheit wahr, um Feste zu geben.



Arbeiter (Kulis) in Bombay.

Obgleich sie als Flüchtlinge Jahrhunderte lang schwere Zeiten durchgemacht haben, so gedeihen sie doch in sehr bemerkenswerther Weise und nehmen unter den eingebornen Asiaten die erste Stelle ein. In früherer Zeit waren sie vorzugsweise Ackerbauer, sie haben sich aber im Laufe der Zeit mit großem Erfolg auch andern Berufszweigen gewidmet. Unter dem Schutz Englands wurden viele von ihnen Kaufleute im großen Styl; ein großer Theil des

Verkehrs von Indien und China geht durch die Hände der Parsi-Kaufleute, unter denen Millionäre keine Seltenheit sind. Als Kaufleute sind sie schlau, keineswegs kleinlich, legen einen großen Maaßstab an und sind wegen ihrer



Palankin (Tragsessel).

Rechtschaffenheit bekannt. Unter den Parsis selbst werden die größten Geschäfte ohne schriftliche Urkunden auf Treu und Glauben abgemacht. Viele sind Schiffsbauer, andere treiben ausgedehnte Rhederei. Bei allen öffentlichen Verbesserungen betheiligen sie sich lebhaft.

Von ihrem Reichthum machen sie guten Gebrauch und spenden gern Wohlthaten. Unter den Parsis gibt es keinen einzigen Bettler, alle gesunden Leute arbeiten, die Hülflosen werden von der Gemeinde verpflegt.

Die Jugend ist in den Schulen sehr zahlreich und alle Knaben lernen Englisch, die Gemeinde hat Lehranstalten auf eigene Rechnung gegründet. Manche Parsis haben sich den höheren Zweigen der Wissenschaft gewidmet; sie sind Aerzte, Richter, Professoren, Sprachforscher.

Die Mammuthgrotte in Kentucky.

In der Nähe von Louisville in Kentucky, wo sich der Green River mit den Fluthen des Ohio vereinigt, thürmen sich zu beiden Seiten des Flusses mächtige Kalkfelsen auf, zwischen denen sich der schluchtartige Eingang zur Mammuthgrotte, der größten bis jetzt bekannten Höhle, befindet. Um sie ganz zu durchwandern, soll man fünf bis sechs Tage gebrauchen, doch sind nur etwa sechs englische Meilen genau erforscht.

Von der Vorhalle der Höhle führen 60 Treppenstufen abwärts zu einer breiten Gallerie, die den Namen des berühmten Naturforschers Audubon trägt. Sie grenzt an einen großen Saal, die Rotunde, von welchem mannigfache Gänge auslaufen; einer derselben endigt in ein herrliches Kirchenschiff, das wegen der täuschenden Aehnlichkeit mit einem Dome und wegen der sonderbaren Stalaktiten, welche in Strebepfeilerform dastehen, die Bezeichnung „gothische Kirche" erhalten hat. Ein weiterer Gang führt in die Geisterkammer, die ihren Namen von den Indianermumien führt, welche die ersten Besucher der Grotte dort auffanden. Dieser alte Kirchhof eines untergegangenen Geschlechts ist der am meisten besuchte Platz der Höhle. Im Jahre 1813 fand man noch eine Frauenleiche in zwei gegerbte Hirschhäute geschlagen und mumisiert. In einem kleinen Wassertümpel sind dort die blinden Fische, Cyprinodons, zu sehen, eine nur dieser Höhle eigenthümliche Fischart (s. Abbildung S. 132).

In dieser Geisterkammer halten sich auch genesungsuchende Menschen auf, weil die salpetrige Ausdünstung einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben soll.

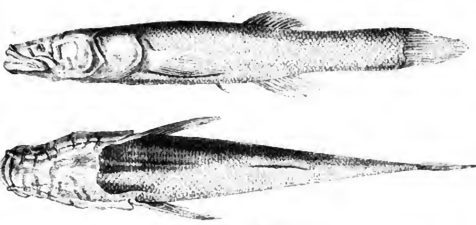
Nach dem „Demuthsweg", den man nur kriechend zurücklegen kann, tritt dem Besucher ein Balken, der „Teufelsstuhl", entgegen, neben welchem sich ein bodenloser Abgrund ausbreitet. Auf- und abwärtsziehende lange Gänge, die oft von kleinen Gemächern umgeben werden, führen endlich in den Mammuth- oder Riesendom, der eine Höhe von beinahe 500 Fuß hat und



Der Fluß Styx in der Mammuthgrotte.



In der Mammuthgrotte.



Die blinden Fische der Mammuthgrotte.

mit seiner ungeheuren Kuppel einen weit ausgedehnten Raum überwölbt. Er verliert sich in der Dunkelheit und der Mensch fühlt sich verschwindend klein in diesem abgeschlossenen Raum, der an Größe alle durch menschliche Kunst entstandenen Bauwerke übertrifft. An den Mammuthdom schließt sich die Sternkammer, eine dunkle Wölbung, die mit einer glitzernden Substanz gleichsam überzogen ist.



Die Laube in der Mammuthgrotte.

Im weitern Verlauf trifft man kleine Seen und Flüsse an. Zunächst das *Todte Meer*, welches am Ausgang der *Fluß Styx* durchströmt (s. Abbildung Seite 131). Gespeist werden diese Quellen sowohl durch eindringendes Regenwasser, als durch Quellen. Auf dem Todten Meere und dem Fluß Styx fahren kleine Boote umher, die Fackeln werfen ihr magisches Licht über die Wasserfläche und die von Stalaktiten überzogenen Wasserwände; in der Nähe einer Sandbank ist eine kleine *Schwefelquelle*, deren Einfassung mit den herrlichsten Blumen überdeckt scheint; diese bestehen aus den verschiedenen Niederschlägen, welche sich aus der Quelle gebildet haben. Der nächste Abschnitt der Grotte heißt der *Schneeballsaal*, durch welchen man die *Felsengebirge* erreicht, in deren Schluchten sich die *Feengrotte* befindet, die alles Wetteifernde überbietet. An ihren Wänden und den zu kühn geschwungenen Bogen geformten Stalaktiken sickert im Fackelschein glitzerndes Wasser herab, und nur die herabfallenden Tropfen unterbrechen mit ihrem eintönigen Schall die Todtenstille. In ihr glaubt das Auge eine große Laube zu erblicken (s. Abbildung S. 132); wie von Menschenhänden erscheint sie aufgeführt. Dieser Feensaal liegt vier deutsche Meilen vom Eingang der Mammuthgrotte entfernt.

Die Stadt Arequipa in Peru.

Nach Zeichnungen von Paul Marcoy.

Diese Stadt liegt am Fuße des herrlich geformten Andenvulkans Misti und hat etwa 17,000 Einwohner; sie ist kaum noch ein Schatten mehr von dem, was sie einst gewesen ist, die großen politischen Umwälzungen in Peru haben ihr großen Schaden zugefügt. Der Boden ist sehr vulkanisch; achtmal ist Arequipa theilweise, dreimal fast gänzlich durch Erdbeben verwüstet worden, zweimal hat man der Stadt eine andere Stelle gegeben. Bei dem heutigen Arequipa hat man auf die Erdbeben besondere Rücksicht genommen und die Mauern sehr dicht gemacht. Die Plaza mayor hat auf drei Seiten überwölbte Säulengänge und Waarenläden, die vierte Seite wird von der Kathedrale eingenommen. Unsere Abbildung (S. 135) zeigt, daß sie einen frostigen Styl hat, sie ist aber das wichtigste Gebäude, das seit der Unabhängigkeit in den amerikanischen Kreolenstaaten aufgeführt worden ist. Außer diesem Dome hat Arequipa noch fünf Kirchen, dazu noch fünf Mönchs- und drei Nonnenklöster. Alle diese Kirchen sind überfüllt mit Kostbarkeiten.

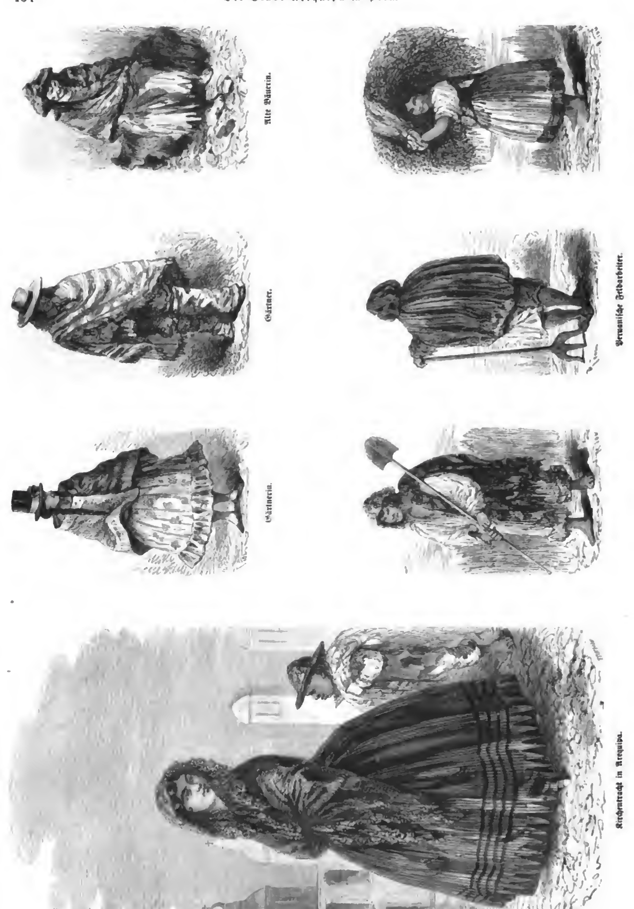


Brodverkäufer in Arequipa.

Das Verkehrsleben ist nicht unbedeutend, der Großhandel ist in den Händen von ausländischen Häusern, der eingeborene Handelsmann ist ohne alle Betriebsamkeit. Eine große Rolle spielen die Mönche, sie leben lustig und lieben eine äußerst behagliche Weltanschauung; in seinem Kloster empfängt der Mönch Besuche und gibt selber Gesellschaften. Unter den Einwohnern ragen besonders zwei Typen vor; zuerst der Indianer von der Küste des Stillen Weltmeeres, mit rundem Gesicht, platter Nase, aufgeworfenen Lippen, enggeschlitzten Augen; sie sind die Nachkommen der alten Stämme der Llipis u. A. Dann sieht man zweitens den Quechua-Typus mit ovalem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, Adlernase, schräg-, aber weitgeschlitzten Augen, üppigem, langem aber weichem Haar. Aus beiden Typen sind Mischlinge hervorgegangen, in denen schwächliche Häßlichkeit als Hauptzug bemerkbar ist. All dieses Volk befindet sich nirgend wohler als in den Schänken, deren Arequipa fast 1000 hat, während die ganze Häuserzahl nur das Doppelte beträgt.



In Reitkostüm. (Damen zu Arequipa.) In Putz.



Alte Bäuerin.

Gärtner.

Gärtnerin.

Peruanische Feldarbeiter.

Kirchentracht in Arequipa.



Plaza mayor und Kathedrale in Arequipa.

Die Insel Réunion im Indischen Ocean.

Nach Zeichnungen von Simonin.

Dieses Eiland, zu den Maskarenen gehörig, wird in zwei Abtheilungen geschieden, jene unter dem Winde, mit dem Hauptorte St. Paul, und die im Winde, mit der Hauptstadt St. Denis. Letztere ist die fruchtbarere, frischere, weil sie fast das ganze Jahr hindurch Regen hat, welcher in der andern Abtheilung nur in die eigentliche Regenzeit fällt. Die Hauptstadt St. Denis ist von einem Boulevard (s. Abbildung S. 137) umgeben und gewährt ein buntes und anziehendes Gemälde. Die Vegetation zeigt eine tropische Ueppigkeit, die ganze Insel ist vulkanisch und dem Auge gähnen tiefe Spalten und Risse entgegen, jäh abfallende Felsen, Basaltsäulen, die oft an



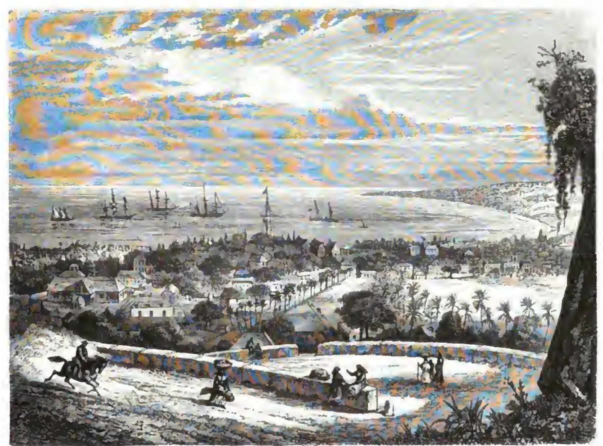
St. Gilles auf der Insel Réunion.



Indische und Neger-Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen der Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)



Boulevard Doret in St. Denis, Insel Réunion.



Ansicht von St. Paul, Insel Réunion.

ihrem Gipfel gekrümmt sind. Réunion ist vorzugsweise eine Zuckerinsel und durch die Einführung indischer Arbeiter ist es möglich geworden, den Zuckerbau beträchtlich auszudehnen.


Indischer Arzt zu St. Paul.

Die frühere Hauptstadt war St. Paul, das an einer schönen, anmuthig geschweiften Meeresbucht liegt (s. Abbildung S. 137); in der Nähe hat man vor einigen Jahren


Indischer Barbier auf Réunion.

Schwefelquellen aufgefunden, welche jetzt ein vielbesuchtes Bad sind; ebenso wie die warmen Quellen von Salazie. Den Hauptort an der Südküste bildet St. Pierre, eine anmuthige Stadt. Dort wendet die Regierung große Mühe und Kosten auf, um der Insel einen guten Hafen zu schaffen, weil vom November bis März die Orkane und Wirbelstürme außerordentlich gefährlich sind. Ihr Herannahen wird durch das rasche Fallen des Barometers verkündigt; bald nachher braust der Wind mit ungewöhnlicher Heftigkeit heran und der Regen fällt in Strömen herab. Am Lande werden Bäume entwurzelt und Dächer abgedeckt, und auf dem Meere — wehe dem Schiffe, das sich im Bereich des wüthenden Windes befindet! Auch die sogenannte Raz de marée

stellt sich gewöhnlich zur Zeit der Orkane ein. Das hohe Meer erscheint ganz ruhig, aber plötzlich entsteht an der Küste eine Springfluth und bricht sich mit ungeheurer Macht am Gestade. Sie rollt das Gestein wirr und wild durch einander und man glaubt einen Donner zu hören. Dabei bleibt der Himmel heiter, auch die Luft ganz ruhig; nach und nach besänftigen sich die Wellen und das Meer wird wieder glatt. In St. Pierre hat die Raz de marée manchmal großen Schaden angerichtet, z. B. bei den Arbeiten zur Herstellung des Hafens. Sie warf Steinmassen von 80,000 Pfd. Schwere oben vom Hafendamm herab, welcher ihr Widerstand leistete. Auch in St. Paul schreiten die Hafenarbeiten voran.

Nicht weit von dort liegt der Circus von Cilaos, der einem ungeheuern Krater gleicht und warme Quellen besitzt. Auf dem Wege dorthin hat man einen Blick auf alle höchsten Punkte der Insel. Dort oben erinnern Hütten an die Alpen; dort wachsen Brombeeren und die Leute bauen europäische Gemüse, selbst Linsen und Kartoffeln fehlen nicht und Birnbäume sind gar nicht selten. In der Umgegend stellen die Jäger den wilden Ziegen nach.

An der Südwestküste liegt die Stadt St. Louis, in deren Umgegend viel duftiger Faham wächst, dieser „Thee von Bourbon", welcher es gut und gern mit dem chinesischen aufnehmen kann. Auch wird viel Zucker gebaut, dessen Ernte schon im Juni beginnt. Die „Roulaison" fängt dann an, d. h. man bringt das Rohr zum Auspressen zwischen die Walzen. Der holzige Theil heißt Bagasse, wird getrocknet und als Brennstoff verwandt. Die Arbeiter sind durchschnittlich Indier, die zwar bei weitem nicht so körperkräftig sind wie die herkulischen Neger, aber doch arbeiten und folgen. Am Tag über sind sie auf den Plantagen zerstreut, Abends kommen sie heim zu ihren Paillotes, d. h. Hütten aus Bambus. Versuche, die Chinesen als Feldarbeiter zu verwenden, sind auch auf Réunion mißlungen, denn die Himmlischen liefen vom Feld in die Städte, um Kleinhandel zu treiben. Ganz reizend liegt das Fischerdorf St. Gilles (s. Abbildung Seite 136) am Ausgang einer tiefen Schlucht. Auf den Wiesen weiden Rindviehheerden, deren Hirten Malgaschen sind. Weiterhin liegen Zuckerpflanzungen, auf denen Kaffern oder Mozambikneger, eine Lanze in der Hand tragend, als Feldhüter (s. Abbildung) angestellt sind.

Ein Feldhüter auf Réunion.

Die Bevölkerung von Réunion ist eine sehr buntscheckige; zwischen Indiern und Negern sind Verbindungen häufig, letztere nehmen seit ihrer Emancipation an Zahl ab; sie zeichnen sich auch hier durch ihre Trägheit aus und wirken durch ihr böses Beispiel sehr nachtheilig auf die indischen Arbeiter.

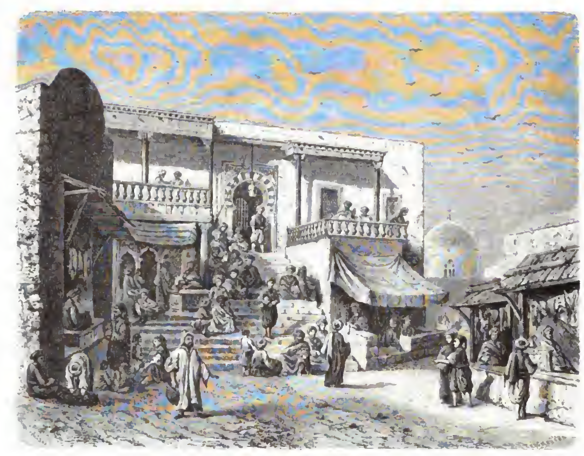
Bilder aus Tunis.

Nach Zeichnungen von A. Crapelet.

Tunis hat eine herrliche Weltlage, unweit von den Ruinen Karthagos und gilt bei den Orientalen für eine hübsche Stadt, die schon in den Zeiten des Alterthums gepriesen wurde. Die Europäer dagegen nennen es schmutzig. Wie bei allen orientalischen Städten liegen Pracht und Schmutz dicht neben einander. Aus der Ferne ist der Anblick herrlich, aber im Innern findet man ein Labyrinth von engen und unsaubern Gassen. In der oberen Stadt wohnen zumeist Türken; die Quartiere der Maltesen, Italiener, Franken und Juden liegen in der Unterstadt und auch in den Vorstädten. Eine Zählung ist niemals veranstaltet worden, deshalb sind alle Angaben über die Volksmenge schwankend und unsicher, insgemein nimmt man zwischen 70 und 100,000 Seelen an, unter denen nicht weniger als 20,000 Juden und etwa 10,000 Christen.

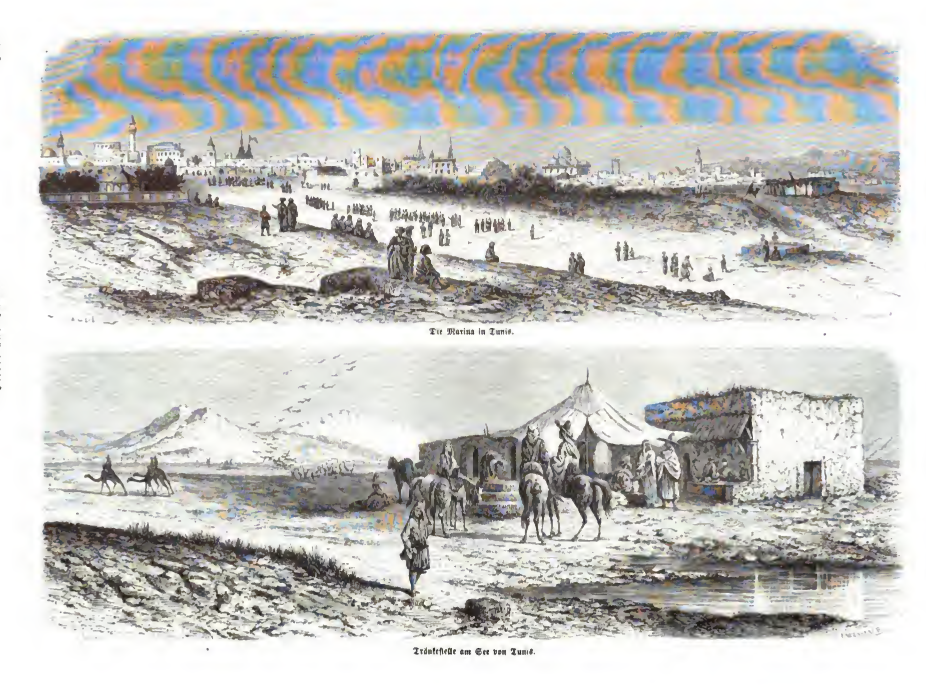
In der Stadt hört gegen Sonnenuntergang aller Lärm auf, die Buden werden geschlossen, die Leute bleiben in ihren Häusern, und in der Straße bemerkt man nur dann und wann einen Fremden, der allemal eine Laterne vor sich hertragen läßt; Jedermann trägt Waffen, denn böses Raubgesindel schwärmt dicht bis vor die Thore von Tunis.

In westlicher Richtung liegt der Fluß Medscherda, seine Ufer sind höchst malerisch und von Palmen und Bananen beschattet. Ueberhaupt hat Tunesien ungemein fruchtbare Gegenden, aber es ist schlecht bebaut, die Bewohner sind träg und gleichgültig. Die reichen Mineralschätze an Silber, Quecksilber, Blei, Kupfer, Bergkrystalle, sogar Gold werden nicht ausgebeutet. Die türkischen Einwohner sind dem Islam mit voller Inbrunst zugethan, sie feiern ihre Feste mit ausgelassener Freude, wie das Bairamfest (s. Abbildung S. 144).



Maurisches Kaffeehaus in Tunis.

Die Europäer besuchen gern die Promenade de la Marina (s. Abbildung S. 141), an der viele Kaffeehäuser liegen und große Bazars (s. Abbildung S. 143) aufgeschlagen sind. In der Nähe des tunesischen Städtchens Zaghuan befinden sich die Trümmer eines alten römischen Tempels, der mit großer Sorgfalt erbaut worden war (s. Abbildung S. 142). Vor demselben ist ein ausgemauertes Becken stets mit klarem Wasser gefüllt. Die nach Karthage führende Wasserleitung (s. Abbildung S. 144) war eines der großartigsten Römerwerke in Afrika.



Die Marina in Tunis.

Tränkstelle am See von Tunis.



Ruinen eines Tempels in Zaghuan.



Ein Bazar in Tunis.



Das Bairamfest in Tunis.



Ein Kaffeehaus am See von Tunis.



Eine alte Wasserleitung auf dem Wege nach Zaghuan.

Bilder aus dem Kaukasus.

Nach Zeichnungen von M. Blanchard.

Der Kaukasus, „das Gebirge der tausend Gipfel", auf dem Isthmus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, bildet eine ununterbrochene hohe Gebirgsmauer, überragt von zahlreichen, zum Theil von ewigem Schnee bedeckten Hochgipfeln (deren höchster der Elbrus), Kegeln, Domen und Thürmen, und wird als die südöstliche Grenze Europas gegen Asien angesehen. In seinen mittleren Theilen erheben sich große Striche des Gebirgs über die Grenze des ewigen Schnee's und senken sich von den Firnfeldern der Höhen bis unter 8000 Fuß herabwärtsreichende Gletscher in die Hochthäler; der forttaufende Gebirgskamm ist nur schwierig gangbar, die meisten Päße liegen 10,000 Fuß und darüber hoch. Die einzige fahrbare, in ihrer großartigen Wildheit aber beschwerliche Straße, vom Terekthal nach Tiflis führt durch den Engpaß von Dariel (s. Abbild. S. 147). Zur Vertheidigung solcher Päße finden sich einzelne Festen, wie Ananur (s. Abbildung S. 148), Sion und Orsete (s. Abb. S. 146).



Tempel der Feueranbeter in Baku.

Der Kaukasus ist reich an heißen und kalten Mineralquellen, von denen die berühmtesten die heißen Schwefelquellen von Prätigorsk und Tiflis sind. Seine beiden Ausläufer, die Halbinsel von Apscheron in Südosten, im Nordwesten die von Taman, sind beide gleich merkwürdig durch ihren Reichthum an Naphthaquellen und brennbaren Gasen, welche die ewigen Feuer von Baku speisen, und durch Schlammvulkane. Der Tempel der Feueranbeter (s. Abbildung) liegt in nordöstlicher Richtung etwa 12 Werst von Baku entfernt. Die umliegenden Ortschaften benutzen dieses brennbare Gas zu mancherlei ökonomischen Zwecken, zur Beleuchtung, zum Kochen, Kalkbrennen u. s. w.

Die Vegetation ist je nach den verschiedenen Höhen eine verschiedene. An der Nordseite lassen heftige kalte Frühlingsregen und feuchte Nebel den Pflanzenwuchs nicht zur rechten Entwicklung kommen. Desto üppiger ist das Gedeihen und die Pracht der Pflanzenwelt am Südgehänge, dort hat der Weinstock seine eigentliche Heimath; dort wird Baumwolle gebaut und bei der Menge Maulbeerbäume ausgedehnte Seidenzucht getrieben. In den Vorbergen ist der Kaukasus fast ringsum ein meist dicht bewachsenes Waldland, so dicht, daß die Russen ganze Bataillone mit Beilen bewaffnen mußten, um Wege durchzuhauen. In diesen Wäldern ist ein großer Wildreichthum, es hat sich noch der Auerochs dort erhalten, hoch oben haust der kaukasische Steinbock.

Den Hauptreichthum des Gebirges bildet das Vieh. In Bezug seiner Bevölkerung gehört der Kaukasus zu den merkwürdigsten Gebirgen der Erde. Sechs Hauptstämme bewohnen Kaukasien: im Süden der christliche georgische Stamm, mit einer eigenthümlichen Kultur, im Westen die Tscherkessen mit vielen Nebenstämmen, der ossetische Stamm, der am längsten den Russen unterworfen ist; der mindschegische und lesghische Stamm, welche beide zahlreiche Völker, die Inguschen, die Tschetschenzen, die Kisten, die Awaren, Kasikumyken, Alanen u. s. w. umfassen. Als letzte Einwanderer gesellen sich noch dazu einige mongolische Stämme, Tataren.

Die Gesammtbevölkerung des Kaukasus schätzt man auf 1½ Million. Entvölkert durch die steten Raubkriege sind der waldige Nordrand und die fruchtbaren Ebenen vor ihm. Die Kaukasier charakterisirt ein ungebändigter Geist der Unabhängigkeit, der sie im Schutz ihrer natürlichen Gebirgsfesten Jahrtausende hindurch frei erhielt, bis sie in den letzten Jahren den energischen Anstrengungen der Russen unterliegen mußten. Seit Jahrtausenden sind diese Stämme in kleinen Räuberschaaren, auf Schleichwegen durch den Wald, zu Fuß oder auf ihren raschen ausdauernden Gebirgspferden (vergl. die Abbildung des Reiterspiels S. 148), unvermuthet aus dem Gebirge in die umliegenden reichen Länder eingebrochen und selten ohne Beute heimgekehrt.



Tschertowaja Dalina, Teufelsthal, im Kaukasus.



Elon und Orfete im Kaukasus.



Der Dariel-Engpaß im Kaukasus.



Reiterspiel der Kaukasier.



Festung Ananur am Aragwi im Kaukasus.

Ruinen aus dem alten Athen.

Nach Photographien.

Der Hauptort, in dem sich das Schönheitsleben des alten Griechenland zusammenfand, war stets Athen. Unter der Schönheit des griechischen Götterhimmels thronte dort auch die Schönheit und Mannichfaltigkeit griechischer Kunst, getragen von der Höhe und Vielseitigkeit geistiger Bildung, von den Sitten freier Anmuth und dem würdigen Ernst des öffentlichen Lebens. Ueberall in der Natur umgab den griechischen Menschen die Kunsttrieb weckende Schönheit, die ihm ins Herz lachte mit dem hellen Licht ihrer Sonne und mit der Zauberpracht ihrer Farben.

Athen liegt in einer Ebene und ist im weiten Bogen von felsigen Bergen umgeben. Getreidefelder, kleine Wiesen und Gärten wechseln mit einander ab in einer Ebene, durch deren Mitte in einem Olivenwalde der alte Kephissos sich hinwindet. Heute ist es eine ärmliche Mittelstadt, die etwa 20 Tausend Einwohner zählt; die Ruinen der Vergangenheit, die wunderbaren Denkmale des Alterthums liegen außerhalb derselben. Steil aus der Ebene empor ragt die Akropolis (Hochstadt). Die alten Tempel und Heiligthümer, welche die Akropolis bedeckten, gingen in Flammen auf, als die Perserschaaren Hellas überschwemmten. Aber sie stiegen unendlich herrlicher auf aus der Asche, nachdem in den glorreichen Siegen von Salamis und Platää Griechenland seine Freiheit erkämpft und Rache genommen hatte an den Städte verwüstenden Barbaren. Hier vereinten sich die zahlreichen Heiligthümer, Altäre und Wundermale in einem Ganzen, das jedes derselben in seiner Selbständigkeit bestehen ließ, während der Bau als Ganzes zugleich doch den Anforderungen architektonischer Schönheit Genüge leistete. An der Westseite der Akropolis befindet sich das großartige Eingangsgebäude derselben, die Propyläen, deren Eingangsthüre erst 1853 entdeckt wurde. Aber Alles überstrahlte, zur Rechten auf der höchsten Bergfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin Jungfrau, der Athene Parthenos: die herrlichste Schöpfung des Phidias, der säulenwaldumgebene Parthenon, ein Wunderbau, der einzig und erhaben dasteht unter den Tempeln Griechenlands (s. Abbildung S. 151).



Metope (Zwischenfeld) am Parthenon. Hautrelief des Phidias.

Wohl erfüllen noch heute hochaufstrebende Säulen, von reichen Gesimsen gekrönt, durch Schönheit der Formen und Verhältnisse das Auge mit Entzücken; aber, des Daches und selbst der Kapitäler beraubt, starren sie klagend hinein in die blaue Luft. Verstreut im wirren Durcheinander, füllen die schönsten Baustücke den Schuttboden des inneren Tempelraums.

Nach dem Siege des Christenthums über das Heidenthum zog die „heilige Jungfrau" ein in den Tempel der Pallas Athene, bis sie im Jahre 1456 nach der Eroberung durch die Türken wieder daraus vertrieben und der Par-



Griechische Faßnachtsfeierlichkeit beim Zeustempel.



Der Parthenon.

thenon zu einer Moschee umgewandelt wurde. Doch selbst die Barbarei der Türken zerstörte nichts von den größern Monumenten, und die Akropolis erreichte in ihren wesentlichen Denkmälern das Ende des 17. Jahrhunderts. Aber am 28. September 1687 geschah das Entsetzliche. Der Feldmarschall der Republik Venedig, Graf Otto von Königsmark und der Generalkapitän Morosini belagerten



Das Theater des Herodes Atticus unterhalb der Akropolis.

die Akropolis, um sie den Türken zu entreißen. Eine Bombe traf das Pulvermagazin, welches die Türken im Parthenon errichtet hatten, und der Tempel, dessen Herrlichkeit zwei Jahrtausenden getrotzt hatte, ward mitten entzwei geborsten und in zwei große von einander geschiedene Ruinen verwandelt. Der Nachfolger in der Verwüstung des Parthenon war der Schotte Lord Elgin. Mit Erlaubniß der türkischen Regierung ließ er die noch vorhandenen Giebelstatuen herunterschleifen, die Metopen (Zwischenfelder, s. Abbildung S. 149) und den Cellafries (die Cella enthielt das Bild der Göttin) ausbrechen, um die so geraubten letzten Reste der Kunst des Phidias für eine hohe Summe an die englische Regierung zu verkaufen.

Die Akropolis ist es nicht allein, welche bemerkenswerthe alte Monumente enthält, am Fuße derselben weisen noch viele Stellen Ueberreste herrlicher Kunstwerke auf. Da befindet sich auch das (römische) Theater des Herodes Atticus (s. Abbildung S. 152), welches eines der bedeutendsten Theater Griechenlands war. Großartiger war jedoch das altgriechische Theater des Dionysos, das erste aus Steinen überhaupt erbaute Theater Grie-

chenlands, 500 v. Chr. aufgeführt und 1862 von dem deutschen Baumeister Strack aus Berlin ausgegraben. Dies war die wahre Wiege dramatischer Kunst, es war die Stätte, wo den Göttern zu Ehren Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre erhabenen Schöpfungen dem hellenischen Volke zuerst vorführten.

Der Tempel des olympischen Zeus, welcher am rechten Ufer des Ilissus liegt, war einer der größten Griechenlands. An ihm ist sieben Jahrhunderte lang gebaut worden, vollendet wurde er vom römischen Kaiser Hadrian. Jetzt sind nur noch 16 große Säulen übrig (s. Abbildung S. 150).

So groß der Unterschied zwischen dem alten Athen und dem neuen ist, so groß ist auch der Unterschied zwischen der Bevölkerung von einst und jetzt. Die alte hellenische Bevölkerung ist verschwunden, sie ist aufgegangen in einer gräko-slavischen Mischlingsrasse, in welcher das slavische Element vorwiegt.

Aus dem Lande der Kirgisen.

Nach Zeichnungen von Th. W. Atkinson.

Die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstroms im Westen sich gen Osten bis in die Dzungarei hineinstreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Türkistan begrenzt wird, gehört den Kirgisen. Sie ist recht eigentlich für diese Wanderhirten geschaffen, denen seßhaftes Leben von Grund der Seele zuwider ist; der Kirgise ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seinen Neigungen zusagt.



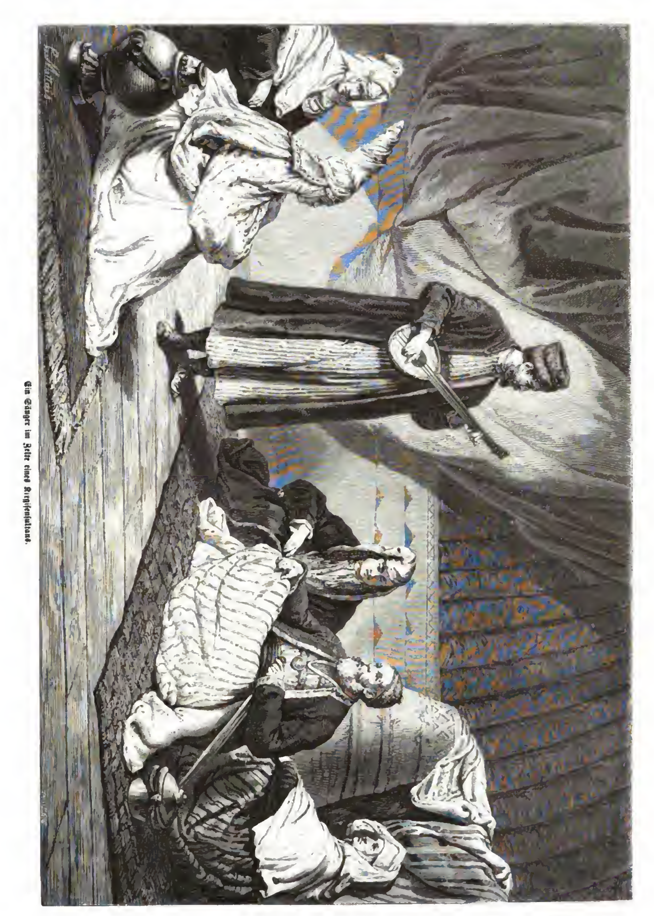
Wasserfall im Alatangebirge.

Das Leben der Kirgisen bewegt sich im Allgemeinen um Zweierlei, um die Heerden und um den Krieg. Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört jedoch auf, sobald ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, Feind und Freund kommen weit und breit zum Begräbniß und zur Todtenklage (s. Abbild. S. 157) herbei. Von Charakter ist der Kirgise mürrisch, rauh, heftig; auch ist er zum Trunk geneigt. Das Gastrecht ist ihm heilig; der Reiche unterscheidet sich nicht von dem Armen, auch nicht der Herr vom Diener. Er verräth viel Anlage zur Musik, und die kriegerischen Improvisatoren (Sänger, s. Abbild. S. 155) sollen bei ihren Nachbaren eine große Berühmtheit erlangen. Aeußerlich sind die Kirgisen Muselmänner, d. h. sie haben einige äußere mohammedanische religiöse Formen angenommen, Moscheen und Priester haben sie jedoch nicht. Ihre Industrieerzeugnisse beschränken sich auf die Fabrikation von Filz und einem Gewebe von Kameelhaaren. Fast alle nothdürftigen Lebensmittel erhalten die Kirgisen durch den Handel.

Die Kirgis-Chazaken, den Russen größtentheils unterworfen, theilen sich in drei Horden: die große Horde, die mittlere Horde und die kleine Horde, welche zusammen



Sonnenuntergang in der Steppe.



Ein Sänger im Zelte eines Kirgisensultans.



Eine Fahrt mit der Post in der Kirgisensteppe.

fast 40,000 Quadratmeilen einnehmen und über 1 Million Seelen zählen.

Eine besondere Verwaltung für die Eingeborenen und Steppengerichte sind größtentheils noch nicht vorhanden, meist werden die Obersultane der verschiedenen Stämme von einem der sibirischen Generalgouverneure bestätigt, und ihre Würde ist erblich. — Für Rußland ist das Land sammtumfange keineswegs das Gepräge einer einförmigen Ebene, wie die nördlich gelegenen Steppen (s. Abb. S. 154), nur der westliche Theil stellt sich als wirkliche Steppe dar, doch treten auch in diesem Felshöhenzüge auf und der östliche Theil erhebt sich zu großartigen Gebirgsgebieten. Das bedeutendste Glied dieser Erhebung ist das an Bleierzen reiche **Karkaralygebirge**; im Süden wird die Steppe



Todtenklage bei den Kirgisen.

der Kirgisen insofern von großer Wichtigkeit, als fast sämmtliche Karawanenwege und die Poststraße (s. Abbild. S. 156) auf der ganzen Strecke vom Kaspischen Meere bis zum Altaigebirge, von Süden nach Norden durch das Gebiet der Kirgisen laufen.

Das ungeheure, unter dem allgemeinen Namen der Kirgisensteppe zusammengefaßte Gebiet trägt in seinem Ge-

von dem Muchadjargebirge durchzogen, an dessen Grenze das **Alatangebirge** austritt (s. Abbildung S. 153).

Vom Wald ist im Allgemeinen in diesen Gebirgen keine Rede, die Seen und sumpfigen Vertiefungen sind mit Schilfwaldung in ziemlich weitem Umfang eingefaßt; auch die Thierwelt ist in der eigentlichen Steppe wegen ihrer Dürre selbstverständlich nur kärglich vertreten.

Der allemannische Volksstamm.

Nach Zeichnungen von M. Lanzelot.

Die Allemannen, die Stammbrüder der Schwaben, namentlich im und am Schwarzwalde, sind ein prächtiger Menschenschlag, groß, stark, ungemein rührig; voll ursprünglicher Frische, dabei gutmüthig. Aber in ihren Adern strömt doch sehr feuriges Blut. Der schwarzwälder Allemanne ist der kräftigste Menschenschlag in Württemberg und Baden. — Unser Bild zeigt allemannische Leute vom Schwarzwald und vom badischen Oberrhein



Landleute im badischen Oberlande.

in ihrer alten Bauerntracht, welche sie bis heute bewahrt haben.

Auf der andern Seite des Rheinstroms, im Elsaß, wohnen gleichfalls Allemannen. Das von dem herrlichen Strome durchzogene Land zwischen Wasgau und Schwarzwald ist ur- und kerndeutsch, aber seit 200 Jahren in französischer Gewalt. Im Volksleben tritt das deutsche Wesen noch ebenso scharf hervor, wie im Hauswesen. Die Männer sind stramm, tapfer und kräftig, Mädchen und Frauen drall und gesund. Die gebildeten und wohlhabenden Klassen eifern pariser Moden nach, wie in aller Welt; die Frauen aus dem Volk haben in den Städten wie auf dem platten Land ihre alte Kleidertracht bewährt.



Frauentrachten im Elsaß.

Bilder aus Kleinasien.

Nach Zeichnungen von A. v. Moustier.

Die kleinasiatische Halbinsel, welche in uralten Tagen von Sesostris durchzogen wurde, wo Homer sang, der weise Thales als Naturforscher auftrat und Herodot geboren wurde — wo später die Christen einander verfolgten, wo viele Dogmen festgestellt wurden und wohin in den Tagen der Kreuzzüge Peter der Eremit, Gottfried von Bouillon und der Hohenstaufenkaiser Friedrich Rothbart ihre frommen Schaaren führten, — ist unter der osmanischen Herrschaft dem Verfall preisgegeben. Dieser klassische Boden ist reich an römischen Ruinen, denn in alten Zeiten ging eine Römerstraße hindurch bis an die Grenzen von Syrien, und auch von griechischen Kunstdenkmalen sind noch mancherlei Ueberreste vorhanden.



Das Thor von Lefke in Nicäa.

Eine der merkwürdigsten Städte ist Nicäa (s. Abbildung S. 160), wenige Jahre nach dem Tode Alexanders d. Gr. erbaut. Die vielen Monumente alter griechischer Kunst sind durch Zeit und Erdbeben, Ueberfälle der Barbaren und mannichfache Belagerungen zu Grunde gegangen. Bruchstücke findet man noch in neueren Gebäuden und in den Ringmauern. Die alten Befestigungsmauern sind auf einer Strecke von fast 12,000 Fuß noch wohl erhalten.



Das constantinopolitanische Thor in Nicäa.

Nicäa stand in seinem höchsten Glanz, als dort i. J. 327 unter Constantin dem Großen das erste große Concil abgehalten wurde. Später jedoch brausten die arabischen Chalifen und die seldschuckischen Türken herbei und entrissen Nicäa den byzantinischen Kaisern, welche es zwar später durch Treulosigkeit wieder erwarben, bis die Einwohner im Jahre 1330 dem Sultan Orchan die Thore der Stadt öffneten. Seitdem ist Nicäa in unbestrittenem Besitze der Türken.

Die Mauern von Ulabad (s. Abbildung S. 164) wurden vom Kaiser Alexius Comnenus gegründet; der nicht gerade alte Ort hat viele Gefechte und Angriffe erlebt und ist 1856 durch ein Erdbeben beschädigt worden.



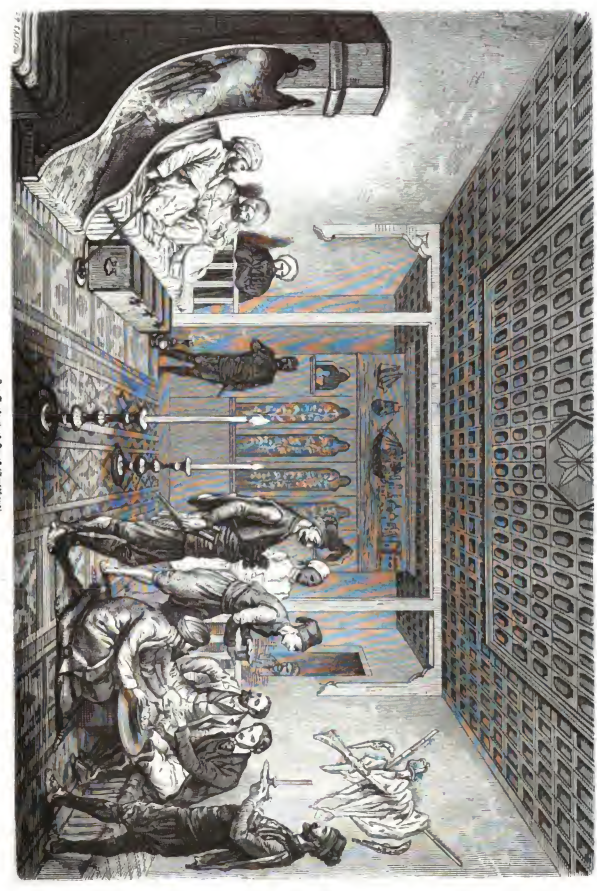
Türkischer Bauer. Karawanen-Anführer. Gebirgsbewohner aus dem Tmolus. Türkischer Grundbesitzer. Gensdarme. Bettlerderwisch.



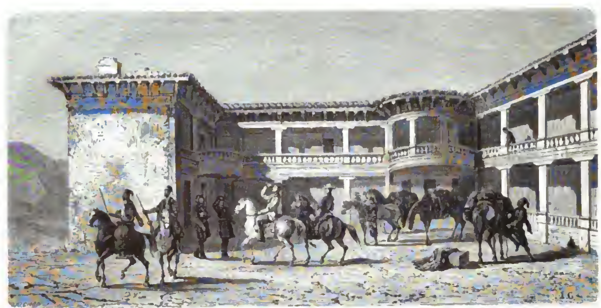
Säulen vom Tempel der Cybele in den Ruinen von Sardes.



Ein Türkenhaus in Uschak.



Im Saale eines Konak (Amtshaus).



Ein türkisches Haus in Harmandschik.



Die Mauern von Ulabad, dem alten Lupadium.



Die Ruinen von Ephesus.

Die Stadt Uschack (s. Abbild. S. 162), wichtig durch Handel und die Industrie der Smyrnateppiche, enthält viele alte Marmorskulpturen, die jetzt eine Zierde der Springbrunnen bilden. Von der altberühmten Hauptstadt Sardes sind nur noch Trümmer übrig; sie ist oftmals erstürmt und eingeäschert worden, 1402 verheerten sie die Soldaten Tamerlans in Grund und Boden, — seitdem stehen Zelte der Yuruks (türkischer Nomaden) auf den Trümmern der Stadt des Königs Krösus. Mit Ausnahme von zwei prächtigen Säulen, welche zu einem Tempel der Cybele gehörten (s. Abbildung S. 162), stammen alle andere Ruinen aus der nachchristlichen Zeit.



Altphrygisches Felsengrab.

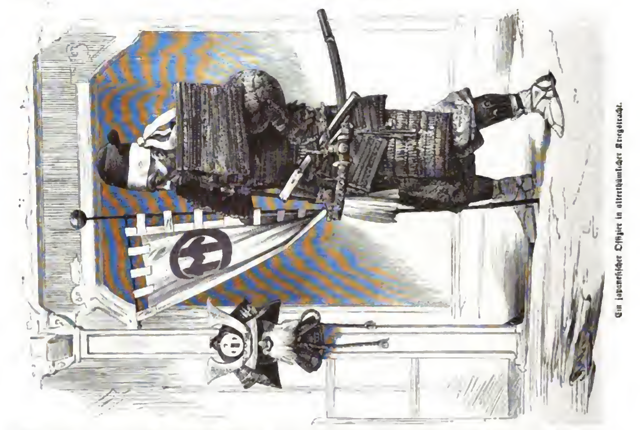
Die Ruinen von Ephesus (s. Abbild. S. 164) liegen in einer ungesunden Gegend, aus den Sümpfen steigt böse Luft auf, und deshalb ist die muselmännische Stadt Aya Sluk, welche die alte Stätte von Ephesus einnahm, verlassen worden. Dort stand ein berühmter Tempel der Diana. Die Typen der verschiedenen kleinasiatischen Menschen sehen wir auf Abbildung S. 161; es sind lebensgetreue charakteristische Bilder. Der Konak (s. Abbildung S. 163) ist das Amtshaus, in dem die Rathsversammlungen abgehalten werden.

Yeddo, die Hauptstadt von Japan.

Yeddo bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O Gave, theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die größere südliche fast ganz mit Hügelreihen durchsetzt ist. In der Nähe dieses Theiles liegen die ausgedehnten Garten- und Parkanlagen des Kaisers (s. unsere Ab-

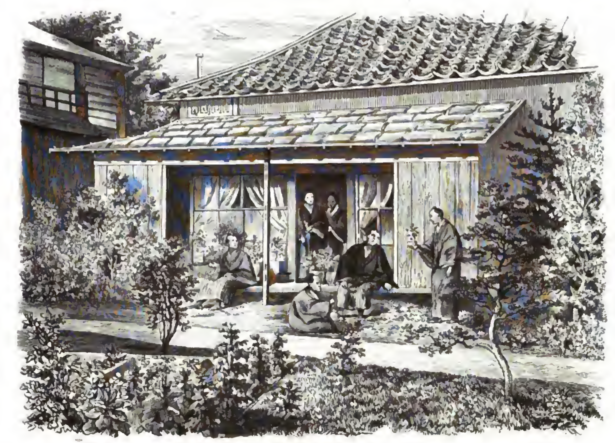


Friedhof der Adligen in Yeddo.

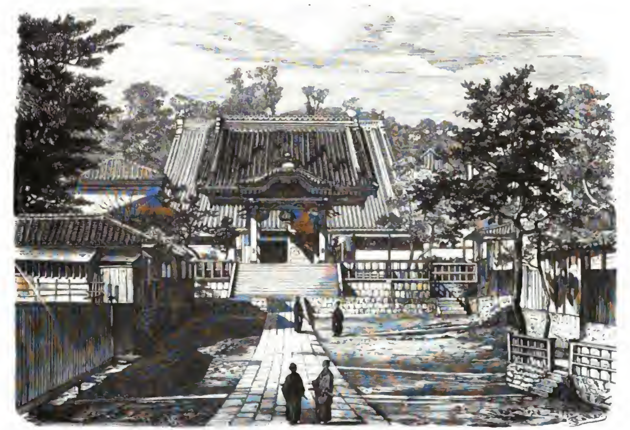

Ein japanesischer Offizier in alterthümlicher Kriegstracht.

bildung), die von einer Ringmauer mit breitem, tiefem Wassergraben umschlossen sind. Das große Stadtviertel zwischen dem Schlosse und dem Fluß ist der Mittelpunkt von Handel und Wandel und von mehren Kanälen durchschnitten. Ueber einen derselben führt die Brücke von Nippon, von wo alle Entfernungen im Lande gemessen werden; sie ist der Endpunkt des Tokaido, der großen Heerstraße von Westen und Süden des Reichs.


Vornehme Japanesen.



Wohnhaus in Jeddo.



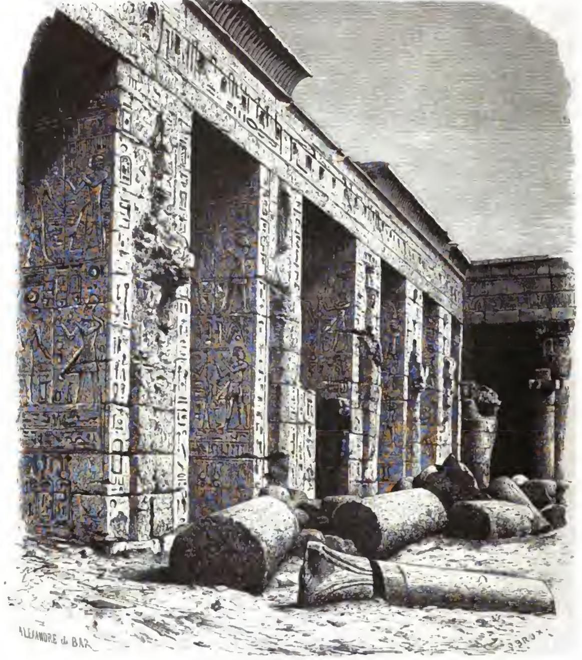
Kaiserlicher Tempel in Jeddo.

Der Tokaido ist die einzige breite Straße dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheils, alle übrigen sind eng. Jedes Haus ist ein Laden, umfangreicher als alle andern Häuser des Tokaido sind die Seidenhandlungen, die unterhaltendsten von allen sind die Trödelbuden, deren es unzählige von den verschiedensten Klassen gibt. Es fehlt kein Gewerbe, und überall findet man die sonderbarsten Formen. Die Straßen sind überaus belebt, meist gleicht das öffentliche Leben einem Jahrmarkt.

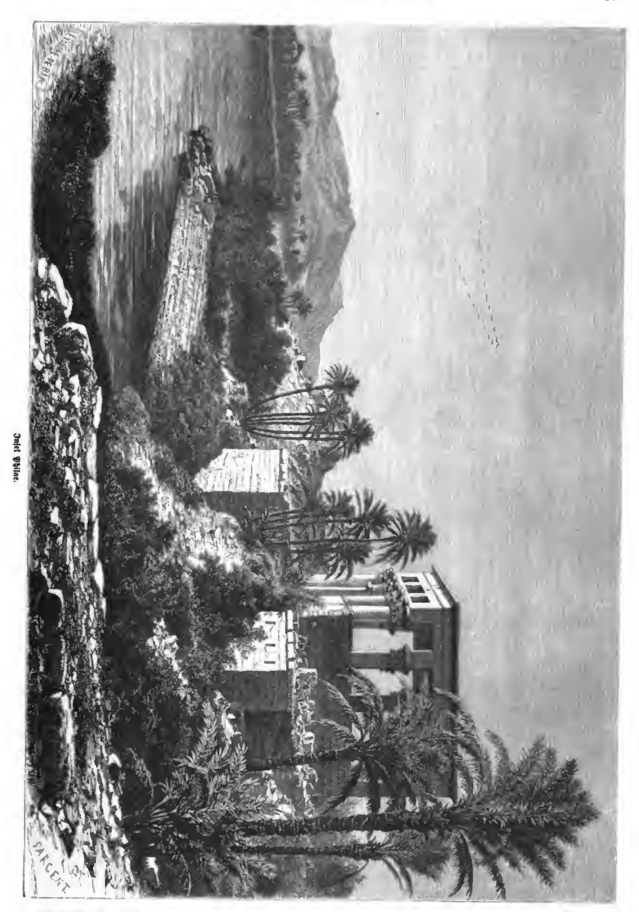
Aus dem alten und neuen Aegypten.

Nach Photographien.

Als die Perle des Nil wird mit Recht die Insel Philae (s. Abbild. S. 169) bezeichnet; sie ist die „heilige Insel", grün, einsam und friedlich. Die Menge der Inschriften ist dort unzählig; der Haupttempel war der Isis, der „Herrin von Philae", geweiht. Isis, die große Göttin, bedeutete die Erde, deren hervorbringende Kraft alljährlich durch Osiris, den Gott des Lebens, geweckt und befruchtet wurde. Im Haupttempel der Isis



Palast Rhamses III. in Medinet abu.



Insel Philae.

auf Philae selbst war die Geschichte des Gottes dargestellt. Auf der Vorderseite der Pylonen des Isistempels (s. Abbildung S. 171) bringt ihr Erbauer Ptolemäus Philometer (181 v. Chr.), der als Riese dargestellt ist, der Göttin Kriegsgefangene zum Opfer, in der einen Hand hält er menschliche Kopfhaare. Die Bildhauereien an dem Isistempel sind Hautreliefs und mit hellen, glänzenden Farben bemalt.



Ruinen von Kartas.

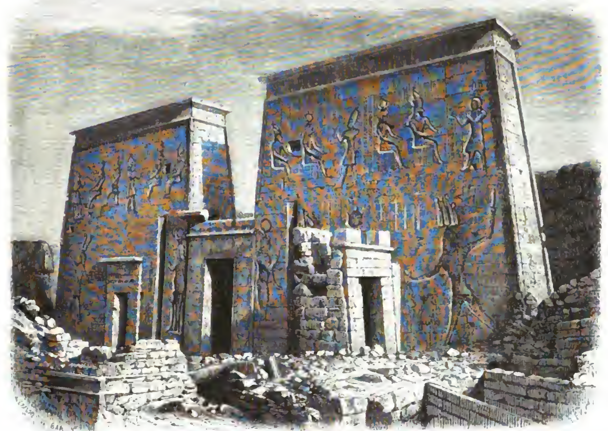
Als die Pharaonen, Ptolemäer und Cäsaren nacheinander verschwunden waren, blieb Philae noch lange Zeit den alten Göttern treu. Noch in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts wurde auf Philae die Isis verehrt, das Christenthum drang spät dorthin.

Auch auf dem **nubischen** Nil, der seinen Lauf bei der Insel Philae beginnt, zeigen sich grüne, lachende Uferlandschaften; alte koptische Klöster, halbverfallene Moscheen wechseln mit Trümmern aus den Tagen der Pharaonen ab. Die Bewohner des Nubierlandes sind im Ganzen friedliche Menschen, aber mißtrauisch; an ihrem Arme hängt ein Dolch, und auch mit andern Waffen behängen sie ihren spärlich bekleideten Leib; die Frauen färben die Lippen und flechten das Haar in eine unendliche Menge kleiner Stränge. Mädchen bleiben bis zu ihrer Verheirathung, einen schmalen Gürtel abgerechnet, völlig unbekleidet. Die Dörfer liegen ziemlich nahe beieinander und bestehen gewöhnlich aus einem paar Dutzend Erdhütten, die mit Palmblättern gedeckt werden.

In Nubien sehen wir Ruinen aus allen Zeiten und von allen alten Göttern, in **Kartas** deuten die Kapitäler (s. Abbildung S. 170) noch auf die Isis. Hinter dem Katarakt von **Wadi Halfa** (s. Abbildung S. 176) dehnt sich die bleiche, flache Wüste aus; dieser Katarakt nimmt eine Stromlänge von ungefähr drei deutschen Meilen ein, und auf dieser ganzen Strecke ist das Bett mit Felsen



Säulenhalle auf der Insel Philae.



Pylonen des Isistempels auf der Insel Philae.

nach allen Richtungen hin gleichsam übersät. Der Tempel von Denderah (s. Abbildung S. 172) ist noch vortrefflich erhalten, er gehört in eine verhältnißmäßig junge Zeit und wurde erst unter Nero vollendet, aber die Hieroglyphen, wie die Skulpturen zeugen schon von einem Verfall der Kunst. Die großartigsten und schönsten Ruinen von ganz Aegypten sind die von Medinet abu (s. Abbild. S. 168) und von Karnak mit ihren gewaltigen Palästen; einen kleinen Theil derselben stellt unsre Abbild. (S. 172) vor. Diese Denkmäler reichen bis weit über das Jahr 2800 v. Chr. hinauf. Jahrtausende ist an ihnen gebaut und ausgebessert worden, bis auf die Tage der letzten Ptolemäer herab.

Aus den Ruinen von Karnak.

Die Bilder auf Seite 173, 174 und 175 zeigen uns Typen der heutigen ägyptischen Bevölkerung; die Fellahs sind die ackerbautreibende Klasse, Bauern; sie haben eine schwache Vorstellung von Menschenwürde und von ihrem eigenen Werth, denn sie leben in äußerst drückender Abhängigkeit. Die Tänzerinnen (s. unsre Abbild. S. 175), deren man fast in allen größeren ägyptischen Städten findet, stammen meist aus der Stadt Esneh, auf der linken Seite des Nil. Im Allgemeinen ist der alte bodenständige Volksschlag in Aegypten in sehr ausgedehnter Weise mit fremden Zuthaten, namentlich griechischem, römischem und arabischem Blute vermischt werden. Die christlichen Kopten machen jetzt



Tempel von Denderah.



Beduinfrau. — Eine Aegypterin. — Dame in Kairo.



Aegyptischer Pferdeknecht.

Eseltreiber in Kairo.

Nubier.



Tarabukspielerin.

Fellahfrau.

Aegyptische Tänzerin.

kaum den zwanzigsten Theil der Landesbevölkerung aus, etwa 150,000 Seelen, wovon ungefähr 10,000 auf Kairo vielhundertjährige mohammedanische Druck hat nachtheilig auf ihren Charakter gewirkt; in den Städten sind die



Nil-Katarakten von Wadi Halfa.

kommen. In einigen Theilen Oberägyptens sind ganze Dörfer ausschließlich nur von ihnen bewohnt. Der Kopten größtentheils Kaufleute, in den Dörfern treiben sie Ackerbau.

Die Völker am Gabon in Westafrika.

Nach Zeichnungen von Griffon du Bellay.

Zu beiden Seiten des Aequators dehnt sich im westlichen Afrika eine weite, reichlich 20 Breitengrade umfassende Region aus, von welcher wir bisher wenig oder gar nichts wußten. In neuerer Zeit wurden jedoch einige erfolgreiche Versuche gemacht, in dieselbe einzudringen. Die Bai des Gabon, mit dessen Nachbarvölkern sich unsere Bilder beschäftigen, ist seit 25 Jahren in französischem Besitz; am rechten Ufer befindet sich die französische befestigte Faktorei und die katholische Mission (s. die Abbildungen S. 178 und 179).



Ein Mpongue vom Gabon. Typus eines Kruman.



Ein Dorf am Gabon.

Diese Region wird vom Aequator durchschnitten und hat ein böses Klima, sieben Monate Regen und zwar während voller 16 Wochen sündfluthlichen Regen, während in den übrigen trockenen Monaten jede Spur von Feuchtigkeit verschwindet.



Die Hütte des Königs Denis.



Eine katholische Mission am Gabon.

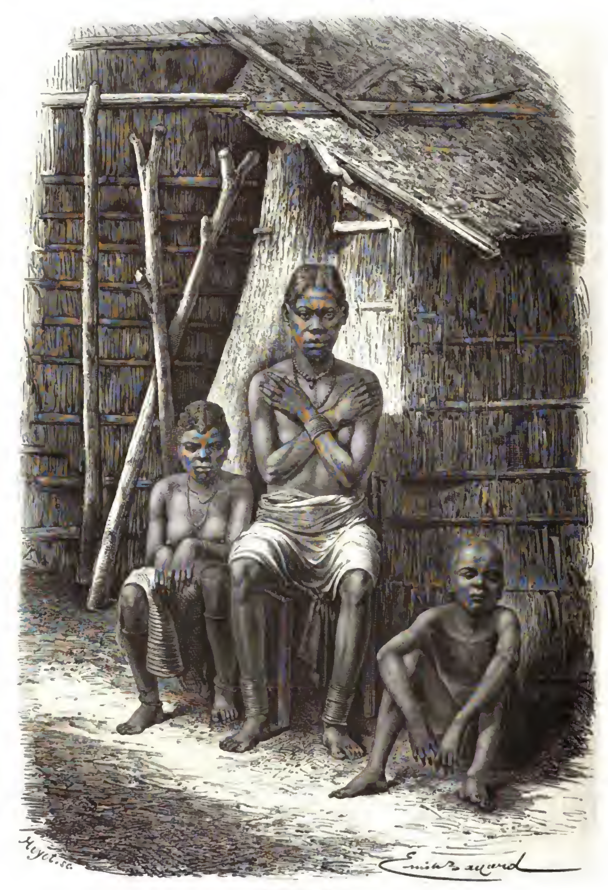
Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Portugiesen die Insel Coniquet in Besitz genommen, doch zogen sie wieder ab und nur des Sklavenhandels wegen bleiben sie in Verbindung mit dem Gabon; in Angola hatten die Jesuiten mehr als 12,000 Sklaven. So ist das Gedächtniß der Portugiesen bei den Schwarzen am Gabon ein furchteinjagendes. Noch hat der Sklavenhandel nicht gänzlich aufgehört, sondern wird, trotz aller Ueberwachung, unter der Hand immer noch fortgetrieben. Von den Volksstämmen am Gabon machen unsere Abbildungen uns mit zweien bekannt, mit den Mpongues



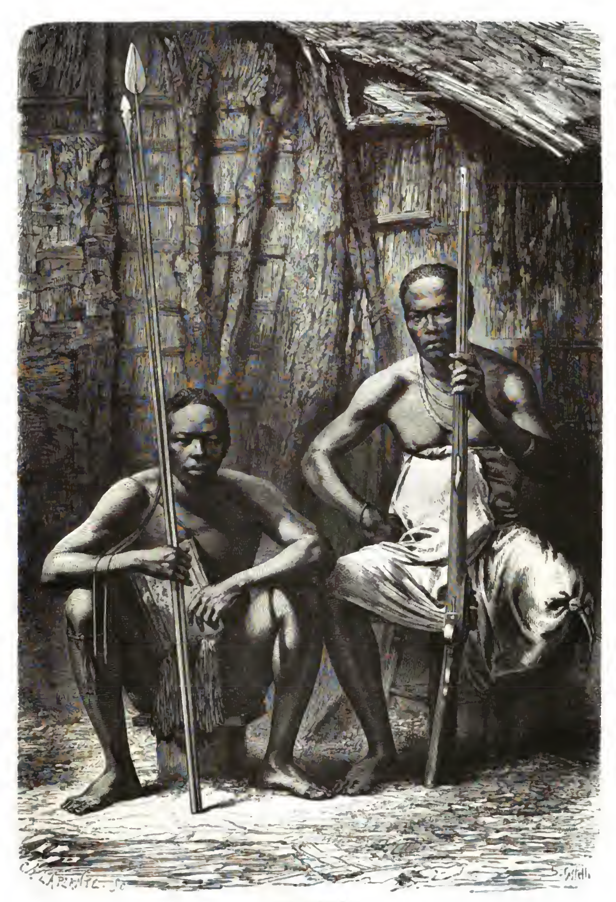
Die französische Faktorei am Gabon.



Wohnung des französischen Commandanten am Gabon.



Bakalaifrau und Kinder.



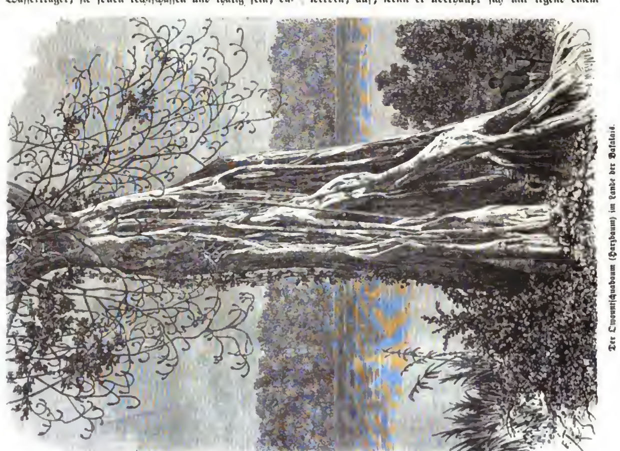
Krieger der Bakalais.



Ein junges Mpongwemädchen am Gabon.

und den Bakalaïs. Sie gehören dem Lande nicht ursprünglich an, sondern sind aus dem Innern gekommen.

Die Krumen (von Sierre Leone bis zum Aequator, s. Abbildung S. 176) dienen als Schiffsleute und Wasserträger, sie sollen rechtschaffen und thätig sein, dagegen ist der Gabonese ein träger Mensch, ohne jede Spannkraft. Er treibt sich am Strand herum, denn dort tritt er als Mäkler von Farbehölzern, Ebenholz und Elephantenzähnen, welche ihm von den Bakalaïs geliefert werden, auf, wenn er überhaupt sich mit irgend einem



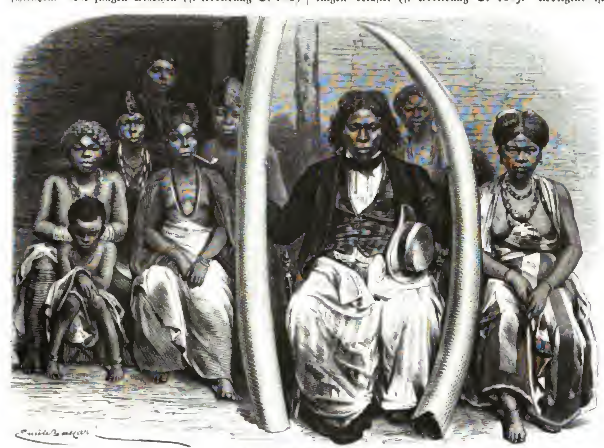
Der Owuntschuabaum (Harzbaum) im Lande der Bakalaïs.

Geschäfte befaßt. Sein Dorf liegt am Wasser, sein Kahn ist gleichsam sein Pferd und Wagen, der Strand seine Verkehrsstraße.



Dorf der senegambischen Scharfschützen am Gabon.

Dort treiben sich auch die Negerinnen umher und schwatzen. Die jungen Mädchen (s. Abbildung S. 182)



Ein Elfenbeinhändler mit Familie.

sind hurtig genug, da sie in ihren Bewegungen durch Kleidungsstücke nicht behindert werden. Sie tragen ein Stück Baumwollenzeuches um die Hüften, das ist Alles, und wenn sie in Gala erscheinen, werfen sie ein zweites Stück über die Schultern. Die verheiratheten Frauen erkennt man auf den ersten Blick, denn von den Fußknöcheln bis zu den Kniegelenken sind ihre Beine mit dicken Kupferringen belastet (s. Abbildung S. 180). Uebrigens ist die Frau das Lastthier des schwarzen Mannes; sie trägt schwere Bürden, er geht hinter ihr her und raucht gemächlich seine Pfeife Tabak.



König Denis und seine Hauptfrau.

Die Mpongue sind hübsche Leute; groß und gut gewachsen, von kräftigem Muskelbau, die Farbe mehr bronce als schwarz. Die meisten scheeren einen Theil des Kopfhaars ab, und zwar so, daß sie verschiedene Muster hervorbringen. Die Frauen sind zumeist klein, haben zarte Gliedmaßen, und beide Geschlechter tragen die Brust entblößt; das weibliche Geschlecht behängt den Hals mit Perlenschnüren, an welche kleine Fetische befestigt werden; die das Dorf des Königs Louis, das aus zwei langen Hüttenreihen besteht (s. Abbildung S. 177), ihm gleichen alle anderen. Die Dörfer unterscheiden sich vortheilhaft von anderen afrikanischen, weil sie ein sauberes, reinliches Ansehen haben. Die Hütten werden aus Palmzweigen errichtet und sehen recht hübsch aus, aber das Innere entspricht dem Aeußern nicht; der Gabonese ist unsauber. In der Hütte stehen ein paar Kanapes, die auch aus



Ein Mpongue-König und seine Familie.

Hauptfrau, welche Gebieterin im Hause ist (der Gabonese lebt in Vielweiberei), hängt die Schlüssel ihrer Koffer an die Perlenschnüre! Dazu kommen große Ohrringe und Kupferringe, die nicht blos an den Fingern, sondern auch an der großen Zehe getragen werden.

Die Küsten an der Bay des Gabon sind sehr spärlich bewohnt. Auf weiten Strecken gewahrt man Hütten in den Lichtungen, und unweit der katholischen Mission liegt Zweigen der Enimbapalme geflochten worden sind, Stühle, europäisches Geschirr und recht viele Koffer, wenn auch nichts darin ist. Der Hausherr liegt auf dem Kanape und raucht oder schläft.

Bei den Gabonesinnen spielt der Haarputz eine große Rolle und erfordert eines ganzen Tages Arbeit. Das photographisch getreue Porträt der Hauptfrau des Königs Denis (s. Abbild. S. 184) gibt davon eine Vorstellung;

eine andere Mode (s. Abbildung S. 186) hat viel Aehnlichkeit mit europäischer Haartracht.

Im Handelsverkehr ist der Mpongue lediglich Mäkler zwischen den Europäern und den Stämmen des Innern, namentlich der Bakalaïs; die Leute im Binnenlande, welche Waaren zu verkaufen haben, sind nicht im Stande, in unmittelbaren Verkehr mit den Europäern zu gelangen, über welche die Strandbewohner ihnen allerlei abenteuerliche und grauenhafte Dinge erzählt haben. Sie lügen unverschämt, bieten aber doch ihre Vermittlung an; allein die Waare wird dadurch ungemein vertheuert, daß bei jedem Stamme, dessen Gebiet sie zu passiren hat, etwas hängen bleibt.



Töchter eines Häuptlings.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling, der sich König nennt und wie seine Unterthanen lebt. Zwei bis drei dieser Häuptlinge sind von etwas mehr Gewicht als die anderen, und haben über diese eine Art von Oberherrschaft. Die Würde ist nicht erblich, sondern das Volk wählt den Häuptling aus der Königsfamilie.

Der bedeutendste unter den Häuptlingen am Gabon ist dermal König Denis, ein Greis, der bei Eingebornen und Europäern in Achtung steht (s. Abbild. S. 184); er wird von der französischen Regierung unterstützt. Die Mpongue schmelzen sehr rasch zusammen, die Abnahme ist auffallend zu verspüren. Sämmtliche Völker am Gabon sind Fetischverehrer und stecken tief im Aberglauben. Die Bakalaïs wohnen an den Ufern der Flüsse, hinter den Bulus, einem in Wäldern umherstreifenden Stamm; sie sind an Zahl schwach, Vagabunden und Diebe, aber nicht ganz so faul, wie die Mpongue, sie liefern für den Handel sehr hübsche Mattengeflechte.

Charakterbilder aus den kalifornischen Goldgegenden.

Nach Zeichnungen von L. Simonin.

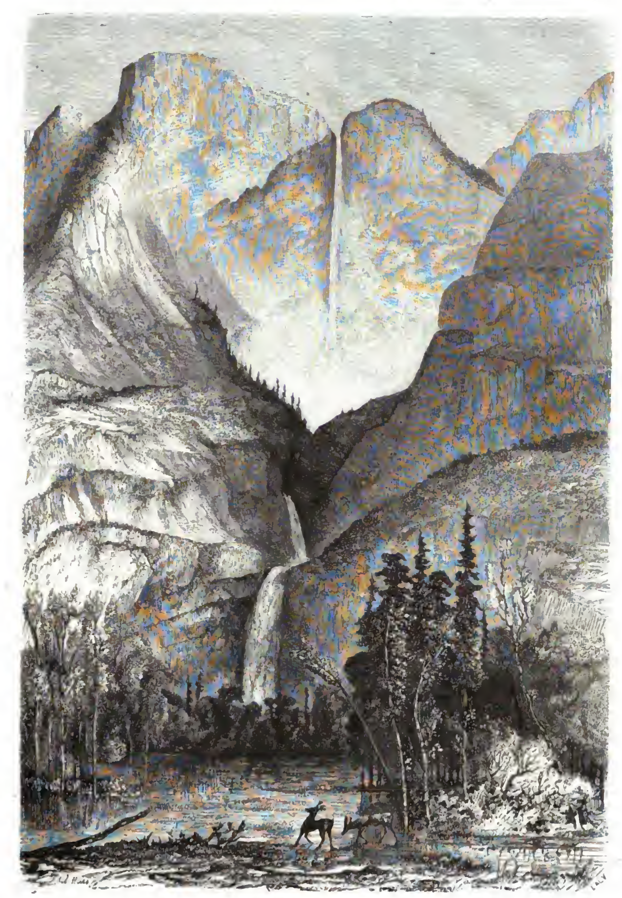
Im fernen Westen Nordamerikas ist Alles in raschem Fortschreiten; dem Goldgräber folgt der Ackersmann und der Handwerker, und obgleich Kalifornien erst eine kaum 20 Jahre alte Geschichte zählt, so hat es sich doch zu einem Weltemporium aufgeschwungen. Sein Handel ist über alle Erdtheile ausgedehnt. Eine wahre Musterkarte von Nationalitäten ist San Francisco, welches Menschen aus allen Ländern der Welt an sich gezogen hat; kein großer Menschenstamm ist ohne Vertreter.

Durch besondere Betriebsamkeit zeichnen sich die Chinesen aus. Als im Blumenreiche der Mitte bekannt wurde, daß Kalifornien ein goldreiches Land sei, begann eine Art von Völkerwanderung vom asiatischen Gestade der Südsee nach der amerikanischen Küste. Sie förderten Gold im Verlauf von vielen Millionen. Tausende kehrten zurück in ihre Heimath, um das Erworbene zu genießen, andere Tausende traten an ihre Stelle und Viele haben sich in Kalifornien dauernd niedergelassen (s. Abbild. S. 192). In Francisco bewohnen die Chinesen ein besonderes Stadtviertel, und sie halten an ihren vaterländischen Gebräuchen fest.

Die Grubenreviere Kaliforniens liegen in wilder Landschaft, in ihnen ist der Anbau spärlich. Aus dichtem Gestrüpp erheben sich Eichen und die berühmten Riesenstämme, welche die Einwohner Mammuthbäume nennen. In der That gemahnen sie uns an die Vorwelt. Was die Mammuthe und Mastodonten für das Thierreich, sind diese Bäume für das Pflanzenreich.

Der „Vater des Waldes" (s. Abbildung S. 188) ist achtmal höher als ein fünfstöckiges Gebäude, 150 Meter hoch und 40 Meter im Umfang; wie die Industrie diesen Holzreichthum ausbeutet, zeigt unsere Abbildung einer Sägemühle (s. Abbildung S. 191). Im County Calaveras erhebt sich ein Wald von solchen Riesenstämmen, in dessen Nähe die Yosemity-Katarakten sich befinden. In drei nach einander folgenden Sprüngen stürzen sie von mehr als 2400 Fuß beinahe senkrecht herab (s. Abbildung S. 187). Unter allen Wasserfällen der Erde haben sie die beträchtlichste Höhe, und die ganze Landschaft ist großartig, am Fuße der Katarakten liegt ein See.

Eine Reihe unserer Abbildungen führt uns in das Leben und Treiben der Indianer Kaliforniens, deren Zahl, jetzt noch ohngefähr 50,000, alljährlich sich vermindert, die Civilisation vernichtet den braunen Mann. Sie streifen umher, leben von Wurzeln, Eicheln, Heuschrecken, Fischen und dem Wild, welches sie mit ihren Pfeilen erlegen. Auf



Die Yosemity-Katarakten in Kalifornien.



Maisernte.



Einsammeln von Eicheln.



Indianerhütte. Kochen in Binsenkörben.
Aus dem Leben der Indianer.



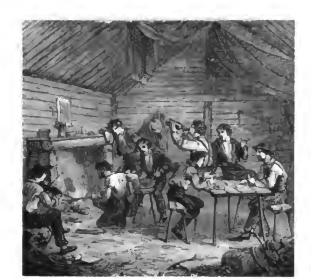
Der Vater des Waldes.


Aufbruch nach den Goldplätzen.


Unterwegs


Rast im Walde.

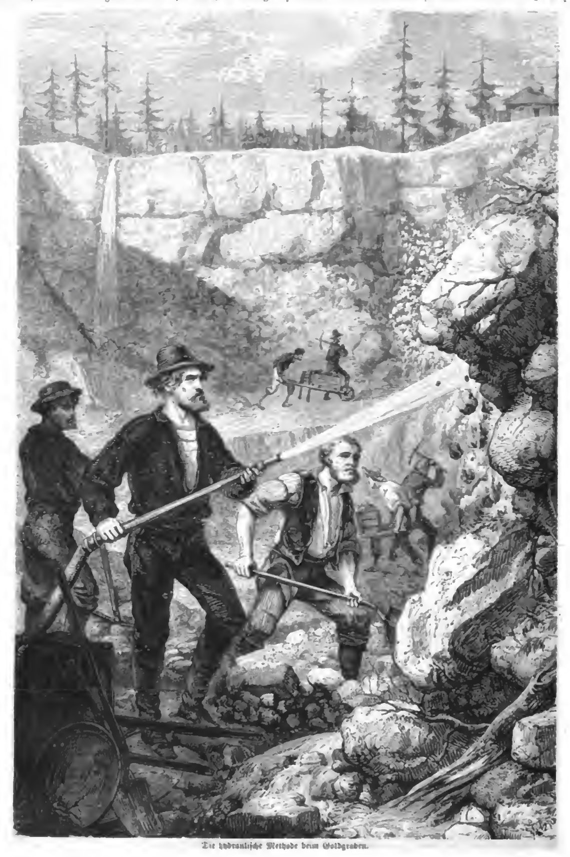

In der Hütte.


Zechgelag der Goldgräber.


Verkauf von Goldstaub.

Aus dem Leben der Goldgräber.

dem Wanderzuge geht gewöhnlich der Häuptling, welcher den Kopf mit Federn geschmückt hat, voran, die übrigen



Die hydraulische Methode beim Goldgraben.

folgen einer hinter dem andern; jeder trägt Lanzen, Bogen und Pfeile. Zuletzt kommen die Weiber mit Binsenkörben und Kindern auf dem Rücken. Aus Eicheln oder aus rothen Beeren gebackenes Brod und Fische sind ihre Hauptnahrung; ihre Bekleidung ist höchst armselig.



Indianer auf der Wanderung.



Ein Goldgräber.

Eine Sägemühle in Kalifornien.



Chinesen beim Goldwaschen.



Chinesische Bankiers in San Francisco.

Thessalonich in Macedonien.

Nach Photographien.

Diese alte Stadt hat eine vortreffliche Lage im innern Winkel des Busens von Saloniki und wurde von Kassander, dem Schwager Alexanders d. Gr., gegründet, der ihr den Namen zu Ehren seiner Frau gab. Sie hat für den Handelsverkehr mit dem Südosten Europa's allezeit Bedeutung gehabt und zählt augenblicklich etwa 70,000 Ein-



Moschee in Thessalonich.

wohner, von welchen fast die Hälfte Juden sind. Wie alle Seestädte jener Region bietet ihre Bevölkerung ein buntes Gemisch: Bulgaren, Griechen, Osmanli, von welchen die letzteren den Juden an Kopfzahl fast gleichkommen. An Reichthum und Ansehen, Stolz und Macht behauptet der Türke den ersten Rang; der Verkehr im Allgemeinen, die Börse und der Kleinhandel sind in den Händen des rührigen, betriebsamen und den Vortheil klug erspähenden Judenvolkes. Fast alle Hausdienerschaft und ein großer Theil der Ruderer im Hafen sind Juden, welchen die Leute anderen Stammes auch das Lasttragen überlassen. Man erkennt den Juden leicht an seinem rothen Kopftuche, das er wie einen Turban gestaltet und an dem mit Pelz besetzten Rocke. Die Kleidung der Frauen zeigt unser Bild. In früherer Zeit befand sich zu Thessalonich eine vielgerühmte Schule der Rabbiner, an welcher 200 Lehrer thätig waren, heute weiß man nichts mehr von ihr, auch fabriciren die Juden keine Teppiche mehr.

Kein Jude darf ledig bleiben; stirbt die Frau und ist



Eine Jüdin in Thessalonich.

dann der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, so muß er von Gemeindewegen in möglichst kurzer Frist eine neue Verbindung eingehen. Aermere Familien ernähren ihre Knaben nur bis zum zehnten Jahre, von da an müssen sie für sich selber sorgen. Das brüderliche, duldsame Zusammenstehen der Israeliten gegen die



Ein Jude in Thessalonich.

Mitbewohner der Stadt ist in vielen Dingen musterhaft und verleiht dem Leben in der schönen Stadt einen besonderen Reiz. Ein Christ oder Mohammedaner, welcher seinen jüdischen Diener ohne Grund fortschickt, mag sich selbst bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er sich mit Jenem verglichen hat.

Thessalonich (Saloniki) ist die Hauptstadt von ganz Macedonien, mit einer siebenthürmigen Citadelle und wegen der zahlreichen Baudenkmäler aus dem Alterthum, Basreliefs und Mosaiken, Münzen, die hier fortwährend entdeckt werden, für die Geschichte der ganzen Balkanhalbinsel ein sehr wichtiger Ort.

In 37 Moscheen verrichten die Türken ihre Andacht; manche sind einst christliche Kirchen gewesen, und man erkennt noch jetzt daran die alten christlichen Basiliken, denen die Osmanli Minarets hinzugefügt haben.

Barcelona, die Hauptstadt Cataloniens.

Nach Zeichnungen von G. Doré.

Jenseits der östlichen Pyrenäen, in welchen der Col de Pertus (s. die Abbild. S. 196 u. 197) seit den ältesten Zeiten den natürlichen Uebergang von Frankreich nach Spanien bildet, breitet sich die spanische Provinz Catalonien aus. Auf dem Col de Pertus ließ Ludwig XIV. die Burg Bellegarde bauen, welche den von vielen



Im Zollhause zu Junquera.



Durch einen Gießbach.



Eisenbahn bei Barcelona.

Korkeichen (s. Abbild. S. 196) bestandenen Gebirgspaß beherrscht. Die erste Ortschaft auf spanischem Boden ist Junquera, wo Grenzzoll und Steuer erhoben wird.

Unter allen Bewohnern Spaniens sind die Catalonier bei Weitem die betriebsamsten; sie reden eine eigene Mundart, und in ihrem Dialekt wird heute noch gedichtet.

Barcelona ist eine merkwürdige und sehenswerthe Stadt; sie liegt am Fuße des Mont Juich (Judenberges), der die Citadelle bildet und hoch über alle Kirchthürme emporragt. Im Mittelalter war es eine der bedeutendsten Städte Europa's und wetteiferte als Handelsplatz mit Venedig und Genua; die Bildhauer von Barcelona waren

im 15. Jahrhundert berühmt. — Gegenwärtig zählt die Stadt mehr als 120,000 Einwohner und ist zugleich der wichtigste Handelshafen und die bedeutendste Fabrikstadt des spanischen Königreichs. Statt der Galeeren des Mittelalters liegen jetzt Dampfer im Hafen, an welchem Menschen aus allen Erdtheilen zusammenströmen.



Der Col de Pertus.

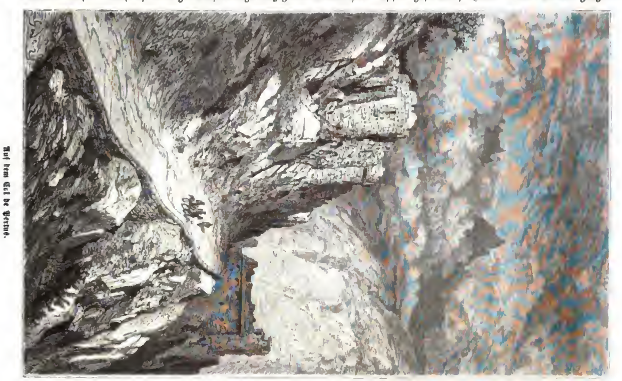


Korkeichen auf dem Col de Pertus.

Die Kirchen Barcelona's reichen zum Theil bis in das früheste Mittelalter hinein, manche haben einen zierlichen Styl und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den nordischen Kirchen. Namentlich ist die Domkirche hervorzuheben, auch in dem zu derselben gehörigen Kloster findet sich vieles Eigenthümliche an Architektur und Zierrath.

In dem Hofe dieses Klosters versammeln sich die Bettler und Landstreicher (s. Abbildung S. 198), die in Spanien ein förmliches Handwerk, ein Gewerbe treiben. Der Mann, der sich diesem Nahrungszweig zugewandt hat, fühlt sich in seiner Würde, er hüllt sich mit Anstand in seinen zerlumpten Mantel, oft ist er ein alter Soldat, ein Guerillo aus dem Unabhängigkeitskrieg. — Die Begräbnißstätten (s. Abb. S. 200) in Barcelona sind von den

unserigen ganz verschieden, sie bilden lange, parallel laufende Gänge, denen zu beiden Seiten entlang eine hohe Mauer läuft. Diese hat lange Reihen regelmäßig an-



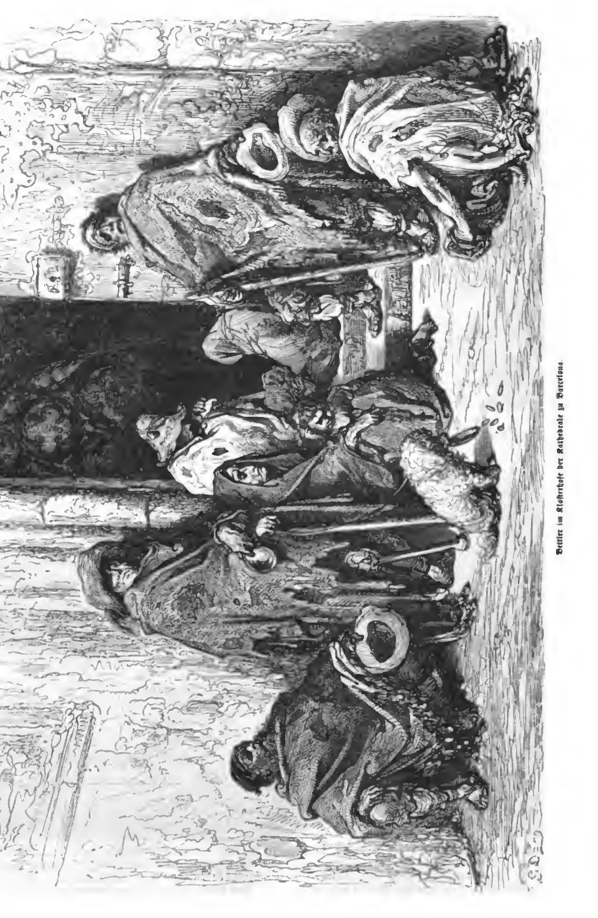
Auf dem Col de Pertus.

gebrachter Fachlöcher in mehreren Geschossen übereinander, von welchen jedes für einen Sarg bestimmt ist. Vom Kirchhof zur Richtstätte ist nicht weit; die Verbrecher werden



Nachtwächter in Catalonien.

durch eine Erwürgungsmaschine, Garrote, in die andere Welt befördert. Solch eine Erwürgung bildet allemal eine wichtige Begebenheit, an welcher alles Volk Theil nimmt. Das Gerichtsgebäude mit den alten Inquisitionsgefängnissen ist ein finsterer, massiver Bau mit kleinen Fenstern. Dieses gräßliche Tribunal hat in Barcelona manches Opfer gefordert; Folter und Mord gingen Jahrhunderte lang „zur größeren Ehre Gottes“ im Schwang. — Ein Lieblingsspaziergang der barcelonischen Bürger ist die Rambla, eine große, von Bäumen beschattete Straße. Dort findet man die feine Señora in Seide und Spitzen, wie den Fischer, der, seine rothe oder braune Gorra auf dem Kopf, die Jacke auf der Schulter trägt; dort belustigen sich catalonische Matrosen mit dem Bolaspiel.



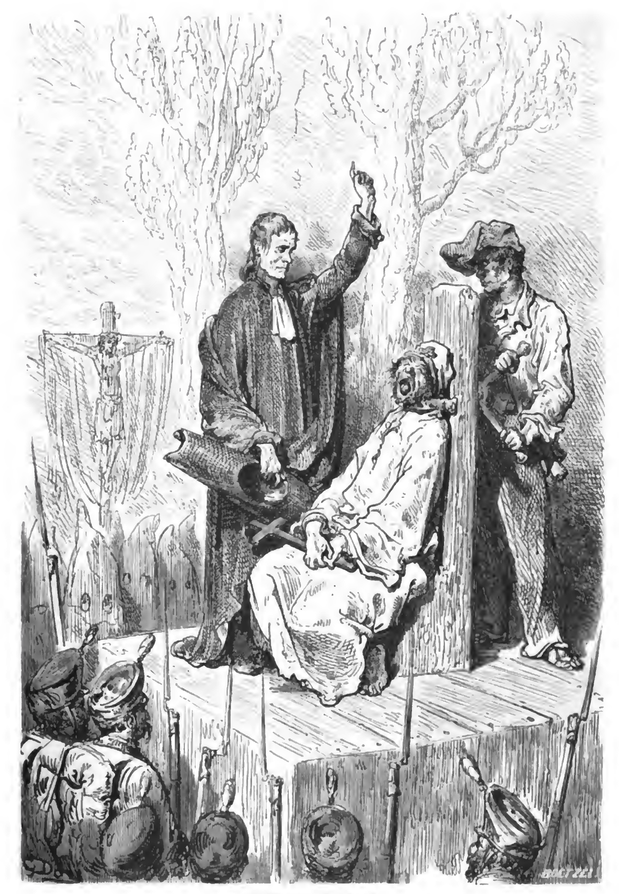
Bettler im Klosterhofe der Kathedrale zu Barcelona.



Das Benediktinerkloster auf dem Monserrat bei Barcelona.



Ein Begräbniß in Barcelona.



Hinrichtung vermittelst der Garrote.



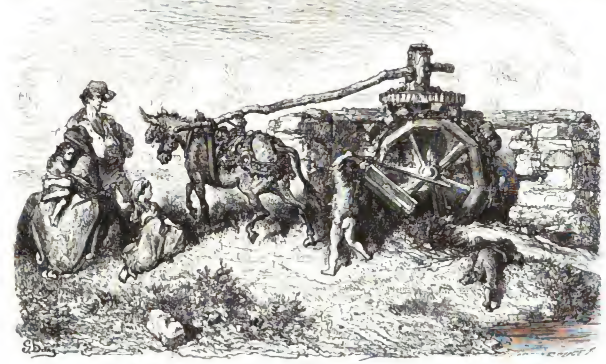
Inquisitionsgefängniß in Barcelona.

Die Lage von Barcelona ist höchst malerisch; die Eisenbahn läuft fast immer am Strande des blauen Meeres hin; zahlreiche Fischerbarken mit schimmernden Segeln wiegen sich auf der Fluth; zur Rechten weidet sich das Auge an dem dunklen Grün der Johannisbrot- und Orangenbäume, welche in üppiger Fülle gedeihen.

Die Catalonier bewässern ihr Land mit der Noria, welche sie den Arabern verdanken. Unser Bild zeigt, wie eine solche sehr primitive Vorkehrung beschaffen ist. In der Nähe von Barcelona auf den phantastischen Bergen des Monserrat liegt das Benediktinerkloster, von welchem wir S. 199 die Abbildung geben. Aus den Mauern dieses ehemals hochberühmten Klosters ging Ignatius von Loyola hervor.



Die Rambla in Barcelona.



Eine Noria.

Theodoros, Beherrscher von Aethiopien.

Nach Zeichnungen von W. Lejean.

Abessinien bildete einst ein großes Reich unter mächtigen Herrschern, dessen Unterthanen seit dem frühen Mittelalter zumeist der christlichen Religion anhingen. Als jedoch das Reich von vielen Seiten bedrängt wurde und auch dogmatische und kirchliche Streitigkeiten dazu beitrugen, es in Verwirrung zu stürzen und zu schwächen, löste der „Negus" das alte Band, durch welches Abessinien an den koptischen Patriarchen von Alexandria geknüpft war, und erkannte (1626) den römischen Papst als kirchliches Oberhaupt an. Dagegen erhoben sich Mönche und Volk, die katholischen Sendboten wurden verfolgt, theilweise hingerichtet und alle Verbindungen mit Rom wurden abgebrochen. Hierzu kamen politische Unruhen, Bürgerkriege, und der einst mächtige König sank zu einem Schattenherrscher herab, der in seiner Residenz Gondar nur ein Gefangener war. Nun ist in neuester Zeit König Theodoros aufgetreten, um die Herrlichkeit des alten äthiopischen Reiches wieder aufzurichten.

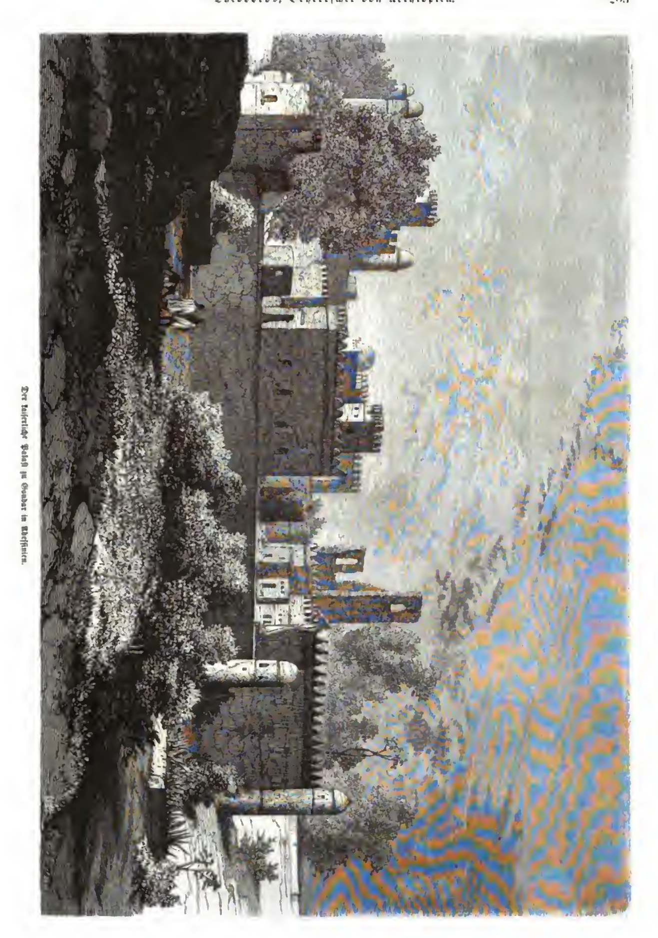


Theodoros, Beherrscher von Aethiopien

Schon früh zeichnete sich dieser als Krieger aus und warf sich nach mancherlei Fehden zwischen den einzelnen Gebieten bald zum Herrn des ganzen mittleren Abessinien auf. Er glaubte sich zu hohen Dingen auserkoren, schaffte den Sklavenhandel ab, suchte lebhaften Verkehr mit Europäern und rief Handwerker und Künstler ins Land.

Die Feindseligkeiten mit seinen benachbarten Gegnern dauern jedoch fort, und auch die freundlichen Beziehungen dieses äthiopischen Potentaten zu den europäischen Mächten gedeihen nicht: mehrere englische Konsuln und Missionäre hielt er lange Zeit in Haft und achtete weder auf diplomatische Noten, noch Gesandtschaften.

Dieser merkwürdige, halbcivilisirte Mann steht im mittleren Lebensalter, hat schwarzbraune Hautfarbe, mittlere Statur und scharfen Blick. Er zeigt sich freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen; ist jedoch auch rachsüchtig und oft zu Wuthausbrüchen geneigt. Seine äußere Erscheinung zeigt, daß er ein Mann von geistiger Regsamkeit und Kraftentwicklung ist. Auf dem Pferde bewegt er sich mit Kühnheit, und seine Rosse zittern vor ihm. Für gewöhnlich kleidet er sich wie ein Offizier, Kopf und Füße sind unbedeckt. Aber auf einen Schmuck der Krieger legt er Werth: er legt das Haar in drei lange Flechten, welche auf die Schultern herabfallen, und trägt ein weißes Stirnband. In seiner Hofhaltung liebt er Pomp und Schaugepränge und gibt Audienz, wenn er von vier zahmen Löwen umgeben ist. Seine Hauptstadt ist Gondar, dort befindet sich der kaiserliche Palast Negus-Ghimp, von welchem wir eine getreue Abbildung geben. Ein Theil derselben fällt in Ruinen.



Der kaiserliche Palast zu Gondar in Abessinien.



Wie der äthiopische Negus Theodoros Audienz ertheilt.

Die andamanischen Inseln.

Die Urbewohner der Andamaneninseln (unweit der hinterindischen Küste) gehören noch heute zu den wildesten Völkern auf der ganzen Erde. Man hat jede Berührung mit ihnen gemieden, bis vor wenigen Jahren die englische Regierung Indiens diese Inseln als Station für deportirte Verbrecher auserkor.

Die Engländer landeten im Monat December 1857 und begannen ihre Forschungen. Als der Dampfer sich in einer nur etwa flußbreiten Meeresstraße befand, zeigten sich bewaffnete Insulaner und steuerten ihre Nachen gegen das Schiff hin.



Ein Urbewohner der andamanischen Inseln.

Sogleich setzten die Engländer ihre Boote aus, um mit Jenen freundliche Verbindungen anzuknüpfen. Sie schwenkten ihre Tücher, erhielten aber einen wahren Hagel von Pfeilen als Antwort. Darauf gaben die Europäer Feuer, tödteten eine Anzahl Wilder und nahmen einen Krieger gefangen.

Diese Wilden wohnen in Hütten der allereinfachsten Art, welche mit Palmblättern gedeckt und allen Winden offen sind. Der ganze Zierrath besteht in Schweinsknochen und Schildkrötenschalen. Bisher hielt man die Bewohner der Inseln für Menschen-



Angriff der Andamanesen auf einen Dampfer.

fresser, doch fanden die Engländer nichts, was darauf hindeuten konnte. Die Leute auf den Andamanen sind sehr dunkel und selten fünf Fuß hoch; der dicke Kopf sitzt tief zwischen den Schultern, das Haar ist wollig, wie bei den Negern. Diese Andamanesen gehen völlig nackt, statt aller Bekleidung beschmieren sie den Leib mit rothem Ocker oder Thon, welcher sie gegen die Stiche der Insekten schützt. Die Gesammtzahl dieser Insulaner wird auf



Waldregion auf Groß-Andaman.

etwa dritthalbtausend Köpfe geschätzt. — Ihre Waffen, namentlich die Bogen aus Eisenholz, sind ungemein stark und geschmackvoll gearbeitet, die Pfeile, theils glatt, theils eingezackt, sind vier Fuß lang; eine Art derselben hat eine bewegliche Spitze und dient als Harpune. Der Fischfang liefert die Hauptnahrung.

Der Pflanzenwuchs hat eine großartige Ueppigkeit. Alles ist Wald, mit Riesenbäumen von mächtigem Umfange und kräftigen Formen, bevölkert vom herrlichen Paradiesvogel und prächtigen Papageien. Die Jagd auf diese Vögel ist die Hauptbeschäftigung der Andamanesen.

Bilder aus Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam.

Nach Photographien.

Die große Region, welche zwischen China und Ostindien mitten inne liegt, umfaßt die drei indochinesischen Königreiche Barma, Annam und Siam. Das Land Barma wird vom Irawaddy durchströmt (s. unser Bild S. 213) und der ganze Küstenstrich befindet sich in britischem Besitz, während das Mündungsland des Mekiang, des Hauptflusses von Annam, eine französische Provinz ist. Zwischen beiden liegt das Königreich Siam, für welches der Menamstrom die Hauptader bildet. Sein König „Mongkut der Gute" hat die alten Schranken, welche den Verkehr mit dem Auslande erschwerten, niedergebrochen, mit den Handelsvölkern des Abendlandes Verträge geschlossen und sich als einen Freund der Fremden bewährt.

Die Hauptstadt von Siam, dem Lande der Pagoden, ist Bangkok. Diese Stadt erhebt sich auf einer unzähligen Menge schlammiger Inseln, welche durch den Hauptarm des Menam in zwei Gruppen gesondert werden. Zwischen beiden Stadttheilen liegen tausende von Buden, deren jede auf einem Flosse ruht, und unzählige Kähne und Fahrzeuge beleben den Strom. Ueber diesen ragen die königlichen Paläste und die gewaltig emporstrebenden Pagoden mit vergoldeten Spitzen, glänzend lodernden Kuppeln und hohe durchbrochene Pyramiden.



Mongkut, König von Siam.

Bangkok ist neuern Ursprungs und zählt etwa 400,000 Einwohner, auf einem Raume, der für 50,000 Europäer viel zu beschränkt sein würde.

Jedermann zittert und kriecht vor dem Höhergestellten; er liegt auf den Knien oder auf dem Bauch, wenn er Befehle entgegennimmt. Diese Unterwürfigkeit erstreckt sich nicht nur auf die Person des Monarchen, sondern auch auf den Palast. Den Siamesen erkennt man an seiner sklavischen Physiognomie, sein Ausdruck ist ohne Intelligenz. Er scheert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büschel stehen. Es kaut Jeder, vom Sklaven bis zum Fürsten hinauf, Betel, welcher ein wahres Lebensbedürfniß ist.

Mindestens ein Dritttheil der Einwohner schmachten in Sklaverei. Die Sklaven zerfallen in drei Klassen: die Kriegsgefangenen, welche der König nach Belieben an die Edelleute verschenkt, diejenigen, welche Schulden halber als Zinszahlung dem Herrn Dienste thun müssen, und solche, welche unbedingtes Eigenthum ihrer Herren sind. Im Volke finden sich mancherlei abergläubige Vorstellungen und Gebräuche aus Indien und China, welche neben der stehenden Religion, dem Buddhismus, sich bis jetzt erhalten haben.

Der König ist unbeschränkter Herr über Leib und

Porträt des zweiten Königs von Siam.

Seele aller seiner Unterthanen, auch ist aller Grund und Boden sein Eigenthum; er gilt für unfehlbar und besetzt alle Aemter, aus Klostergeistlichen macht er Fürsten.

Mongkut hat seine Soldaten nach europäischer Weise abrichten lassen, er baut Kanäle, Festungen und Schiffe, hat auch zu Bangkok eine königliche Druckerei ins Leben



König Mongkut von Siam und dessen Hauptgemahlin.



Frauen des Königs von Siam in ihrem Palast. (Nach einer durch König Mongkut aufgenommenen Photographie.)



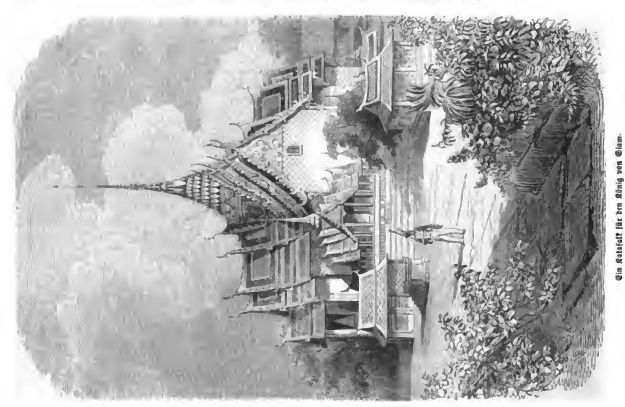
Siamesische Komödianten in Bangkok.



Portal der großen Pagode Wat schang in Bangkok.



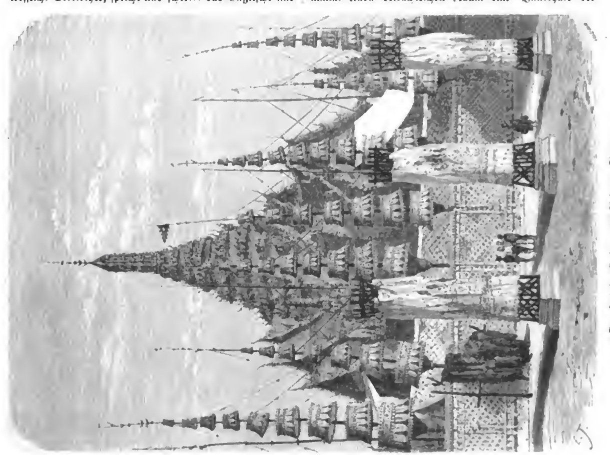
Der Fluß Irawaddy.



Ein Katafalk für den König von Siam.

gerufen, und alle unter seiner Herrschaft lebenden Menschen genießen volle Religionsfreiheit; seine Mußestunden vertreibt sich der König mit Studiren. Er besitzt eine vortreffliche Bibliothek, spricht und schreibt das Englische und versteht Latein; auch mit der Photographie beschäftigt er sich (s. die Abbildung der Frauen S. 211).

Sein Palast ist mit hohen Mauern umschlossen und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Innerhalb der



Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam.



Eine Hofkomödiantin in Bangkok.



Ein achtjähriger Sohn des Königs von Siam in Staatskleidung.



Garde-Amazone des Königs von Siam.



Siamesischer Prinz.



Siamesischer Mandarin.



Vornehme Herren in Barma.

Stadtmauer zählt man 11 Pagoden, dazu kommen aber noch 20 und einige außerhalb derselben. Unsere Abbildung der großen Pagode Wat schang zeigt den Charakter der Bauart, welcher diesen Tempeln eigenthümlich ist.



Eine Ansicht in Bangkok.

nichts, als der erste Unterthan des Hauptmonarchen. Der zweite König, dessen Bild wir Seite 210 mittheilen, war ein leiblicher Bruder Mongkuts und ist 1861 gestorben.

Zwischen den beiden Königen und dem Volke finden viele Rangstufen von Fürsten, Ministern, Mandarinen statt und eine große Menge von Statthaltern, deren Unfähigkeit und Habgier alle europäischen Begriffe übersteigen.



Audienzhalle des Königs zu Bangkok.

Siam hat zwei Könige; auch der zweite Monarch hat seinen Palast, seine Mandarinen und seine Soldaten, man erweist ihm alle königliche Ehre und doch ist er

König Mongkut, welcher früher 25 Jahre lang Mönch war, hat bis jetzt 600 Frauen, von denen aber nur eine einzige wirkliche Königin ist. Eine bejahrte Frau führt die Aufsicht über das Hauswesen der Königin, welche etwa 100 Damen zur Aufwartung hat. Im Ganzen sind etwa 2000 junge Mädchen zur Aufwartung im Palaste, über welche strenge Aufsicht geführt wird. Diese beklagenswerthen Geschöpfe werden von der Außenwelt abgesperrt und dürfen niemals heirathen. Die Palastwache besteht aus Amazonen (s. Abbild. S. 215).

Die Siamesen lieben Spiel und Lustbarkeiten so leidenschaftlich, daß mancher seine ganze Habe verliert und deshalb nicht selten Sklave werden muß. Hahnenkämpfe, Büffel- und Elephantenkämpfe sind sehr beliebt, wie Fischerstechen und Wettfahrten. Auch Leichenbegängnisse gelten als Festlichkeiten; bei Gelegenheit derselben veranstaltet man Faustkämpfe, Seiltänze, Feuerwerke, Marionettenspiele und chinesische Schattenspiele. Der Katafalk bei einem Königsbegräbniß (siehe Abbildung Seite 214) gewährt ein sehr pomphaftes Schauspiel.

Das Theater der Siamesen befindet sich nicht in einem geschlossenen Gebäude, sondern bildet einen auf allen Seiten offenen Saal mit einem Gerüst, auf welchem die Komödianten ihre Künste zum Besten geben; ihr Spiel besteht aus sehr einfachen, keineswegs anmuthigen Pantomimen und aus einem schreienden Chor, welcher sich abseits von den Darstellern hält. Eine siamesische Vorstellung dauert — 24 Stunden. Jeder große, vornehme Herr besitzt ein Theater und unterhält auf seine Kosten eine Komödiantentruppe.



Uhrthurm in Bangkok.



Der protestantische Friedhof in Bangkok.

Die Kalmükken.

Nach einer Photographie.

Die Kalmükken sind in Europa die einzigen Vertreter des Buddhismus, jener weitverbreiteten Religion, welche die größere Hälfte Asiens füllt. Sie bewohnen jetzt als heimatlose Wanderer die äußersten Grenzen Europa's gegen Asien, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, das Land, wo einst ihre Vorfahren als Fürsten geboten.



Die Geistlichkeit der Kalmükken.

Mit dem Beginn des Frühlings bricht der Uluß (Stamm) nach den nahegelegenen Vorhügeln des Kaukasus und nomadisirt dort im Sommer zwischen den Berg-

thälern des Ghamus Ula (die Nase des Gebirgs), bis der annähernde Winter die Heerden zur Rückkehr nach dem Tieflande zwingt. Sie haben unter sich ein berühmtes Bild Buddha's, das den künftigen Gott Matreya vorstellt und das bei Wanderzügen auf einem reichgeschmückten Pferde vorangetragen wird.

Unsere Illustration gibt ein Bild der gesammten Geistlichkeit der Kalmücken, die sich während der Durchreise des russischen Thronfolgers aus ihren zerstreuten Herden alle in Astrachan 1865 zusammenfanden. Die Figur in der Mitte stellt den Lama vor, die höchste Würde der Geistlichkeit. Er residirt in dem Klostertempel des Erketenskiau-Stammes, der während des Winters an den Küsten des Kaspischen Meeres lagert.

Walachische Bilder aus dem Banat.

Originalzeichnungen von F. Kanitz.

Die Bewohner der äußersten Grenzprovinz in Ungarn gegen die Türkei zerfallen der großen Masse nach in



Walachische Typen aus dem Banat.

Rumänen, Deutsche, Serben, Ungarn, Bulgaren, Juden und Zigeuner. Unsere Bilder zeigen uns die Typen und Trachten der Erstgenannten, der Rumänen oder Walachen.

Im Allgemeinen macht der Rumäne den Eindruck eines kräftigen, wohlgebauten Mannes, er ist meist von mittlerer Statur, schlank gewachsen und von regelmäßigem Gliederbau. Der geistige Ausdruck des Gesichts fehlt, denn die Verschiedenartigkeit der geistigen Thätigkeit, welche

bei civilisirten Völkern die Mannigfaltigkeit der Typen bedingt, ist hier nicht vorhanden. Einförmig wie die Thätigkeit der Seele dieser Menschen ist, spiegelt sich dieselbe auch in ihren Gesichtszügen ab. Die dunkeln, langen und dichten Haare hängen unordentlich wild und ungepflegt um den Kopf. Das weibliche Geschlecht ist



Walachische Typen aus dem Banat.

in der Jugend schön und anmuthig. Das Haar sieht man immer glatt, glänzend und wohlgescheitelt. Der Wuchs ist schlank, aber voll. Unter den Mädchen und Weibern herrscht die Unsitte, sich weiß und roth zu schminken, auch die Augenbrauen zu färben. Die Nahrung ist äußerst einfach und besteht meist aus Mais, aus dessen Mehl sie einen eigenen Brei, sowie ihr Brod bereiten. Außer Mais sind Milch, Käse, Bohnen, Zwiebeln, Speck und Knoblauch die vorzüglichsten Speisen; Fleisch wird sehr selten genossen. Die Tracht der Rumänen ist ein weites weißes Hemd mit einem kleinen stehenden, roth oder blau gekanteten Kragen, das über den weiten leinenen Gatyen getragen wird. Eine mit Riemen befestigte Sandale bekleidet über einer Bandage von farbigen Tuchstreifen, womit das Bein bis über die Wade bedeckt ist, den Fuß, im Sommer wie im Winter. Ueber dem Hemde wird eine weiße oder graue, mit farbigem Tuch ausgenähte wollene Weste getragen, mit einer dichten Reihe, häufig silberner Knöpfe besetzt. Um den Leib ist ein sechs Zoll breiter, dicker Ledergurt

mit drei großen Messingschnallen befestigt, in welchem man Messer, Feuerzeug, Pfeife, Tabak u. dergl. unterbringt.



Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia.

Den Kopf bedeckt im Sommer ein breitkrämpiger, niederer Filzhut, im Winter eine Pelzmütze von Lammfell.

Das Gebiet, welches die heutigen Walachen bewohnen, erstreckt sich weit über die Walachei und Moldau hinaus und ist ein sehr bedeutendes. So groß ist die Achtung vor der römischen Abstammung ihrer weichen und melodischen Sprache, daß dieselbe weithin auch von den benachbarten Völkern gerne gesprochen wird.

Die Pahuins oder Fans in Westafrika.

Nach Zeichnungen von Griffon du Bellay und Paul du Chaillu.

Nachdem wir die Völker der Mpongues und Bakalaïs kennen gelernt haben, werden wir durch folgende Bilder mit den Pahuins oder Fans bekannt gemacht, welche ebenfalls jene Region des äquatorialen Afrika's bewohnen.

Die Dörfer der Bakalaïs und jene der Pahuins liegen nicht weit von einander und sind ebenfalls zwischen Bäumen versteckt. Die Pahuins sind sehr streitbar, stark gebaut, und auf der Brust mit häßlichen Narben tättowirt. Von Bekleidung ist keine Spur, außer einem Thierfell, das den Unterleib bedeckt (s. Abbildung). Durch die Reisenden Paul du Chaillu und Griffon du Bellay sind diese Völkerschaften zum erstenmal mit Europäern bekannt worden, ihnen verdanken wir auch unsere Bilder.

Die weißen Männer wurden sehr kühl empfangen; die Sache nahm aber eine andere Wendung, nachdem der Dolmetscher seine Anrede gehalten hatte und allerlei Geschenke ausgepackt wurden. Als Tabak vertheilt wurde, geriethen Alle in die beste Laune. Während sie grinsend lächelten, kamen ihre spitzgefeilten Zähne zum Vorschein, und wer diese Wilden so sah, zweifelte gewiß keinen Augenblick daran, daß sie Kannibalen seien.

Die Frauen haben einen langen Kopf, stark vor-





Frauen vom Stamme der Galos.



Die heiligen Inseln im Jonango-See.



Ein König der Galoa als Geisterbeschwörer.

tretende Stirn und sind sehr fleischig; sie behängen sich mit Glasperlen auch auf dem Kopfe, so daß dieser Schmuck vor den Augen hin und her sich bewegt; Arme und Beine sind mit Reifen von geglättetem Eisen und Kupfer geziert. Junge Mütter machen sich dadurch schön, daß sie sich mit einer rothen Farbe von unten bis oben beschmieren; das



Häuptling und Krieger der Pahuins.

Der Gorilla.

Kind wird in einem mit Kaurimuscheln verzierten Gehänge getragen. Mit Kleidung befassen sich diese schwarzen Damen nicht.

Der Pahuin versteht sich auf die Bearbeitung des Eisens, was bei den anderen Stämmen der Gabongegend nicht der Fall ist; er verfertigt Wurfspeere, große Kampfmesser mit sehr scharfer Spitze und von sehr hübscher Zeichnung. Kürzere Messer sind zu verschiedenem Gebrauche bestimmt; auch verfertigt man Hohlbeile und vortreffliche Aexte von einer eigenthümlichen Gestalt, denn sie bilden einen Vogelkopf, der auf einem gebogenen Stiele sitzt; sie dienen als Opfermesser, mit welchen man Menschen abschlachtet.


König der Fan-Kannibalen.



Ein Dorf der Pahuins.

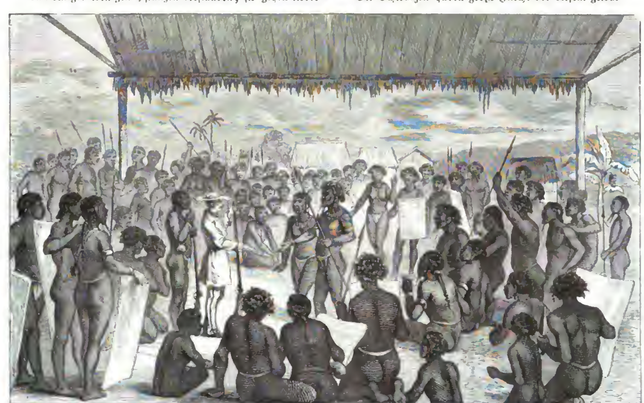


Urwald im äquatorialen Westafrika.

Als die gefährlichste Waffe des Pahuin erscheint eine kleine Armbrust, vermittelst welcher er stark vergiftete Bambuspfeile schießt.

Bis jetzt haben sich die Fans kaum zum spärlichen Anbau einiger wenigen Pflanzen verstanden; sie gehen lieber in den Wald auf die Jagd. In ihrem Gebiete findet man den erst vor nicht vielen Jahren bekannt gewordenen Gorilla. Dieser Riesenaffe ist so groß und manchmal noch größer wie ein ausgewachsener Mann.

Die Schwarzen haben große Furcht vor diesem gewal-

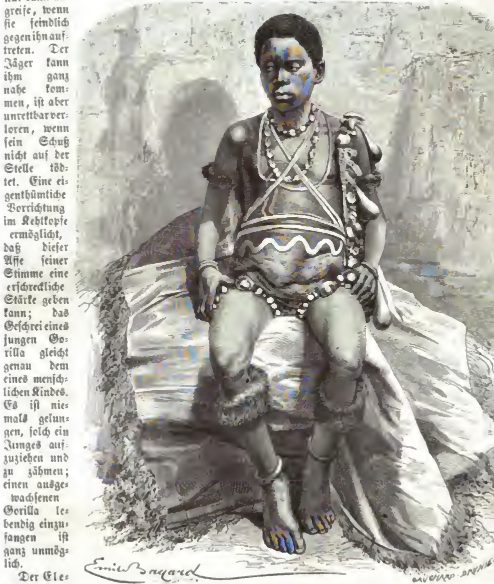


Du Chaillu bei den Fans.

tigen Affen, der in ihren Sagen, Erzählungen und im Aberglauben eine große Rolle spielt. Er ist nicht etwa ein fleischfressendes Thier, und es scheint, daß er Menschen nur dann angreife, wenn sie feindlich gegen ihn auftreten. Der Jäger kann ihm ganz nahe kommen, ist aber unrettbar verloren, wenn sein Schuß nicht auf der Stelle tödtet. Eine eigenthümliche Verrichtung im Kehlkopfe ermöglicht, daß dieser Affe seiner Stimme eine erschreckliche Stärke geben kann; das Geschrei eines jungen Gorilla gleicht genau dem eines menschlichen Kindes. Es ist niemals gelungen, solch ein Junges aufzuziehen und zu zähmen; einen ausgewachsenen Gorilla lebendig einzufangen ist ganz unmöglich.

Der **Elephant** dieser Gegend hat außerordentlich stark entwickelte Zähne. Man sieht Proben davon auf unserm Bilde, welches den schwarzen Elfenbeinhändler darstellt (s. S. 183). Die Pahuins liefern unter den verschiedenen Stämmen jetzt das meiste Elfenbein.

Die Frauenporträts (s. Abbild. S. 223) sind vom Stamme der Gales; er ist der wichtigste am Ogowaï. Die Eingebornen kennen gar kein Mineral, nicht einmal Eisen. Ihre Waffen und Werkzeuge bekommen sie durch Vermittelung der Handelsleute an der Küste aus den Schiffen und Faktoreien der Europäer. Sie sind Fetischverehrer, und das eigentliche Heiligthum ihrer Religion ist der Jonanga-See. Die Fetischpriester werden auf der Insel Arumbe erzogen und gebildet, sie sind sonderbar mit Schellen und Glasperlen aufgeputzt (s. Abb.). Auch der König der Gales, welcher seinen Leib theilweise mit abgetragenen europäischen Uniformen behängt, ist Oberfetischpriester und auf unserm Bild (S. 224) als Geisterbeschwörer dargestellt.


Ein Zögling aus dem Seminar der Fetischpriester auf Arumbe im Jonanga-See.

Bilder aus der Hafenstadt Bahia in Brasilien.

Originalzeichnungen von O. E. F. Grashof.

Bahia, der zweitwichtigste Hafen des brasilianischen Kaiserreichs, war als S. Salvador lange Zeit Sitz der Centralregierung des gesammten Kolonialreichs und ist heute eine belebte Handelsstadt mit 100,000 Einwohnern und zugleich Hauptstadt einer weiten fruchtbaren Provinz. Die Stadt mit den hohen Häusern und den engen Straßen ist ein Schauplatz des Geschäftslebens. Man sieht Typen aller Menschenrassen und aller ihrer Zwischenstufen. Wie überhaupt im südamerikanischen Kaiserreiche, so auch besonders an diesem einzelnen Punkte, bilden die Neger die Mehrzahl der Bevölkerung. Die Einfuhr von Negersclaven belief sich vor etwa 50 Jahren auf durchschnittlich 80,000 Köpfe im Jahre, von denen ein guter Theil in Bahia feilgeboten worden ist. Auf den Stufen der Haus-



Eine brasilianische Mameluco.

Botocude.

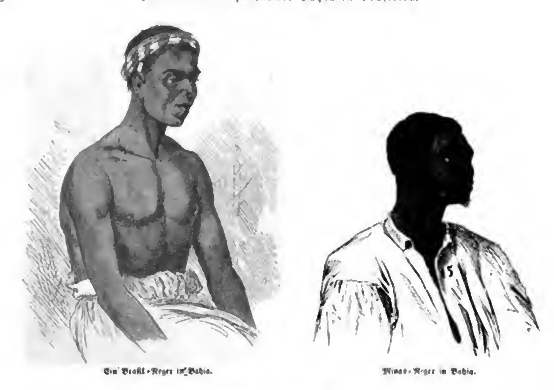
Neger aus Angola; in Bahia.

Eine brasilianische Mulattin.

Indianerin aus der Provinz Espiritu Santo in Brasilien.

Mestize von Bahia.

Indianer aus der Provinz Espiritu Santo in Brasilien



Ein Brasil-Neger in Bahia.

Minas-Neger in Bahia.



Neger aus Quimbom'de und aus Cabinda; Bahia.



Kreolen-Negerin in Bahia.



Puris-Indianerin vom Parahybastrom.

thüren und auf ebener Erde sieht man ganze Reihen schwarzer Gestalten sitzen, meist mit Strohflechten beschäftigt. Die erste Stelle unter den Negern Bahia's nehmen die Schwarzen aus Guinea ein, und zwar die von der Goldküste, hierzulande allgemein Minas-Neger genannt. Sowohl durch ihre hellere Hautfarbe, die dem Schwarzgelb gleicht, unterscheiden sie sich auffallend von andern Menschen ihrer Rasse, als auch durch ihre außerordentlich kräftige hohe Gestalt. Sie werden wegen ihrer Kraft und wegen ihres Fleißes zwar von den Weißen sehr geschätzt, indessen taugen sie zu Sclaven wenig, denn ihr Unabhängigkeitssinn läßt sie nicht ruhen noch rasten, bis sie



Eine Minas-Negerin in Bahia.

das schwere Joch abgeschüttelt haben. Die Minas-Negerinnen fallen durch ihre Tracht auf, den Kopf ziert der weiße Turban, Hals und Arme sind vielfach mit Korallenschnuren, oft selbst mit goldenen Armspangen



Neger aus Mozambique.

geschmückt; sie halten auf Straßen und Märkten alle Gattungen von Gemüsen und Früchten feil.

Nicht weniger stark und kräftig gebaut sind die Neger von der Ostküste von Afrika, von Mozambique; man



Straße in Bahia.

verwendet sie zu Lastträgern, die hier ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit finden, denn der Mensch ist dort fast das einzige Transportmittel.

Aus der öftern Vermischung mehrerer Rassen ist eine Zahl von Zwischenarten entstanden: die Mulatten aus der Verbindung der Europäer mit den schwarzen Afrikanern, die Mestizen, hier Mameluken genannt, aus der Verbindung der Europäer und Indianer u. s. w.

Unsere Bilder stellen die Typen solcher Zwischenarten vor. Ihre Gestalt ist mittelgroß, gedrungen, kraftvoll und fleischig. Das Haar hat eine tief dunkelschwarze Farbe, die sich selbst im hohen Alter gleich bleibt.

Ausgezeichnet von den übrigen brasilianischen Indianern sind die Botocuden; sie tragen in den Unterlippen und Ohren als Abzeichen einen Holzklotz oder Stöpsel, auch durch Sprache und Körpergestalt unterscheiden sie sich von den übrigen.

Die Conibos-Indianer in Peru.

Nach Zeichnungen von Paul Marcoy.

Die **Conibos** sind ein Nachbarvolk der Antis-Indianer, von welchen wir früher einige Charakterbilder gegeben haben (S. 23–29); sie leben in den Uferwäldern des Ucayale, wo sie sich zerstreut liegende Hütten gebaut haben, welche sie mit Dächern aus Schilf oder Palmblättern decken. Auch sie ergeben sich lieber der Jagd und dem Schildkröten- oder Fischfang, als dem Ackerbau. Der Conibo ist schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein dickes, rundes Gesicht, das er sich mit Roth und Schwarz bemalt; die Lippen sind dick, die Zähne gelb und das Zahnfleisch färben sie sich mit Yanamuenkraut schwarz.

Wohnhütten der Conibos.



Hütten bei einer Bananenpflanzung.

Ihre Farbe ist sehr dunkel; das schwarze, straffe Haar ist voll.

Die Frauen sind klein, von untersetztem Wuchs und bekleiden sich nur mit einem schmalen Schurz um die Hüften. Die Männer tragen einen braunen Sack (**Tari**) aus Baumwollenzeug, den sie mit allerlei Figuren bemalen. Sie sind sehr putzsüchtig und behängen sich namentlich an festlichen Tagen mit weißen und schwarzen Glasperlen (s. Abbildung S. 234). Die Frauen tragen Halsbänder, an welche sie ein Stück Kupfer oder Silber hängen, oder auch einen Fingerknochen vom Brüllaffen. Ihren Hut verfertigen sie sich aus Stengeln der Palmblätter. In den benachbarten Missionsstationen holen sie sich Messer, Beile und Perlen, wofür sie Schildkrötenfett und Wachs geben.

Alle Arbeit wird von der Frau besorgt; sie macht den Boden urbar, säet und pflanzt, besorgt die Ernte, sammelt Wachs und Honig ein und brennt die Geschirre für ihren dürftigen Haushalt.

Als Waffen dienen Bogen, Keule und Blasrohr, die



Eine Conibo-Frau.

Ein Conibo-Stutzer.



Eine Pano-Mestize.

Ein Remo-Indianer.



Conibos.

Chontapalme liefert ihnen das Holz dazu, aus den Blattstielen derselben fertigen sie Pfeile, welche sie mit dem Gifte der Tiennas tränken.

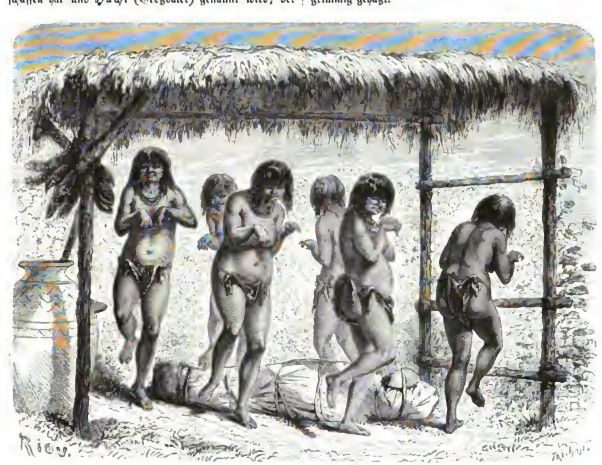
Bei der Verheirathung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt; die Geburt eines Mädchens ist dem Vater gleichgiltig, ja widerwärtig, sodaß er, wenn man ihm dieselbe meldet, sein Moskitonetz anspeit; dagegen schlägt er vor Freude mit dem Bogen auf die Erde, wenn ein Knabe zur Welt gekommen ist, und sagt der Mutter freundliche Worte.



Pano-Indianer.

Sie glauben an ein höheres Wesen, welches Himmel und Erde erschaffen hat und Huchi (Großvater) genannt wird, der böse Geist Yurima wohnt im Innern der Erde, und durch ihn kommt alles Unglück. Die Zauberer, welche zugleich Aerzte sind, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuße. Die Leichen werden mit Pfeil und Bogen in einen Sack gewickelt; die Frauen tanzen und singen den Verstorbenen Klagelieder.

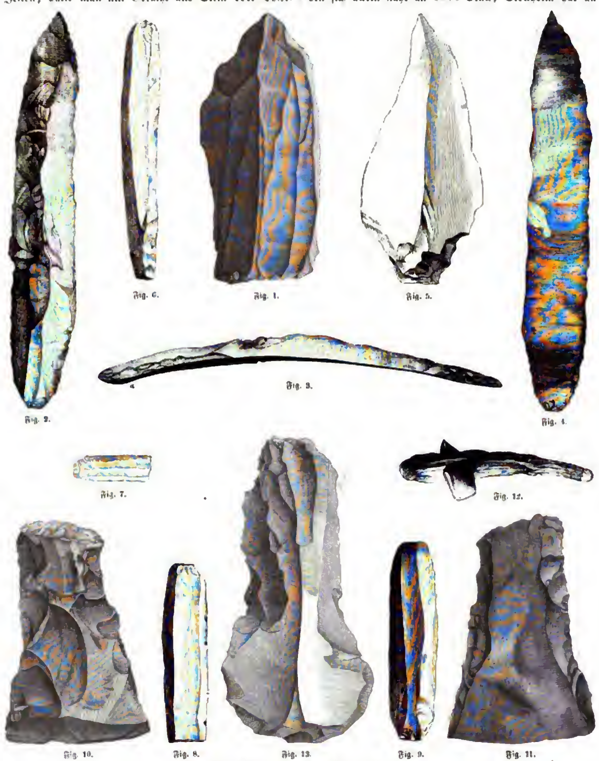
Das Volk gehörte im 17. Jahrhundert zu den mächtigsten Stämmen in der Pampa del Sacramento, jetzt ist es dem Untergange nahe und zerfällt in einzelne sehr kleine Stämme. Die Nachbarn, namentlich die Remos und Panos sind von den Conibos grimmig gehaßt.



Leichenklage bei den Conibos.

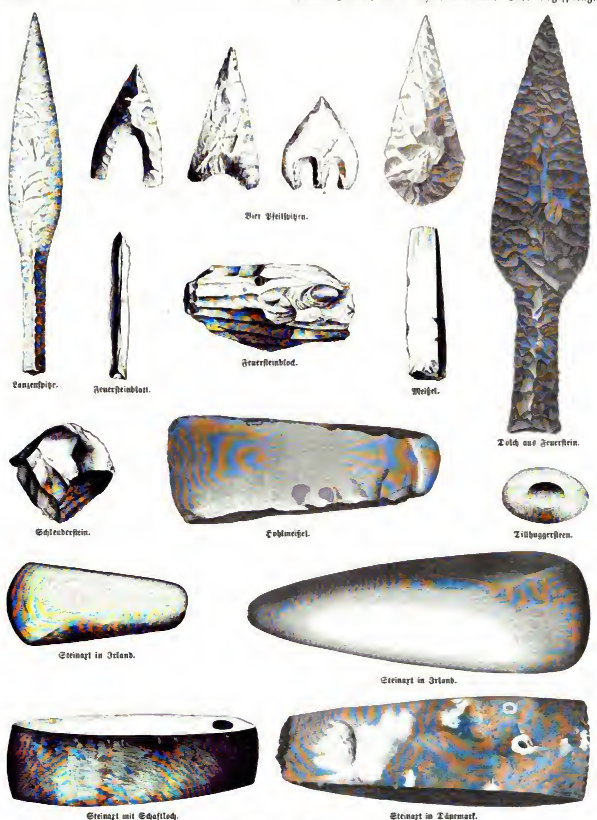
Das Steinzeitalter des Menschengeschlechts.

In den ältesten, namentlich in den vorgeschichtlichen Zeiten, hatte man nur Geräthe aus Stein oder Thierknochen, ja es gibt Inseln in der Südsee, deren Bewohner noch in unserm Jahrhundert Metalle gar nicht kannten. Steingeräthe kommen in allen Erdtheilen in großer Menge vor; in dem Museum zu Kopenhagen befinden sich allein nahe an 9000 Stück, Stockholm hat an 16,000 Exemplare. — Man benutzte sehr verschiedene Steinarten, wenn sie nur hart und zäh genug für Werkzeuge erschienen, Feldspath, Basalt, Schiefer, Porphyr.



Geräthe aus dem Steinzeitalter.
Fig. 1—9 Feuersteinblätter. — Fig. 10, 11 Dänische Aexte. — Fig. 12 Irländische Axt. — Fig. 13 Schraber.

In Europa ist der **Feuerstein** am meisten benutzt worden.



Waffen aus dem Steinzeitalter.

Unsere Figuren (S. 238, Fig. 1—4) zeigen einen Block oder Kern und die von demselben abgesprengten Blätter; das mittlere von den dreien ist durch Arbeit zugespitzt worden.

Eine andere Figur (Fig. 5) zeigt ein pfeilförmiges Blatt aus Irland, an welchem das dicke Ende abgesprengt worden ist, offenbar um einen Stiel oder eine Handhabe daran zu befestigen. Die Figuren 6—9 sind kleine Feuersteinblätter aus Dänemark.

Die Feuersteinblätter, so einfach sie auch erscheinen, sind allemal *Menschenwerk* und es war dazu eine gewisse Fertigkeit erforderlich. Die Blätter haben eine scharfe Seite und wurden als Messer, Sägen, Ahlen oder Pfeilspitzen benutzt.

Aexte, Keile und Meisel waren für die Menschen des Steinzeitalters von großer Wichtigkeit (Fig. 10 und 11). Figur 12 zeigt eine Art, die vor einigen Jahren in Irland aufgefunden wurde; der Stiel war 13 Zoll lang und von Fichtenholz; Stiele von Horn sind in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden worden. Die Leute der Vorzeit konnten mit so unvollkommenen Aexten und mit Hülfe des Feuers große Bäume fällen und Kähne verfertigen. In den dänischen Torfmooren hat man Bäume gefunden, welche die Spuren der Steinart und zugleich des Feuers deutlich erkennen lassen; in zwei Fällen lagen sogar neben den Bäumen noch die Aexte. Diese Aexte wurden auch als Kriegswaffen gebraucht, und man hat sie häufig in Häuptlingsgräbern zusammen mit Dolchen aus Bronce gefunden. — *Steinäxte mit Schaftlöchern* wurden nicht aus Feuersteinen verfertigt, weil die Beschaffenheit der letzteren dazu nicht geeignet ist; die Befestigung des Schaftes in einem Loche ist vielleicht überhaupt erst aufgekommen, nachdem man Metalle kannte.

Die sogenannten *Schraper* oder *Kratzer* sind länglich und an einem Ende abgerundet; dieses letztere ist durch eine Reihe von Schlägen abgeschrägt worden (Fig. 13). Schraper, deren sich noch jetzt die Eskimos bedienen, sind in ihrer Gestalt genau so wie jene aus dem Steinzeitalter.



Ein Dolmen.



Steinkreis.



Steinkreis.



Tumulus mit Grabkammern.

Lanzenspitzen kommen in sehr verschiedener Größe und Gestalt vor; einige sind von den Pfeilspitzen kaum zu unterscheiden, andere dagegen viel größer und so vollendet, daß sie für Kunstwerke gelten können. Die Pfeilspitzen sind gewöhnlich einen Zoll lang; oft gehen sie in die Gestalt eines Wurfspeeres oder einer Speerspitze über. Die *Tillhugersteens* der nordischen Alterthumsforscher haben eine eierförmige Gestalt und sind auf einer Seite oder auch auf beiden eingebogen oder ausgehöhlt; man meint, daß sie zwischen Finger und Daumen gehalten und als Hammer oder Schnitzer gebraucht wurden.

Die Menschen des Steinzeitalters haben aber auch Knochen, Hörner und Geweihe von Thieren zur Anfertigung von Werkzeugen verwandt, namentlich die vom Hirsch, weil diese sehr hart sind. Harpunen, Pfeil- und Speerspitzen von Knochen sind gleichfalls nicht selten; durchbohrte Zähne scheinen als Amulete getragen worden zu sein.

Die *Steindenkmäler* sind von sehr mannichfaltiger Art und rühren aus sehr verschiedenen Zeitabschnitten her.

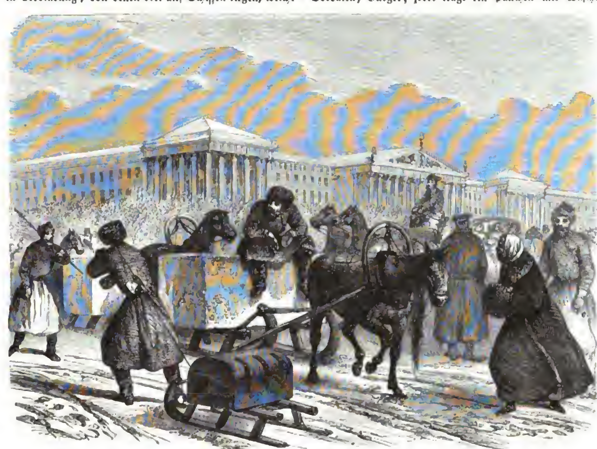
Die Grabdenkmäler (*Tumulus*) sind den Dolmen ähnlich, aber von allen Seiten *geschlossen* und mit Erde oder Steinen überdeckt, mit einfachen Kammern oder grottenartigem Zugang, wie unsere Abbildung eines Grabtumulus zeigt.

Winterbilder aus St. Petersburg.

Nach Zeichnungen von M. Blanchard.

Die Herrschaft des Winters bleibt sechs Monate in Nord-Rußland unbestritten, doch weiß sich der Russe sehr gut mit ihm abzufinden. Die Winterzeit ist ihm willkommen, dann beginnen die Lustbarkeiten, und die Bauern drängen sich in großer Menge nach den Städten, wo sie guten Erwerb finden. Die Schiffe auf der Newa verschwinden und werden in das schützende Hafenbecken bei Kronstadt oder in andere Winterhäfen eingelegt. Die Masse der Eisschollen reibt sich gegeneinander und machen ein dumpfes Geräusch.

Die Stadttheile an beiden Ufern der Newa in St. Petersburg stehen durch vier Brücken miteinander in Verbindung, von denen drei auf Schiffen liegen, welche man beim Eintritt des Eisganges abführt und der Länge nach am Ufer hinlegt. Sobald aber das Newaeis feststeht, machen sich die Pionniere ans Werk, hauen das Eis auf und legen die Schiffe wieder hin. Außerdem bahnt man auf dem Eise noch eine Menge anderer Wege, die mit Tannenzweigen belegt werden; das Eis wird so fest, daß es Fuhrwerke tragen kann.



Eistransport in St. Petersburg.

Dann beginnt auf den Newakanälen rasch die Eisernte. Man hauet aus dem gefrorenen Wasser große Würfelblöcke und das ganze Treiben erinnert an jenes in großen Steinbrüchen. Das Eis wird fortgebracht auf großen Schlitten, die der russische Bauer selbst verfertigt (s. Abbildung). In jedem Haus hat man Eisbehälter, und die Zahl derselben soll sich auf mindestens 10,000 belaufen. Dann geht es bei den Traktirs, welche unsern Speise- und Schenkwirthschaften entsprechen (s. Abbildung S. 242), sehr lebhaft zu; viele Kaufleute machen dort beim dampfenden Somovar, dem Kessel mit warmem Wasser zum Thee, ihre Geschäfte ab.

Die Dampfbäder sind für die Russen nicht etwa ein Gegenstand des Luxus, sondern ein wahres Lebensbedürfniß. Alle Stände bis zum Bettler herab nehmen solche Bäder, deren es verschiedene Klassen gibt. Sie sind in großer Menge vorhanden und haben starken Zudrang. Von allen Seiten kommen Muschiks (Bauern), Frauen, Soldaten, Bürger; jeder trägt ein Päckchen mit Wäsche unter dem Arm, und obendrein Wergbündel oder Büschel von Roßhaaren, um damit Reibungen vorzunehmen. Einzelne Dampfbäder zählen am Sonnabend, wo der Verkehr am stärksten ist, 3—4000 Besucher (s. Abb. S. 244).

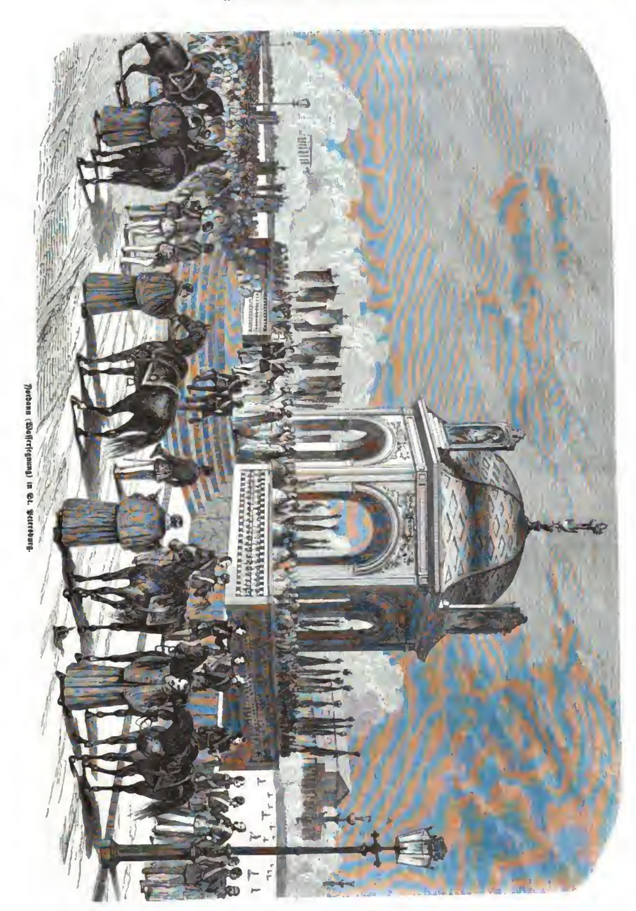
Der Neujahrstag ist kein Fest, wohl aber Epiphanias. In allen Städten, Flecken und Dörfern, wo Wasser läuft und ein Priester am Orte ist, wird das Wasser gesegnet. Die Russen nennen diese Wasserweihe Jordann (s. Abbildung S. 243), zur Erinnerung an den Fluß Jordan im gelobten Lande, und in Petersburg wird sie mit großem Pompe vollzogen. Vor dem kaiserlichen Palast, am Ufer der Newa, wird auf dem Eis ein reich verzierter Tempel aufgeschlagen. In der Mitte des Fußbodens befindet sich



Schlitten in St. Petersburg.



Ein Traktir in St. Petersburg.



Jordan (Wassersegnung) in St. Petersburg.

ein Loch, durch welches man das an jener Stelle von Eis befreite klare Wasser sehen kann. Gegen Mittag versammelt sich die kaiserliche Familie sammt dem ganzen Hofstaat. Alles ist in Gallakleidung, der Metropolitan von St. Petersburg und von Nowgorod hält in der kaiserlichen Kapelle ein großes Hochamt, bei welchem alle hohen Würdenträger der Kirche assistiren.

Der Metropolitan weiht alles Wasser im russischen Reich, nimmt das Kreuz und taucht dasselbe in das klare Wasser der Newa. Hunderte von Geschützen donnern, die Soldaten knieen nieder und nachher drängt sich das Volk zu der offenen Wasserstelle, um die Hände zu benetzen. Diese Wasserweihe macht einen großartigen Eindruck.



Vor einem Badehause am Sonnabend.

Bilder aus dem Engadin.

Nach Photographien.

Dieses bis in die jüngste Zeit wenig gekannte, an Naturschönheiten außerordentlich reiche Hochalpenthal erstreckt sich 19 Stunden lang im Kanton Graubündten, welcher die Schweiz von Tyrol trennt. Die meisten Gipfelpunkte der das Engadin eingrenzenden Gebirgszüge, des Bernina und der Albula-Alpen, erreichen eine Höhe von 9—11,000 Fuß, in der Bernina-Gruppe aber steigen sie über 12,000 Fuß empor. In seiner ganzen Länge wird das Land von dem Inn durchströmt, welcher am südwestlichen Ende desselben entspringt. Es ist in zwei, durch Klima, Produkte, landschaftlichen Charakter und Eigenthümlichkeit der Bewohner, völlig verschiedene Hälften getrennt, in das Ober- und Unter-Engadin. Ersteres hat eine großartige Gebirgswelt mit ungeheuren Gletschermassen und selbst im Thal ein kaltes Klima, so daß der Winter fast zwei Dritttheile des ganzen Jahres einnimmt. Das Unter-Engadin dagegen ist in der Thalfläche viel milder.

Das Ober-Engadin ist ein freies, breites, in der Thalebene fast baumloses, saftig-grünes Wiesenland, das nur an seinen Thalwänden etwas Waldung zeigt und einige mit größter Sorgfalt gepflegte Gartengewächse und Blumen dürftig gedeihen läßt, während dagegen das Unter-Engadin im Hauptthal eng ist, an seinen Berghängen und Terrassen viel Getreide baut, ungeheuer große Waldungen birgt und sich in eine Menge von Seitenthälern verästelt, in deren Tiefe die Nahrungs-Magazine für den großen Viehstand liegen. Im Ober-Engadin sind die Dörfer heiter und schmuck; Sauberkeit, Ordnungssinn und bedeutender Wohlstand schauen aus jedem Hause dieser Ort-

schaften, die sämmtlich in der breiten Thalfläche liegen. Die Dörfer des Unter-Engadin haben bei weitem nicht



Eingang ins Rosegg-Thal.

das lachende, helle, frohmüthige Aussehen, hängen an den Bergböschungen hoch über dem Inn und befriedigen nur theilweise den Reisenden. Die von enormen Wäldern



Morteratsch-Gletscher.

überdeckten, schluchtartig sich öffnenden Seitenthäler und deren Verästelungen sind noch der ungestörte Aufenthalt der größten europäischen Raubthiere, der Bären und Lämmergeier. Jährlich werden mehre geschossen.

Unsere beiden Abbildungen zeigen uns zwei der großartigsten Gletscher der Berninagruppe; der Rosegg-Gletscher steigt flach aus dem Thal auf und ist leicht zu betreten; der Morteratsch-Gletscher ist den berühmtesten der Schweiz an die Seite zu stellen.

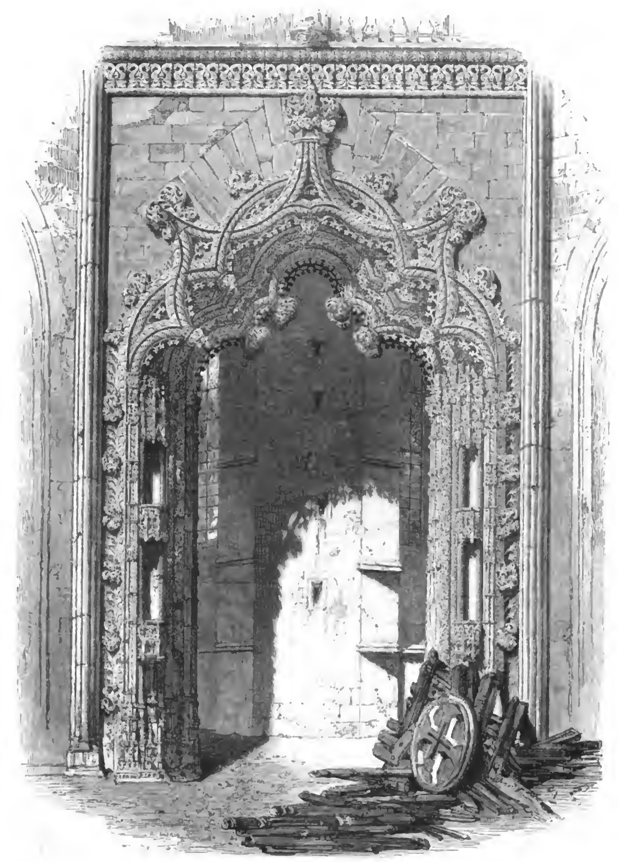
Das Kloster Batalha in Portugal.

Nach Photographien.

Zu den hervorragenden architektonischen Monumenten der pyrenäischen Halbinsel gehört das berühmte Dominikanerkloster Batalha, in der Provinz Estremadura. Es wurde Ende des 14. Jahrhunderts von König Johann dem Unächten erbaut, zum Dank für einen Sieg, in der Nähe des Schlachtfeldes und daher Batalha (d. i. Schlacht) genannt. Die Mönche mußten geborene Edelleute sein, und manche Könige haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Das Gebäude macht einen großartigen und eigenthümlichen Eindruck. Das Portal der Hauptvorderseite ist 57 Fuß hoch und hat 28 Fuß Breite im Lichten. Die Figuren an dem Portal stellen Heilige, Propheten, Päpste, Könige und Märtyrer dar. Im Giebelfelde sitzt unter einer reich verzierten Himmelsdecke Christus auf dem Thron; in der linken Hand hält er die Erdkugel, die rechte hält er empor; er ist dargestellt, wie er den vier Evangelisten die Worte des Neuen Testaments verkündet. Ueber ihm, im Giebelfeld des Gewölbebogens, sitzt die heilige Jungfrau als Himmelskönigin. Bogenwerk, Thürmchen und die reichen Ornamente sind von der feinsten Zeichnung, in reinem Styl, von untadelhaftem Geschmack und vollendeter Ausführung. König Johann der Erste ließ einen Anbau hinzufügen, welcher, wie unsere Abbildung (S. 248) zeigt, die Façade nach der rechten Seite hin verlängert. Ueber demselben ragte einst ein achteckiger Thurm empor, der aber vom Blitze herabgeschlagen wurde und das Dach beschädigte. Von diesem Anbau aus steigt man einige Stufen hinab zur Kirche. An der rechten Seite befindet sich die Kapelle mit den Grabmälern des Gründers Johann und seiner Gemahlin. Der König ist in voller Rüstung dargestellt, trägt die Krone auf dem Haupt und streckt die Hand zärtlich nach der Königin aus. Ornamente, Verhältnisse und Grabmäler harmoniren in dieser Kapelle wunderbar zusammen, Alles ist in vollkommener Uebereinstimmung. Das Schiff der Kirche ist von großartiger Einfachheit. Vor dem Hauptaltar findet man das Grabmal eines Königs und einer Königin, mit Ornamenten von unglaublicher Fülle; die sogenannte unvollendete Kapelle ist niemals fertig gebaut worden und auch nicht überdeckt. — Der Kapitelsaal bildet ein regelmäßiges Viereck und hat ein mächtiges Gewölbe, das eigentlich auf nichts ruht. Während des Baues ist es zweimal zusammengestürzt und hat viele Arbeiter erschlagen; der König blieb jedoch hartnäckig bei seinem ersten Plan, verwandte aber dann zur Arbeit nur solche Sträflinge, welche eigentlich zum Tode verurtheilt worden waren.

Ein Grabmal in der Kirche von Batalha.



Die unvollendete Kapelle in Batalha

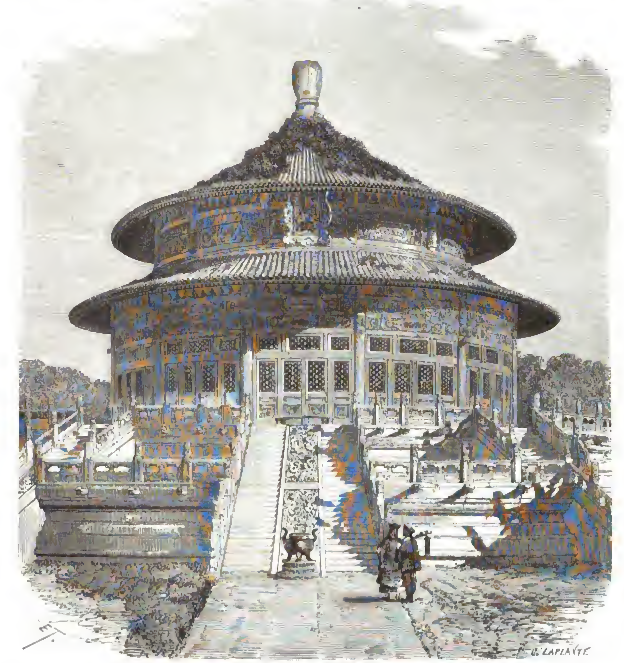


Batalha.

Die Religionen in China.

Nach Photographien und chinesischen Malereien.

Die Chinesen, welche sich im Allgemeinen zu den religiösen Dingen sehr gleichgültig verhalten, haben drei Landesreligionen. Unter denselben gilt die des Lao tse für diejenige, welche am meisten von der alten Urreligion des Landes bewahrt habe. Die respectabeln Leute im Lande bekennen sich zur Lehre des Confucius, welche weder Götzenbilder noch Priester hat, und mit der Jedermann es nach Belieben halten kann. Die meisten Anhänger zählt die Religion des Buddha, chinesisch Fo. Das Wort Buddha bedeutet das Wesen, welches Alles geschaffen hat, die Allmacht. Nachdem die Buddhisten nach einem 1000jährigen Kampf mit den Brahmanen aus Indien vertrieben worden sind, verbreiten sie sich jetzt über Tibet und die Mongolei, über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan und zählen mehr Anhänger als irgend eine andere Religion, weit über 300 Millionen Seelen.



Der Himmelstempel in Peking.

Gegen Ende des Mittelalters, im 15. Jahrhundert, trat unter den Buddhisten ein großer Reformator auf, Tsong Kaba. Seine Neuerungen haben vieles mit den

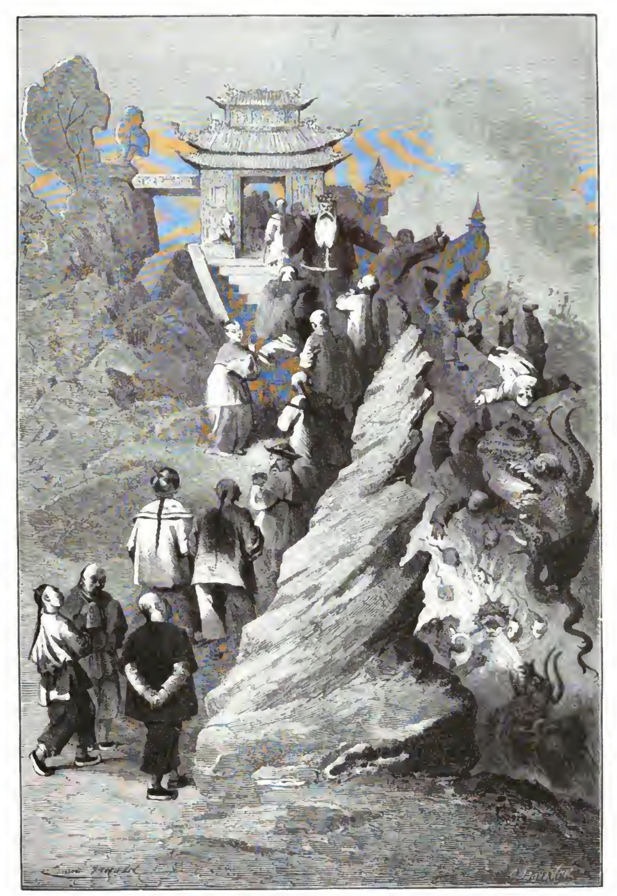


Eine Gebetmühle.

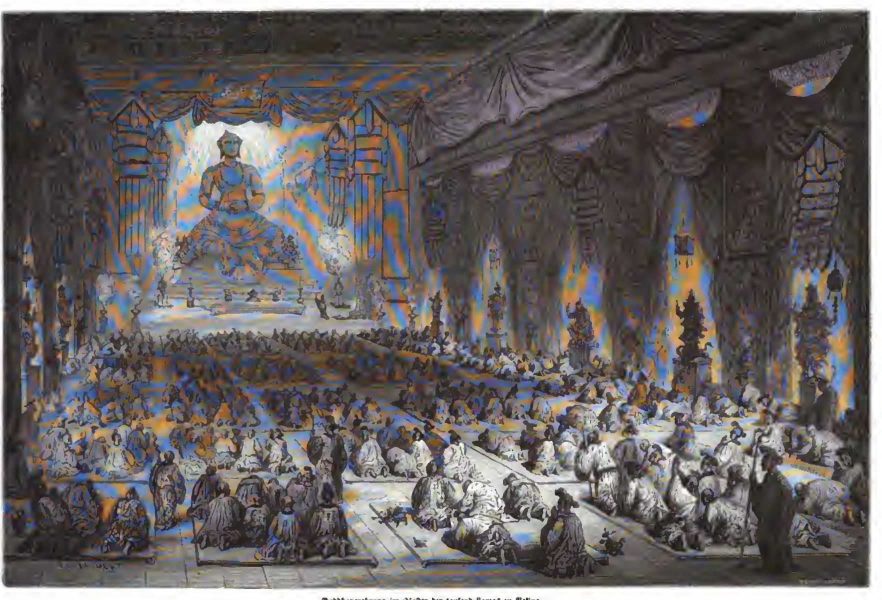
Ein chinesischer Schulmeister.

Weihrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster.

Büßer in einem buddhistischen Kloster.



Der Weg zum Himmel, nach chinesischer Vorstellung.



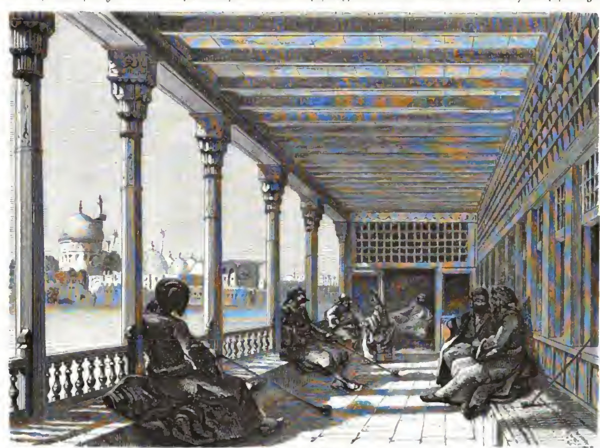
Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking.

Gebräuchen der katholischen Kirche überein: den Krummstab, die Bischofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, Chöre mit Wechselgesang, Teufelaustreibung, Rauchfaß, Segnungen mit der Hand, Rosenkranz, Gebetmühlen, Ehelosigkeit der Geistlichen, Heiligenverehrung, Fasten, Processionen, Litaneien und Weihwasser. Einige unserer Abbildungen deuten darauf hin. China ist jedoch dem alten Kultus treu geblieben; ihre Bonzen haben sich zu keinen Neuerungen verstanden. Diese Bonzen haben nicht gerade etwas Würdiges und Ernstes und bilden zu den Lamas, den Priestern des reformirten Kultus einen schroffen Gegensatz. Viele der Bonzentempel sind in Verfall, so auch der berühmte Himmelstempel in Peking, welchen unsere Abbildung (S. 249) zeigt. Der Hauptsitz des Lamaismus ist Tibet, da auch die Mongolen und Mandschu eifrige Anhänger desselben sind. Diese haben im volkreichen Peking mehrere Tempel und das weitberühmte Kloster der tausend Lamas mit dem Riesenbilde Buddha's.

Bagdad, die Stadt der Chalifen.

Nach Zeichnungen von E. Flandin.

An die Zeit, in welcher der Ruhm der Chalifen die Welt erfüllte und der Islam in seiner Blüthe stand, erinnern in Bagdad nur noch wenige Trümmer; aber auch heute noch ist es eine der bedeutendsten Städte Asiens, ein wichtiger Stapelplatz und Mittelpunkt für den Verkehr, wo die Güter aus Indien und Persien, aus den türkischen Landen und Europa aufgespeichert liegen, um weit und breit über Asien vertheilt zu werden. Auf den reich mit Waaren aller Art versehenen Bazaren sieht man Musterarbeiten von dem, was die Gewerbsamkeit und die Kunst der Orientalen zu schaffen versteht. Karawanen ziehen aus den verschiedensten Himmelsgegenden nach Bagdad, und außer den zahlreichen orientalischen Kaufleuten finden wir dort nicht weniger als sechzig europäische Handelshäuser. Bagdad hat zugleich eine hervorragende politische Wichtigkeit, denn es liegt an der südöstlichen Grenze des türkischen Reichs und ist Nachbarin der persischen Besitzungen. Die türkische Provinz Bagdad reicht von den Gebirgen Kurdistans bis zum Persischen Meerbusen.



Ein Kaffeehaus in Bagdad.

In Bagdad, der „Königin der Wüste“, herrscht das arabische Wesen vor; die Stadt breitet sich zu beiden Seiten des Tigris aus, und beide Stadttheile haben verschiedenartiges Gepräge. Die Bewohner des rechten Ufers sind zumeist Araber der Wüste, welche hier nur zeitweilig sich aufhalten. Beide Städte werden durch eine sehr lange Schiffbrücke (s. Abbildung S. 255) mit einander verbunden, auf welcher den ganzen Tag über eine große Lebhaftigkeit herrscht. An beiden Enden liegen Kaffeehäuser mit offenen Galerien, von welchen man den Strom, die Minarets, Moscheen und die Dattelgärten übersieht. Auf dem Tigris liegen oder treiben Bagalos, große Barken, welche bis tief in den Persischen Meerbusen hinabfahren.

Die Moschee des Imam Mussa (s. Abbild. S. 256) mit vier schlanken Minarets liegt dicht in der Nähe Bag-



Ansicht von Mosul am Tigris.



Schiffbrücke in Bagdad.



Moschee des Imam Mussa in Bagdad.

dads in einem Palmenhain; dorthin wallfahrten viele Geistliche und Pilger, um zu beten. — In der Nähe von Mosul am Tigris (s. Abbildung S. 254) wurden die ersten altassyrischen Denkmale zu Tage gefördert.

Die Maskareneninsel Mauritius.

Nach Zeichnungen von L. Simonin.

Mauritius ist die Schwesterinsel von Réunion, welche wir bereits auf S. 136 schilderten; beide zusammen nennt man die Zuckerinseln. — Als im Jahre 1505 der Portugiese Mascarenhas, nach welchem die Gruppe benannt wird,



Port Louis auf Mauritius.

an den Küsten landete, war das Land nicht von Menschen bewohnt, wohl aber vom Dronte, jenem Riesenvogel, der nun längst verschwunden und von dem nichts mehr übrig ist, als einige Knochen, die sich in einem holländischen Museum befinden. Nachdem die Portugiesen das Eiland gänzlich unbeachtet gelassen hatten, und auch die Ansiedelungen der bequem eingerichtet und den klimatischen Verhältnissen angepaßt. Die Stadt liegt in einem Garten von üppiger Fülle tropischen Pflanzenlebens. Strandbatterien und ein hochliegendes Fort beherrschen den von großen Seeschiffen und vielen kleinen Fahrzeugen belebten Hafen. Hinter der Stadt thürmt sich das Gebirge seltsam gestaltet



Der Pieter Bool auf der Insel Mauritius.

Holländer aufgegeben waren, nahmen im Jahre 1721 die Franzosen die Insel in Besitz und nannten dieselbe Isle de France. Im Frieden von 1814 kam sie an England. Die Hauptstadt Port Louis (s. Abbildung S. 256) zählt zwischen 30—40,000 Einwohner und hat breite, zum Theil schöne, mit Palmen bepflanzte Straßen. Die Häuser haben zumeist nur ein Erdgeschoß, sind aber sehr empor; der höchste Berg desselben ist der Pieter Boot (s. Abbildung), auf dessen Gipfel ein großer, unzugänglicher Fels emporsteigt, der den Schiffern als Hafensignalberg dient.

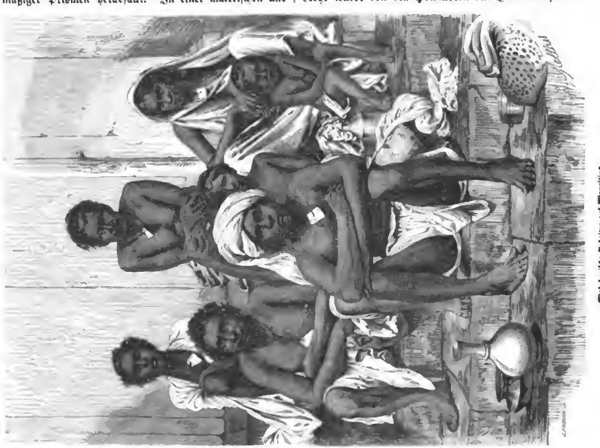
Mauritius bietet eine große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Scenen dar. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs; von den Bergen strömen Bäche in Menge herab,

welche zum Theil prachtvolle Cascaden und Wasserfälle bilden und die Thäler und Ebenen befruchten. Der bemerkenswertheste Wasserfall der Insel ist die Cascade de la Savane (s. Abbildung S. 260), bei welcher das



Malgaschen auf Mauritius.

Wasser schäumend über eine schwarze Basaltmauer regelmäßiger Prismen herabfällt. In einer malerischen und



Malabarische Arbeiter auf Mauritius.

äußerst wilden Landschaft liegt auf einer ausgedehnten Hochebene das Grand Bassin, dessen Lava-Ufer einen kleinen See umfaßt.

Nördlich von diesem großen Becken dehnt sich ein Hochplateau aus, welches den Bezirk der Wilhelmsebene bildet. Diese ist ungemein fruchtbar, hat eine milde Temperatur und dient zum Landaufenthalt für die reichen Bewohner von Port Louis (s. Abbildung S. 259).

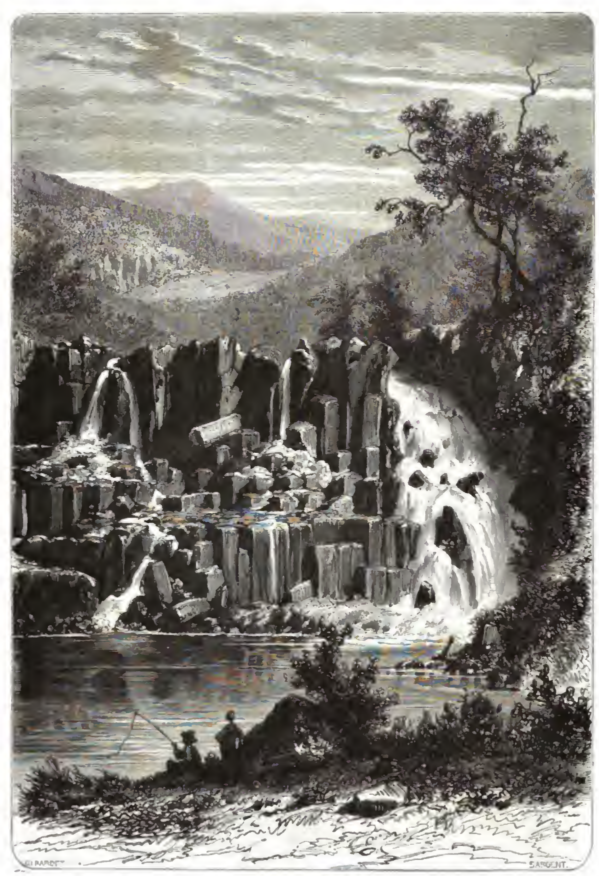
Das Haupterzeugniß der Insel ist Zucker; das süße Rohr wurde von den Holländern aus Java dorthin verpflanzt und gedieh vortrefflich. Inmitten einer Zuckerplantage sieht man allemal ein großes Gebäude mit Bogengängen und einem blechernen, gewöhnlich mit rother Oelfarbe angestrichenen Dach. In demselben befinden



Straße im malabarischen Camp zu Port Louis.



Die Wilhelms-Ebene auf der Insel Mauritius.



Cascade de la Savane auf Mauritius.

sich die Mühlen, Maschinen, Oefen 2c. zur Bereitung des Zuckers. Die strohgedeckten Hütten in der Nähe bezeichnet man als Camp, welches die Arbeiter, theils Neger, theils Inder, bewohnen. Der Pflanzer ist zugleich Fabrikant; er bereitet aus dem Saft des Rohres den Zucker; die Zuckerpflanzungen erfordern große Aufmerksamkeit und haben einen gefährlichen Feind an dem Borer, einem Insekt, welches entsetzliche Verwüstungen anrichtet. Es ist aus Ceylon gekommen, wo man seinetwegen den Anbau des Zuckers hat aufgeben müssen. — In dem buntscheckigen Gewühl der Bevölkerung fällt zunächst der Chinese auf, welcher anfänglich als Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen verwendet wurde. Bald zogen sie aber das Schachern und Handeln vor und der ganze Kleinhandel befindet sich in ihren Händen. Der Großhandel wird von den Parsi betrieben, welche aus Bombay und Indien gekommen sind. Die Malgaschen, Bewohner von Madagaskar, die Kaffern und die Malayen mit dem gefährlichen Dolchmesser im Gürtel, haben alle ihre Vertreter auf Mauritius; die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Negern und Malabaren (Indiern). Die sehr gesellig lebenden Indier bewohnen eine besondere Vorstadt, das Camp malabar (s. Abbild. S. 259), auch wohl Klein-Indien genannt, in welchem Alles asiatisch hergeht. Diejenigen Malabaren, welche sich zum Brahmanismus bekennen, feiern in jedem zweiten Jahr ein großes Fest, zu welchem sie vier Monate vorher alle Vorkehrungen zu treffen pflegen. Sie errichten aus Bambus eine hohe Pagode mit mehreren Stockwerken, die von einer Kuppel überragt werden. Die Feierlichkeit dauert elf Tage. Die mohammedanischen Malabaren dagegen haben einige Moscheen.

Eine Malabarin.

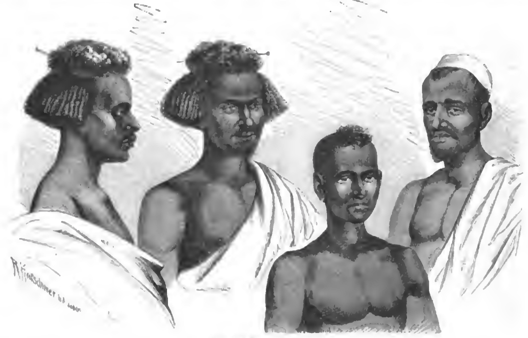
Bilder aus Mensa in Nordostafrika.

Originalzeichnungen von Robert Kretschmer.

Das Gebiet der Bogosländer, im Westen des südlichen Rothen Meeres, enthält das Vorgebirge des afrikanischen Alpenlandes, welches eine Welt für sich bildet und die Schönheit der Alpenwelt mit der Pracht der Tropen in sich vereinigt. Der schmale Streifen, welcher östlich des Gebirges und zwischen diesem und dem Meere verläuft, wird von den Arabern die „Samchara" genannt; sie erinnert auf große Strecken hin an die Wüste, und nur in wenig Thälern ähnelt sie der Steppe. Das ganze Land zeigt wie es entstand, und heute noch bricht das Feuer, welches die Gebirge in die Wolken schob, auf dieser oder jener Spitze der Berge durch und seine Wirkung ist noch recht wohl zu erkennen. Das Land wird von dem räuberischen Stamme der Danakil und den Somal (s. Abbildungen S. 270 und 272) bewohnt.

Die Bogosländer gipfeln sich in mehreren Spitzen unweit des Dorfes Mensa; sie erheben sich mehr als 8000 Fuß über dem Spiegel des Arabischen Meerbusens. Das Thal der Mensa ist das längste dieses ganzen Gebirges; es ist lang und reich genug, einen dürftigen Wasserfaden zu unterhalten, welcher im Grunde des Thales dahinrieselt, bald über der Erde, bald unter derselben sich verlierend. Wenn der Frühling im Gebirge einzieht, dann schwellen diese Bäche plötzlich hoch auf und reißen in rasender Flucht alles mit sich hinweg. Aber sie schwinden ebenso schnell wieder als sie gekommen sind und

hinterlassen nur Verwüstung. Dann in den Zeiten der Dürre muß der Mensch im Flußbette schon tiefe Löcher eingraben, wenn er für seine Heerden und sich selbst das nöthige Wasser erobern will. Im Thale von Mensa herrscht eine üppige Pflanzenwelt und je höher man im Thale aufwärts steigt, desto reicher wird sie. An der obern Grenze stehen die Kronenleuchtereuphorbien (s. Abbildung S. 267), Cacteen, welche zu Bäumen geworden sind, deren Regelmäßigkeit und Bau bewundernswerth ist. Sie verleihen der Landschaft einen prächtigen Schmuck. Auch die Thierwelt ist ungemein reich vertreten, in dem dichten Gebüsch sucht der Jäger die Zwergantilopen und Frankolinhühner (s. Abbildung S. 266). Es ist der Aufenthalt des Jagdleopards und des Wüstenluchses, der Schakal und die gefleckte Hiäne sind regelmäßige Erscheinungen, die Gazelle ist gemein; weidende Kameelheerden und Antilopen bevölkern die Niederungen. Fast ausschließlich auf Felsen leben die Hamadryas- (Mantel-) Paviane in ungeheuren Schaaren und machen sich durch einen schreienden Lärm bemerklich. Unsere Abbildungen S. 264 u. 265 zeigen die Pflanzenwelt, welche das Gepräge der Landschaft bestimmt. An der einen Bergwand (s. Abbildung S. 269) erheben sich blendend weiß erscheinende, runde Kegel, es sind die Grabstätten (s. Abbildung S. 271) der Mensaner, welche ihnen vor ganz Afrika eigenthümlich sind. Sie sind den Wohnungen der Lebenden gegenüber stattliche Gebäude zu nennen; der Lebende begnügt sich mit einer erbärmlichen Hütte aus Reisern (s. Abbildung S. 268).



Charakterköpfe der Mensa.



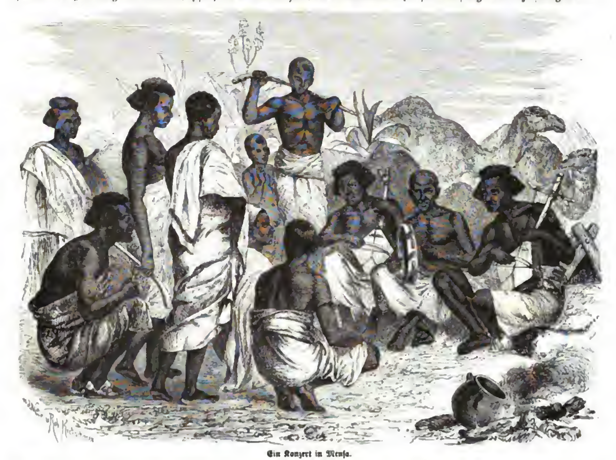
Bewohnerinnen von Mensa.

Das Dorf Mensa liegt auf einer breiten Hochebene

(s. Abbildung S. 269), die allseitig von hohen Bergen eingeschlossen wird, und besteht aus ungefähr 100 Hütten; diese sind schlechter als man sie sonst im Innern Afrika's findet. Außer einigen irdenen Töpfen, dem unentbehrlichen Reibstein, auf welchem das Getreide zerkleinert wird, einem großen topfartigen Getreidespeicher aus lufttrockenem Schlamm, einer Art und einigen Schläuchen und Ledersäcken sieht man keine Geräthschaften im Innern der Hütte. Es gibt aber auch Wohnungen in Mensa, bei denen die Natur selbst mit thätig war: Höhlungen unter und Klüfte zwischen den großen Blöcken in der Nähe des Dorfes, welche nur überdacht oder umkleidet zu werden



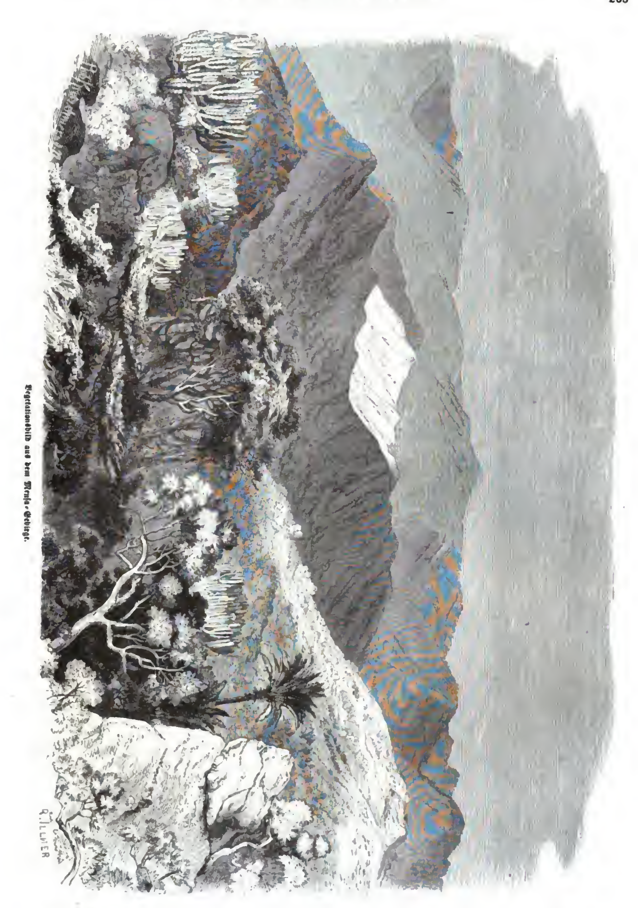
Ackerpflug.



Ein Konzert in Mensa.



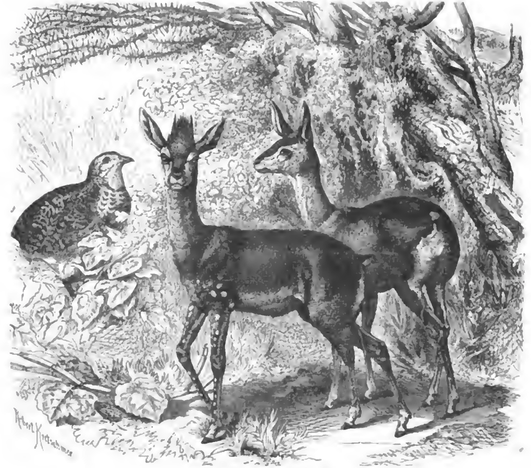
Waldvegetation in Mensa.



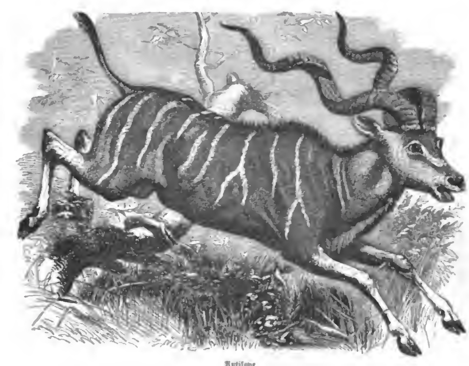
Vegetationsbild aus dem Mensa-Gebirge.



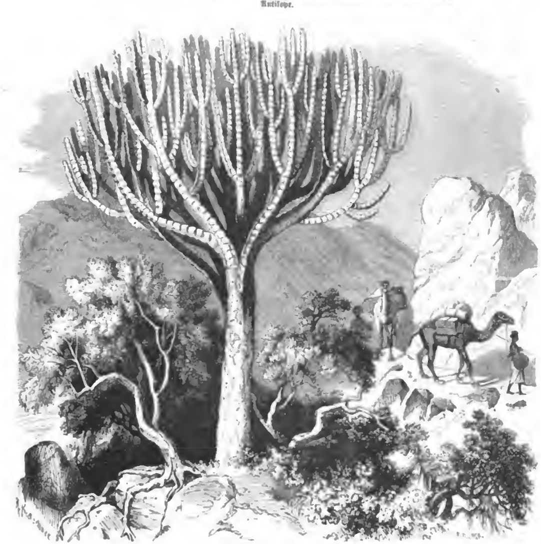
Helmvogel und Hornrabe.



Zwergböckchen und Frankolinhuhn.

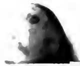


Antilope.



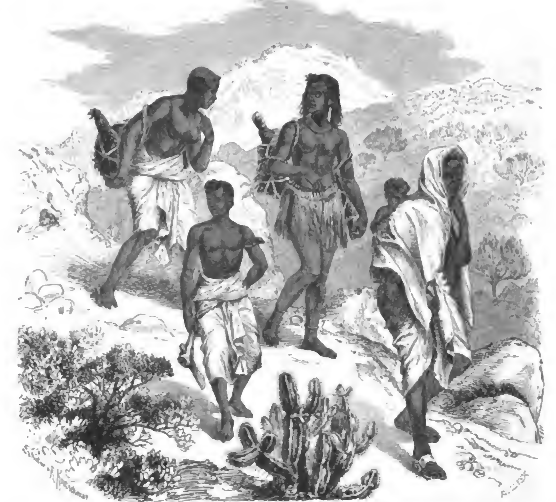
Kronleuchterbaum (Euphorbie).

Mensaner in ihren Wohnungen.





Hochebene von Mensa.



Einwohner von Mensa (Jüngling, Mädchen und Frau).



Danakil aus der Samchara.

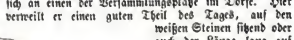


Rinderhirt in Mensa.



Die Gräber der Mensa.

brauchen. Eine niedere Dornenhecke pflegt die Wohnungen einer Familie oder mehrere Hütten zugleich zu umschließen; gewöhnlich ist ein Platz innerhalb der Umzäunung zu einem Gärtchen hergerichtet; in ihm baut man ausschließlich Tabak, den beide Geschlechter leidenschaftlich gern rauchen und kauen.





Ein Somal.

Die Mensa sind schöne, wohlgebaute und wohlgebildete Menschen von licht- bis dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge ähneln denen der Kaukasier mehr, als denen der Neger. Das Haar ist gekräuselt, der Bart schwach; blendend weiß sind die Zähne. Die Männer sind durchgängig schöner als die Weiber. Ihre Kleidung ist höchst einfach, sie sind regelmäßig mit einem kurzen Dolchmesser bewaffnet. Die Mensa sind vorzugsweise Viehzüchter, ihr ganzes Leben hängt von dem ihrer Heerde ab. Getreidebau betreiben sie nur der höchsten Nothdurft halber und nur in geringem Umfang. Den Umgang mit Vieh lernt der Mensa von Jugend auf, die Zahl seiner Rinder bedingt seinen Wohlstand und seine Stellung im Volke.

Alle häuslichen Geschäfte der Mensa liegen der Frau ob, selbst der Aufbau der Wohnungen ist ihre Sache. Ein Mann würde es als große Schande betrachten, wenn er sich zu irgend einem häuslichen Dienst herbeiließe; Wasser oder Brennholz herbeizuschaffen, gilt als eine schmachvolle Entwürdigung. Der Mann verläßt, sobald er nichts mit dem Viehhüten zu thun hat, am Morgen seine Hütte und begibt sich an einen der Versammlungsplätze im Dorfe. Hier verweilt er einen guten Theil des Tages, auf den weißen Steinen sitzend oder auch der Länge lang auf der Erde liegend. Bei solchen Versammlungen werden die nothwendigsten Angelegenheiten abgesprochen und zugleich manche andere Dinge erledigt. So sieht man hier den Barbier und Haarkräusler, welcher den unsaubern Haarwuchs der Freunde in Ordnung bringt. Gegen Sonnenuntergang sammeln sich auch die Mädchen auf den öffentlichen Plätzen und es beginnt ein sonderbarer, lärmender Tanz, bis die Furcht vor den Raubthieren bei anbrechender Dunkelheit die Leute wieder in ihre Hütten treibt. Die musicirenden Mensaner, welche wir auf unserer Abbildung (S. 263) sehen, veranstalten ihr Concert mit sehr einfachen Mitteln, Flöten, Geigen und Handtrommeln, die sich alle noch im Urzustande befinden.

Von der Gastfreundschaft, welche die übrigen Stämme des innern Afrika auszeichnet, ist in Mensa wenig zu merken. Alle Bogos und Mensa waren ursprünglich Christen; gegenwärtig sehen sich bereits ein Viertel dieser Leute als Bekenner des Islam an. Ein Mensa oder Bogos, welcher mit Mohammedanern ißt, glaubt sein Christenthum unwiderruflich verloren zu haben. Ihre Begriffe vom Christenthum und von Religion überhaupt sind sehr dürftig und beschränken sich fast nur auf Aeußerlichkeiten. Trotzdem halten sich die Bogos allein für die wahren Christen.

Neu-Caledonien im Großen Ocean.

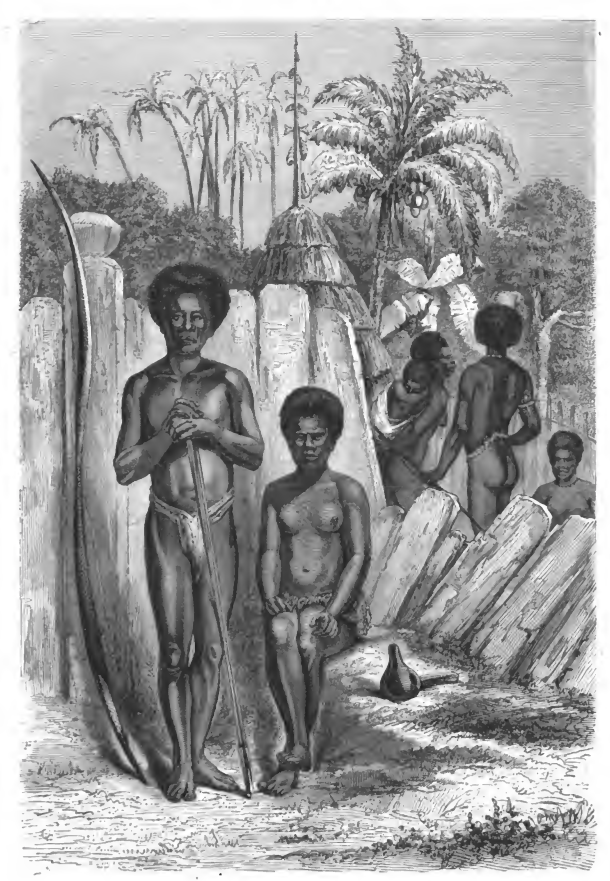
Nach Photographien.

Diese Insel liegt der Ostküste Australiens gegenüber, mitten in einer großen oceanischen Fahrbahn; sie ist gebirgig, die Höhenzüge folgen der schrägen Richtung der Insel selbst und sind nirgends höher als etwa 4000 Fuß. Von ihnen kommen viele kleine Gewässer herab, welche dann im Flachlande Moräste bilden; Wald und Waideland wechseln miteinander ab und die Dörfer werden ziemlich gut bestellt, zumeist pflanzt man Taro, Ignamen, Zuckerrohr, Bananen und Bataten.

Die Eingeborenen wohnen dicht am Meere oder an den Flüssen, bauen ihre Hütten gern an feuchten, ja sogar sumpfigen Plätzen und schlafen fast unbekleidet auf der Erde. Die Neu-Caledonier sind oceanische Neger, haben eine rußig schwarze Hautfarbe, schwarzes, wolliges Haar und wolligen Bart, breite, gequetschte, tief zwischen den Augenhöhlen liegende Nase und wulstige Lippen. Die caledonischen Frauen sind äußerst häßlich, sie scheeren das Kopfhaar ab, durchbohren das Ohrläppchen, müssen angestrengt arbeiten und altern frühzeitig. Die Männer altern weniger rasch, doch kommen nur wenige zu hohen Jahren. Sie können die Jahre nicht zählen, wissen also nicht wie alt sie sind. Ehemals waren sie Menschenfresser, doch seitdem sie Schafe, Kühe, Ziegen und Schweine haben, gelüstet es sie nur noch selten nach Menschenfleisch.



Port de France auf Neu-Caledonien.



Eingeborene auf Neu-Caledonien.

Die ersten Missionäre waren 1843 nach Neu-Caledonien gekommen und hatten sich am Hafen Baladea auf der Westküste angesiedelt; die Hauptniederlassung der haben auf jeder Station ein paar hundert Eingeborene um sich versammelt, und einige derselben haben ihre Hütten mit Schiefer gedeckt und mit Kalk geweißt. Da sie zu



Eine Ansiedelung auf Neu-Caledonien.

Franzosen ist jedoch Port de France (s. Abbildung S. 273), ein leicht zugänglicher sicherer Hafen, der ohne Schwierigkeit vertheidigt werden kann. Die Missionäre regelmäßigem Bestellen der Felder angehalten werden und Vieh bekommen haben, so fehlt es hier nicht an Lebensmitteln.

Die Dakotas-Indianer am Missouri.

Nach Zeichnungen von E. de Girardin.

Die Region zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen Nordamerika's bildet ein weit ausgedehntes Jagdgebiet, auf welchem sich viele Indianerstämme umhertummeln. Unter denselben sind die Dakotas oder Sioux bei weitem am mächtigsten. Sie sind das Hauptvolk im Norden des Platteflusses, und ihre vielen Stämme reichen ohne wesentliche Unterbrechung vom Arkansasfluß im Süden bis zum Saskatschawan im Norden. Namentlich betrachten sie ganz Nebraska als ihren eigentlichen Jagdgrund; in Minnesota liegen sie in Jahrhunderte langer Erbfehde mit den Odschibwästämmen, welchen sie ein ausgedehntes Ländergebiet streitig machten; schon



Ein Krieger der Dakotas.

oft haben sie den Staat plündernd und mordend durchzogen. — Die Dakotas theilen sich in sieben Feuer, d. h. Stämme, welche sämmtlich ihre Verwandtschaft anerkennen, aber doch von einander unabhängig sind. Die östlichen Banden streifen am oberen Mississippi umher; einzelne Stämme sind im Jahre 1835 fast ganz von den Blattern hingerafft worden.

nicht ein, sondern hüllen sie in wollene Decken und umschließen sie dann mit einer Art von Sarg, den sie aus Cedernbretern roh zusammenfügen, oder aus Weidenflechtwerk fertigen. Diesen Sarg befestigen sie auf 4 Pfählen, sodaß er hoch über der Erde steht und von wilden Thieren nicht erreicht werden kann. Neben den Todten legt man eine Tabakspfeife, Bogen und Pfeile, einige Lebensmittel



Baumstämme und schwimmende Inseln im Missouri.

Die Dakotas sind im Allgemeinen, nach dem Maßstabe des indianischen Typus, ein hübscher und sehr kräftiger Menschenschlag. Manche Stämme gewähren in ihrer malerischen Tracht, mit den ausdrucksvollen Augen, der hohen Adlernase, der hellkupferfarbigen Haut und dem glänzenden, schwarzen Haar, das auf die Schultern

und verschiedene andere Sachen, welche der Verstorbene auf seiner langen Reise in die andere Welt etwa nöthig haben dürfte.

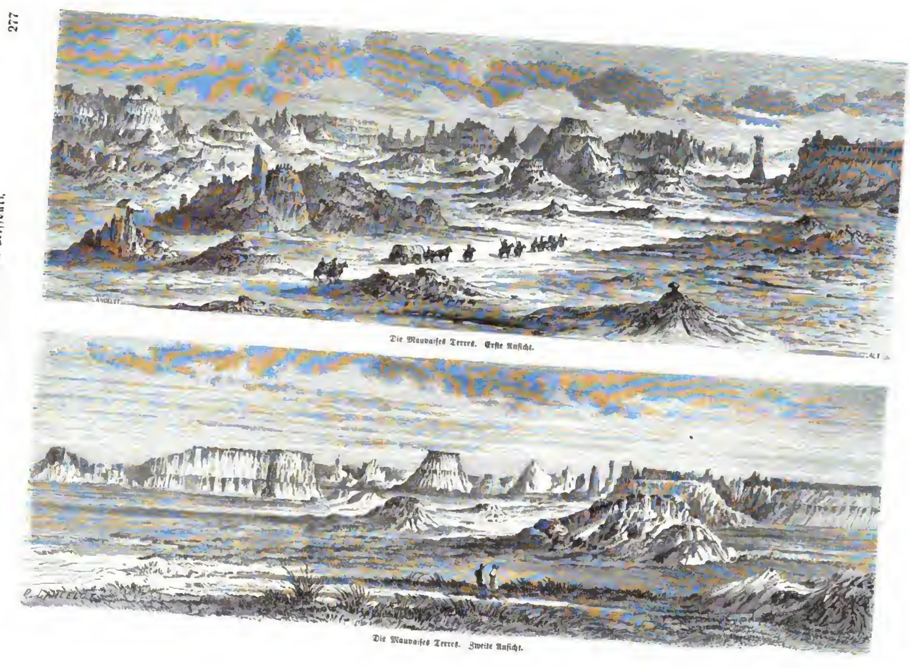
Unsere Abbildung auf S. 281 zeigt zwei Leichenpfähle. Jener zur Linken ist der eines berühmten Häuptlings. Die sieben Querstriche links bedeuten, daß er



Ein Dampfer auf dem Missouri.

hinabwallt, einen imponirenden Anblick. Alle sind tapfere Krieger, und der Raub von Pferden, die von ihnen als ein gemeinsames Eigenthum aller Menschen betrachtet werden, ehrt den Krieger fast ebensosehr, als ob er einem Feinde die Schädelhaut abgezogen hätte. Die Indianer haben große Hochachtung vor den Todten und betrauern die Abgeschiedenen aufrichtig. Sie scharren ihre Todten

Anführer in sieben Kriegszügen gewesen. Das Rennthier gibt den Stamm an, dessen Häuptling er war; es steht umgekehrt, zum Zeichen, daß der Mensch todt sei. Die drei kleinen Striche unter demselben sind die Zeichen für die drei Wunden, die er in den Schlachten davongetragen hat. Unter diesen drei kleinen Strichen ist der Kopf eines Moosethieres (des amerikanischen Elennthiers); diese

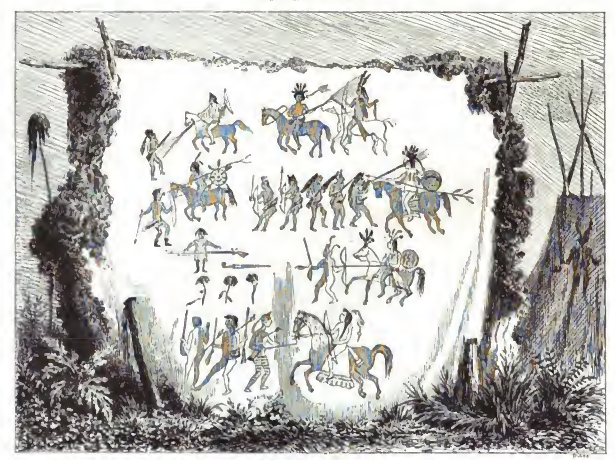


Die Mauvaises Terres. Erste Ansicht.

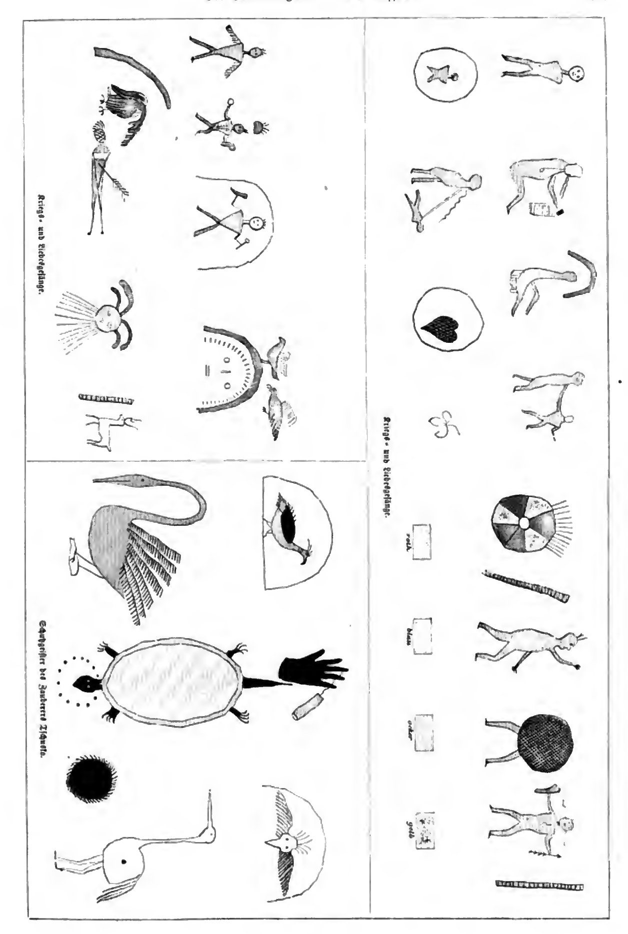
Die Mauvaises Terres. Zweite Ansicht.

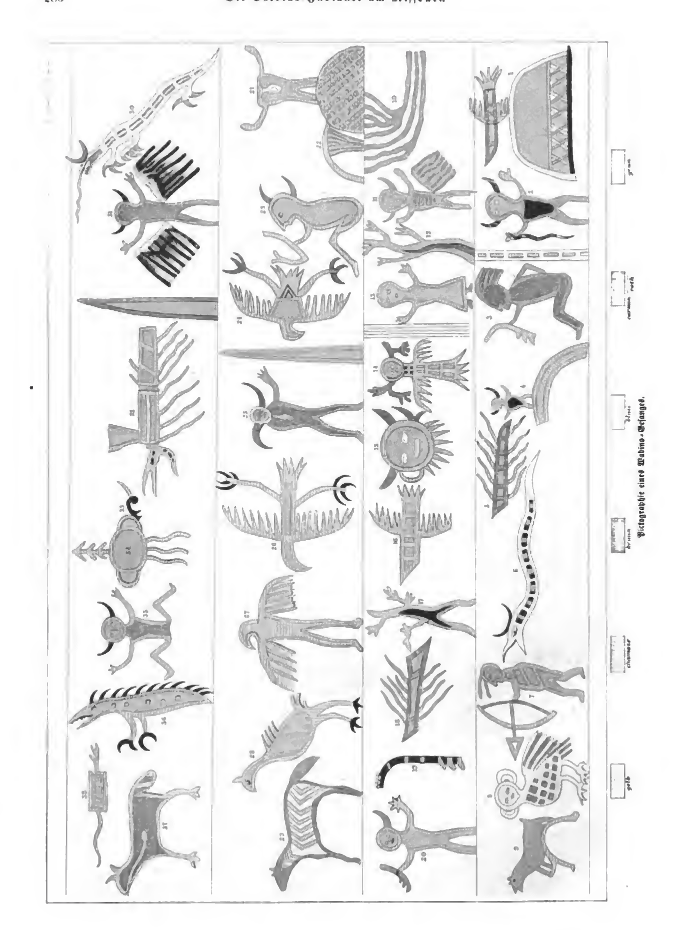


Begräbnißstätte der Dakotas.



Bilderschrift auf Büffelhaut.


Kriegs- und Liebesgesänge.
Kriegs- und Liebesgesänge.
roth
blau
gelb
Schutzgeister des Zauberers



Pictographie eines Wabino-Gesanges.

Figur will besagen, daß der Krieger einst einen verzweifelten Kampf mit einem solchen bestanden habe. Der Häuptling war ein Odschibwä; der Leichenpfahl zur Rechten steht über dem Grabe eines Kriegers der Dakotas. Die Figuren bedeuten, daß der Krieger sieben Männer, fünf Frauen und vier Kinder erschlagen habe.

Unsere Indianer hatten vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Ahnung von einem Alphabet. Der rothe Mann erkannte das Sinnbild seines Stammes an der rohen Abbildung irgend eines Thieres, welche auf die glatte Fläche eines Steines, wie bei jenen Leichenpfählen, oder ein Stück Birkenrinde gezeichnet war. Die Bedeutung solcher Figurenzeichnung verstand er so gut, wie der Weiße den Inhalt eines Briefes. Diese Schriftgemälde finden wir verbreitet bei allen Stämmen, sie ahmen sichtbare Gegenstände nach oder stellen Phantasiegebilde dar; die Begriffe sind durch Uebereinkommen festgestellt.



der Odschibwäs. Grabpfähle der Dakotas.

Die Kunst, durch Zauber Krankheiten zu heilen und die Prophetengabe haben im Leben der Indianer eine große Bedeutung und reichen in ein hohes Alterthum hinauf; die Figuren der Bilderschrift S. 279 beziehen sich darauf und sind meist die Bilder solcher Thiere, welche den Zauberern Dienste leisten mußten.

Das Wabino (s. die Bilderschrift S. 280) hält man für eine Art Seitenstück zu Jenem und ist neuern Ursprungs. Die Mysterien des Wabino werden stets bei Nacht gefeiert, und Gaukeleien mit Feuer spielen eine große Rolle in ihnen. Das Verständniß dieser Bilderreden ist sehr schwierig und erfordert genaue Kunde von den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Stämme.

Die indianischen Jägernomaden leben in Fülle und Freuden, nachdem die Winter- und Frühlingsjagden vorüber sind. Dann feiern sie gleichsam einen Fasching. Der Mann kommt aus den Wäldern mit seiner Beute zurück und vertauscht Pelzwerk und Ahornzucker gegen Manufakturwaaren und allerlei andere Sachen, deren er sonst bedarf. Er hat nun ruhige Tage, denn auf die Pelzjagd geht er nicht; die Felle sind mit Eintritt der warmen Jahreszeit nichts werth und die Thiere werden geschont.

Die Religion dieser Indianer ist ein Gemisch von seltsamen Glaubensmeinungen, Lehren, Aberglauben und Gebräuchen. Sein großer Geist ist belebt und beseelt, aber in jeder Kraft ist ihm eine Gottheit thätig. In dem Schießgewehr, welches Feuer gibt, steckt ein Geist, wie im Räderwerk der Uhr, im Diamant, im Insekt.

Ihre Geister sind theils böse, theils wohlwollend, üben auf den Menschen großen Einfluß und müssen gewonnen, versöhnt oder vertrieben werden.



Eine Dakota-Frau.



Ein Dakota-Indianer.

Die Wüste der Mauvaises Terres (S. 277) nimmt eine Strecke Landes am White Earth River ein und hat nicht ihres Gleichen. In dieser merkwürdigen geologischen Trümmerstadt erheben sich gleichsam Mauern und Bastionen, große Paläste und mächtige Kuppeln von wunderbaren und seltsamen Gestalten. In Abständen von verschiedener Entfernung thürmen sich über dem schneeweißen Boden backsteinröthliche Burgen mit Zinnen und Pyramiden, auf deren Spitzen mächtige Blöcke liegen. Mitten in diesem Chaos erhebt sich, einem Leuchtthurme vergleichbar, eine hohe Säule. Die steilen Wände und Abhänge der wirr durcheinander stehenden Hügel sind im Verlaufe der Zeit durch Regen und Schneeschmelzen ausgewaschen worden und haben auf diese Weise ihre wunderbare Form erhalten.

An manchen Stellen besteht der Boden aus einer dicken Lage fossiler Knochen, von denen manche vollständig und vortrefflich erhalten sind; es sind Anhäufungen von Knochen, welche längst ausgestorbenen Thierarten angehören.

Die Strecke der Mauvaises Terres, welche wohl 12 deutsche Meilen lang und 8 Meilen breit ist, hat weder Wasser noch Pflanzenwuchs und beherbergt kein lebendiges Wesen.

Land und Volk von Paraguay.

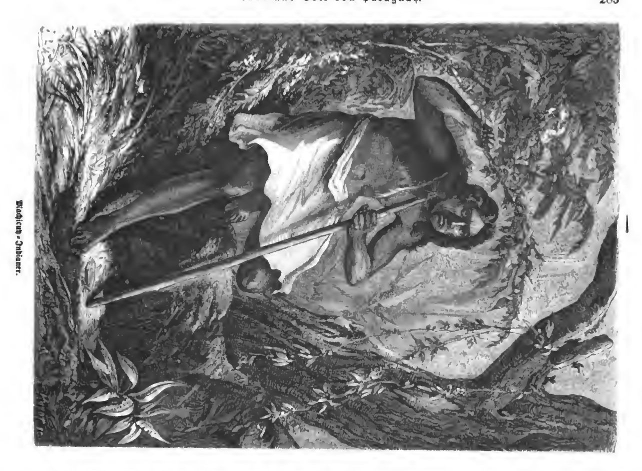
Nach Zeichnungen von A. Demersay.

Paraguay gehört, gleich den Argentinischen Staaten und Uruguay, dem Stromgebiet des La Plata an und liegt 200 deutsche Meilen stromaufwärts vom Meere entfernt. Mit Ausnahme der Hauptstadt Asuncion hat das Land keine eigentlichen Städte im europäischen Sinne. Der Boden ist in der Nähe der Ströme sumpfig, landeinwärts aber bildet er ein wellenförmiges Hügelland und ungemein fruchtbare Hochebenen, deren Klima als lieblich geschildert wird. Dort gedeihen vortrefflich Mais, Maniok, Kaffee, Zucker, Tabak und Baumwolle; die Wälder sind reich an trefflichstem Bau- und Färbeholz und weitausgedehnte Wiesenflächen machen die Viehzucht in großem Maße möglich. Ein Hauptprodukt des Landes ist aber die Yerba Maté, der sogenannte Paraguaythee, der sich durch seinen eigenthümlichen, zugleich herben und sanften Geschmack auszeichnet und in Südamerika ein sehr beliebtes Getränk bildet. Der Maté wächst vorzüglich in Wäldern an den Zuflüssen des Parana. Für Paraguay bildet er einen Hauptausfuhrartikel. Man schlürft ihn vermittelst einer Bombilla (s. Abbildung S. 285), einem Rohr aus Binsen oder Metall, das unten eine runde durchlöcherte Kugel hat.


Doctor Francia, Dictator von Paraguay († 1840).

Die Bevölkerung von Paraguay beläuft sich auf etwa 800,000 Köpfe und besteht zu nicht geringem Theil aus Mischlingen von Spaniern und Guarani-Indianern, welche den Hauptstock der Bevölkerung bilden. Die Sitten und Gebräuche im Lande sind noch durchaus patriarchalisch. Man zerstößt das Getreide in einem Mörser, körnt die Baumwolle mit den Händen aus und der Pflug ist von Holz. Am mühseligsten ist das Einsammeln des Maté in dem Dickicht. Die Indianer arbeiten dann unter einer brennenden Sonne, in Wäldern, wo es von Stechfliegen wimmelt und nähren sich von getrocknetem Fleisch und wilden Früchten. Eigentliche Gewerbthätigkeit findet man nur in der Hauptstadt Asuncion: dort gibt es sehr geschickte Grob- und Goldschmiede.

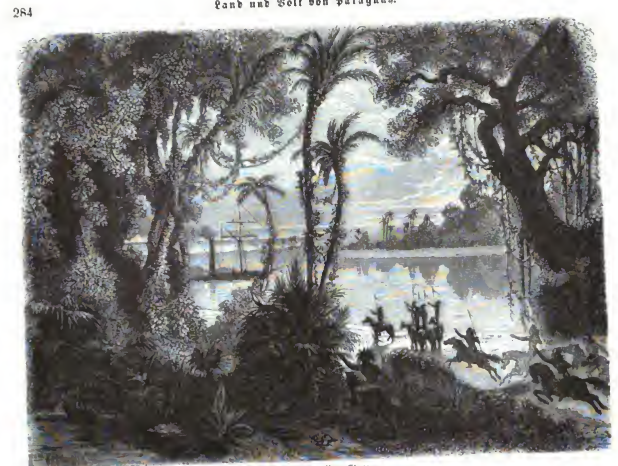
Am rechten Ufer des Flusses Paraguay dehnt sich die noch wenig erforschte Landschaft Gran Chaco aus, in welcher wilde Indianerhorden hausen; unter der spanischen Herrschaft ward dieser große Landstrich mit verschiedenen Blockhäusern und Burgen besetzt um jene abzuhalten. Die Lenguas-Indianer sind weniger feindselig gesinnt, aber schon fast gänzlich ausgerottet; ihr Stamm lebt im Norden des Pilcomayo,



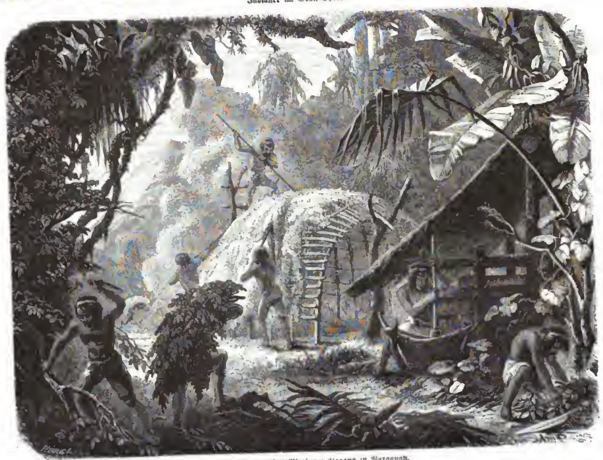
Machicuy-Indianer.



Tobas-Indianer.

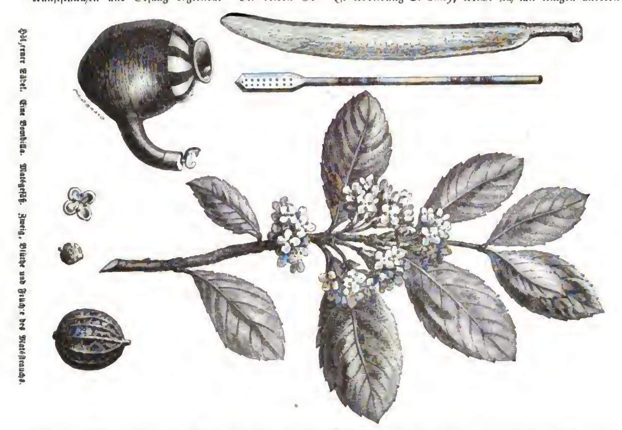


Indianer im Gran Chaco



Das Einernten des Maté am Parana in Paraguay.

zum Theil noch vermischt mit andern Indianerstämmen. Sie haben Aerzte oder Payes, welche Alles mit Wasser und Früchten kuriren und ihre Operationen mit allerlei Kunststückchen und Gesang begleiten. Bei beiden Ge-



Hölzerner Tabel. Eine Bombilla. Mategefäß. Zweig, Blüthe und Früchte des Matestrauchs.

schlechtern wird schon im zarten Alter das Ohr durchbohrt und in diese Oeffnung ein Stück Holz gesteckt, das fortwährend durch ein größeres ersetzt wird, so daß bei älteren Leuten diese Oeffnung mächtig groß wird (s. Ab-



Der Payé, Medicinmann, bei den Payaguas.

bildung S. 288). Sie kämmen ihre schwarzen, feinen Haare über die Stirn zurück und flechten sie zu einem Zopfe zusammen, der nach dem linken Ohr hinüber geht, von wo er wieder zurückgeschlagen wird. Sie gehen be-waffnet einher und sind als ausgezeichnete Reiter bekannt; oft sitzen sie mit Frau und Kindern auf demselben Pferde.

Die Erbfeinde der Lenguas sind die Tobas-Indianer (s. Abbildung S. 283), welche sich mit einigen anderen Stämmen verbunden haben; gewöhnlich sind sie Nomaden, seltener Jäger oder Fischer. Als Waffen dienen ihnen Bola's (Wurfkugeln), Pfeile und mit Eisenspitzen versehene lange Lanzen. Einige Stämme treiben Ackerbau.

Ein anderer Stamm der Indianer im Gran Chaco sind die Machicuys (S. 283), welche die Sprache der Tobas reden. Sie führen als Ackerbauer ein mehr seßhaftes Leben und haben mildere Sitten, dagegen sind die Payaguas volle



Schänke auf der Gränze von Paraguay.



Tabaksbauer.



Verfallene Missionskirche.

Barbaren. Sie leben am linken Ufer des Paraguaystroms und schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben die spanischen Eroberer Bekanntschaft mit ihnen gemacht. Sie hatten damals keine festen Wohnsitze und beherrschten, als gewandte Kahnschiffer, das Wasser. Kriegerisch sind sie bis auf diesen Tag geblieben; sie bedrohten oftmals die Hauptstadt Asuncion, und die Spanier mußten dort zwei Burgen errichten, um sich ihrer zu erwehren. Aber nach und nach verminderte sich ihre Zahl; 1741 schlossen sie einen Frieden, welchen sie auch stets gehalten haben. Nun schweifen sie ungestört umher und man sieht sie nicht selten in den Städten; bei



Ohr der Lenguas.



Lenguas-Indianer.

Asuncion schlagen sie ihre große Hütte auf, welche aus Bambuspfählen besteht, die sie in rohester Weise mit Rohr und Binsen decken. Tiger- und Schweinsfelle dienen zum Lager, an den Stangen hängt allerlei Hausrath und Fischereiwerkzeug und am Boden liegen ihre Hausgeschirre umher. Sie bringen nach Asuncion Brennholz, Fische und Pferdefutter und kaufen sich für den Erlös Branntwein. Die Payaguas sind durchaus unabhängig und kümmern sich gar nicht um die Regierung; man hat sie niemals dahin bringen können, unter sich einen Häuptling zu wählen. Die Stelle eines solchen vertritt gewissermaßen ihr Payé, Medicinmann (s. Abbildung S. 285), er ist ihr Zauberer und seine Weisheit ist ihre Religion. In ihren Hütten gehen die Payaguas unbekleidet, sobald sie aber zur Stadt kommen, tragen sie eine kleine baumwollene Decke. Diese wird von den Weibern mit den Fingern verfertigt, denn von einem Webstuhle haben sie nie Gebrauch gemacht. — Auf Seite 282 geben wir das Porträt des Dictators Doctor Francia, welcher in der neueren Geschichte von Paraguay eine so bedeutende Rolle spielte. Er starb 1840.

Bilder aus Venedig.

Nach Zeichnungen von A. von Beaumont.

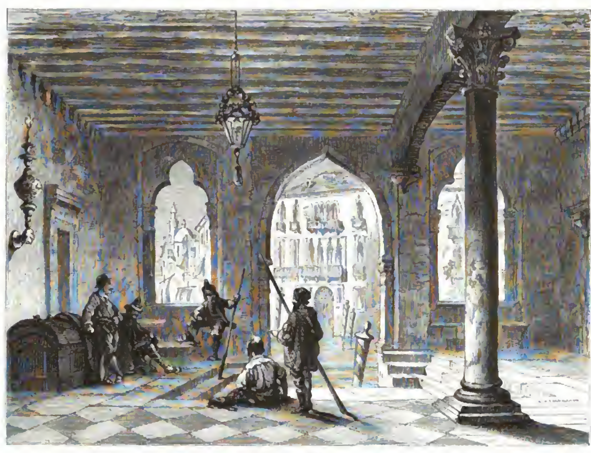
Die „Königin der Adria“ mit ihren Hunderten von Palästen und unzähligen Kirchen wird durch den Canal grande in zwei große Hälften geschieden, welche die Rialtobrücke mit einander verbindet. In seinen glänzenden Tagen zählte Venedig mehr als zweimalhunderttausend Einwohner, jetzt kaum die Hälfte; Palast steht neben Palast, aber viele sind halbe Ruinen, über aller Pracht und Herrlichkeit liegt die Weihe verschwundener Größe.

Unsere Abbildungen vergegenwärtigen eine Reihe der berühmtesten Paläste, von welchen dem Dogenpalast (s. Abbildung S. 294) die erste Stelle gebührt. Die Mauern erinnern an eine Festung oder Burg; die in spärlicher Menge angebrachten Fenster sind eng und lassen nichts vom Innern ahnen. In diesem Palast fällte einst der geheimnißvolle Rath der Zehn mit den Staatsinquisitoren seine unabänderlichen Urtheile. Der Herzog, welcher da thronte, war umgeben zugleich von aller Pracht der Künste, aber auch von allen Schrecknissen der Tortur- und Marterwerkzeuge, den unterirdischen Kerkern und den Staatsgefängnissen, zu welchen die Seufzerbrücke (s. Abbildung S. 295) führte. Wer diese Brücke überschritten hatte, war dem Tode geweiht.

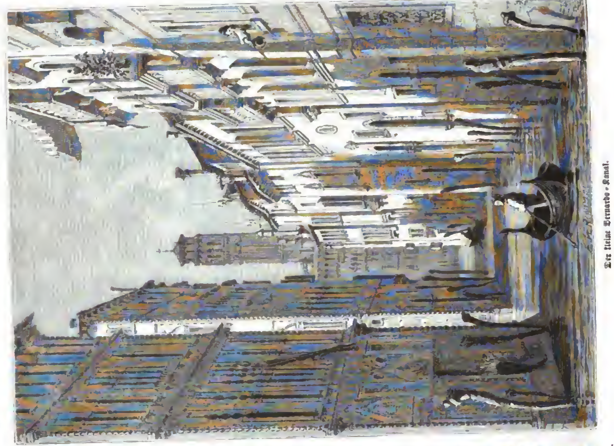
Der große Saal, zu welchem die Scala d'oro (goldene Treppe) führt, ist der größte in der Welt. Gegenwärtig werden kostbare Bücherschätze in ihm aufbewahrt, früher hielt dort der große Rath seine Sitzungen (s. Abbildungen S. 292 und 293).

Das Muster eines venetianischen Bürgerhauses ist die Casa Goldoni (s. Abbildung S. 291), in welcher 1707 der Dichter Goldoni geboren wurde.

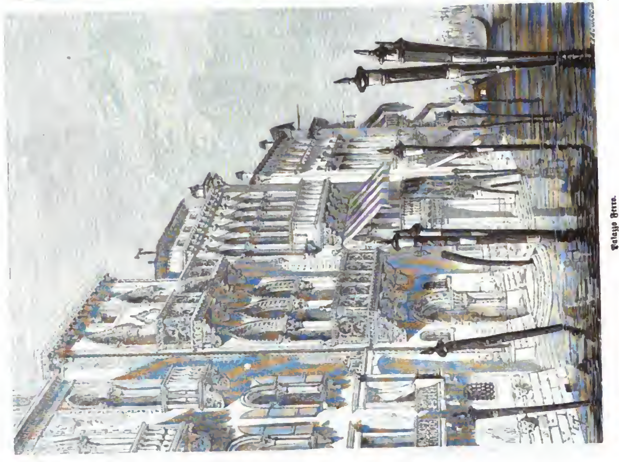
Von dem Bernardo-Kanal, von dem Palazzo Ferro, dem prächtigen Hofraum des Palazzo Salviato, dem Palazzo Foscari geben wir getreue Abbildungen. In jedem kleinen Kanal, in jedem Gäßchen werden geschichtliche Erinnerungen wachgerufen.


Im Palazzo Foscari.

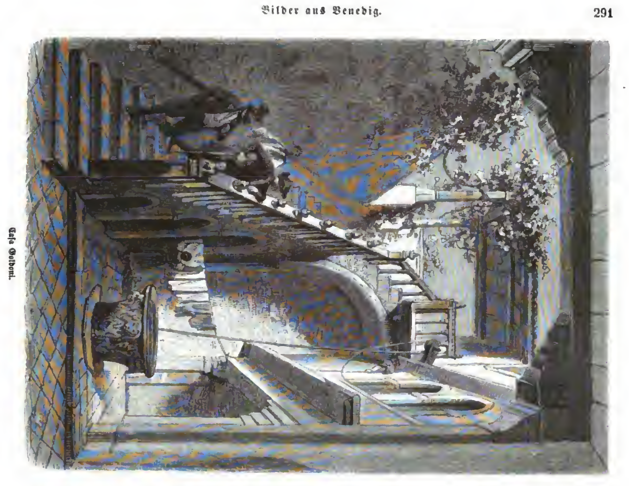
Die St. Markuskirche (s. Abbildung S. 294) ist eine der berühmtesten der ganzen Welt. Im zehnten und elften Jahrhundert erhoben sich ihre Mauern, Gewölbe und Säulen, zu welchen die venetianische Flotte aus allen Himmelsgegenden das Material herbeigeschafft hatte. Nun umgibt ein gewölbter Gang von 128 Bogen die Kirche, welche 220 Fuß lang ist und einen Umfang von 950 Fuß hat. — Die Scala antica (s. Abbildung S. 293) gehört dem Malteserhof an und ist im Style des 15. Jahrhunderts erbaut.



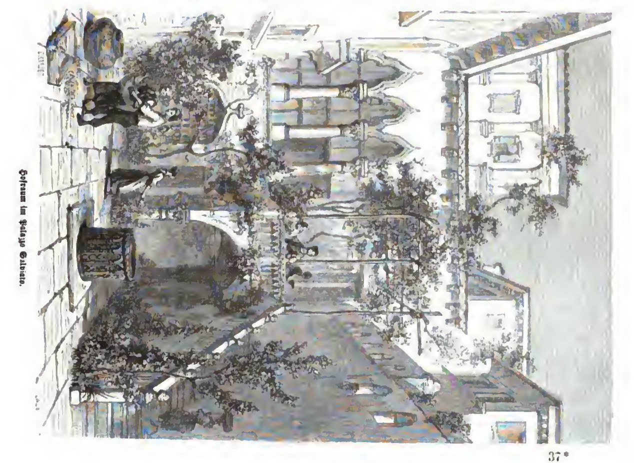
Der kleine Bernardo-Kanal.



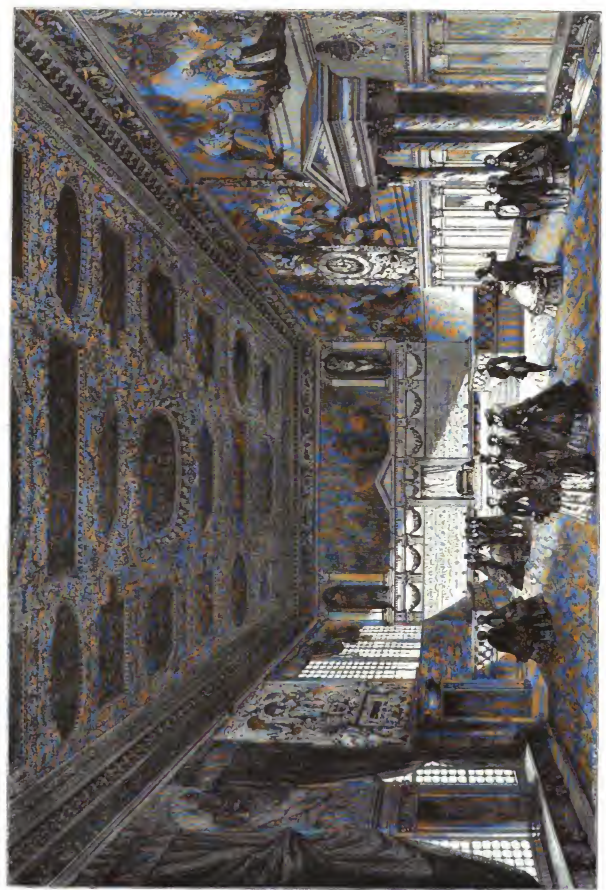
Palazzo Ferro.



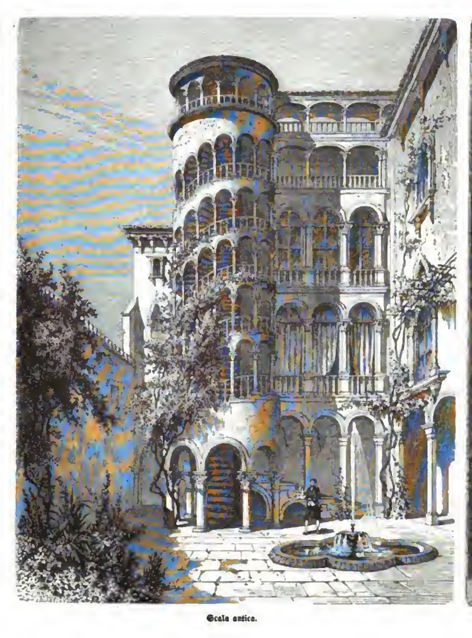
Cafe Goldoni.



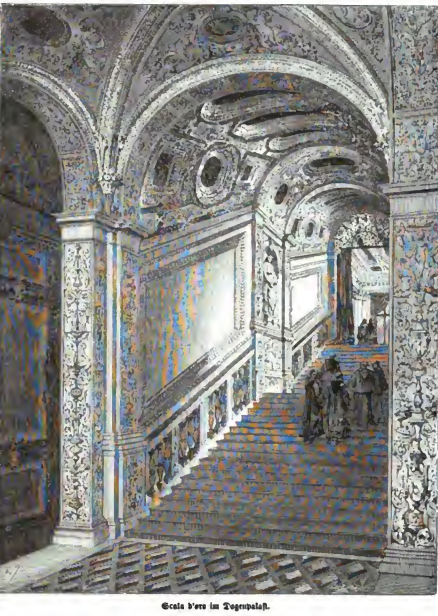
Hofraum im Palazzo Salviato.



Der große Saal im Dogenpalast.

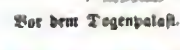


Scala antica.



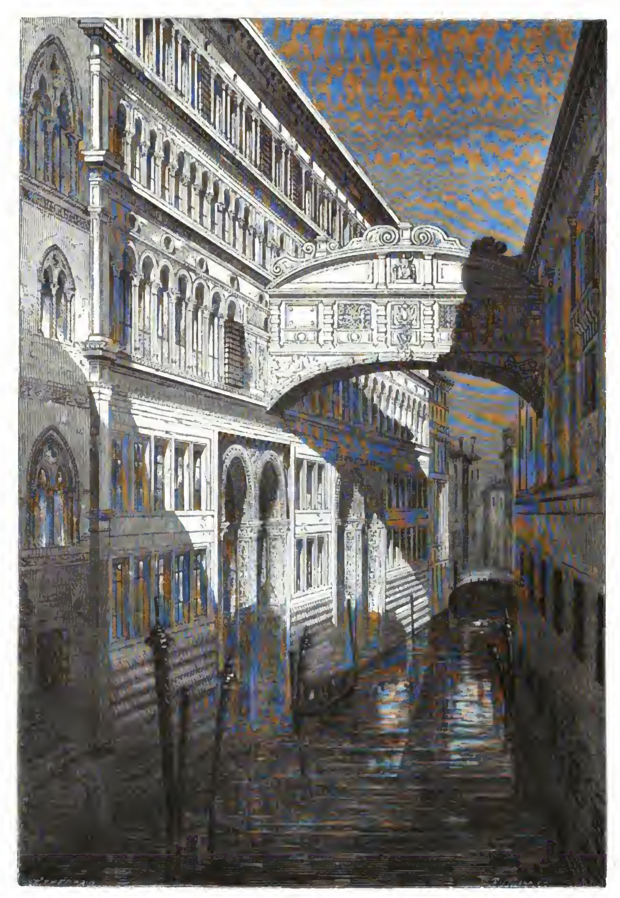
Scala d'oro im Dogenpalast.




Vor dem Dogenpalast.



Markuskirche.



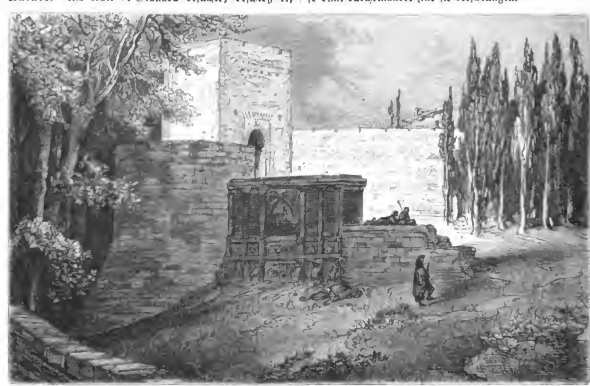
Seufzerbrücke.

Die Alhambra in Granada.

Nach Zeichnungen von G. Doré.

An den Ausläufern der schneegekrönten Gipfel der Sierra Nevada liegt Granada mit dem zauberischen Königsschloß der Alhambra, welche unter den maurischen Bauwerken den ersten Rang einnimmt; ihm gegenüber die Torres Vermejas (rothen Thürme, s. Abbildung S. 297). Durch das äußere Thor der weitläufigen Burg mit ihren röthlichen Wallmauern und den 13 viereckigen Thürmen gelangt man zu dem Thore der Gerechtigkeit (s. Abbildung), dem alten hohen Eingangsthor mit hufeisenförmigem Bogen und Inschriften über die Erbauung des Thores (i. J. 1348). In der Nähe befinden sich einige Cisternen, welche von den eisigen Fluthen des Darro gespeist werden. Rechts vom Cisternenplatze erhebt sich der riesenhafte Palacio de Carlos Quinto. Als Karl V. Granada besuchte, beschloß er, den Winterpalast der maurischen Könige niederreißen zu lassen und an seiner Stelle ein modernes Schloß zu bauen; dieser Bau wurde jedoch unvollendet gelassen und ist jetzt eine dachlose Ruine.

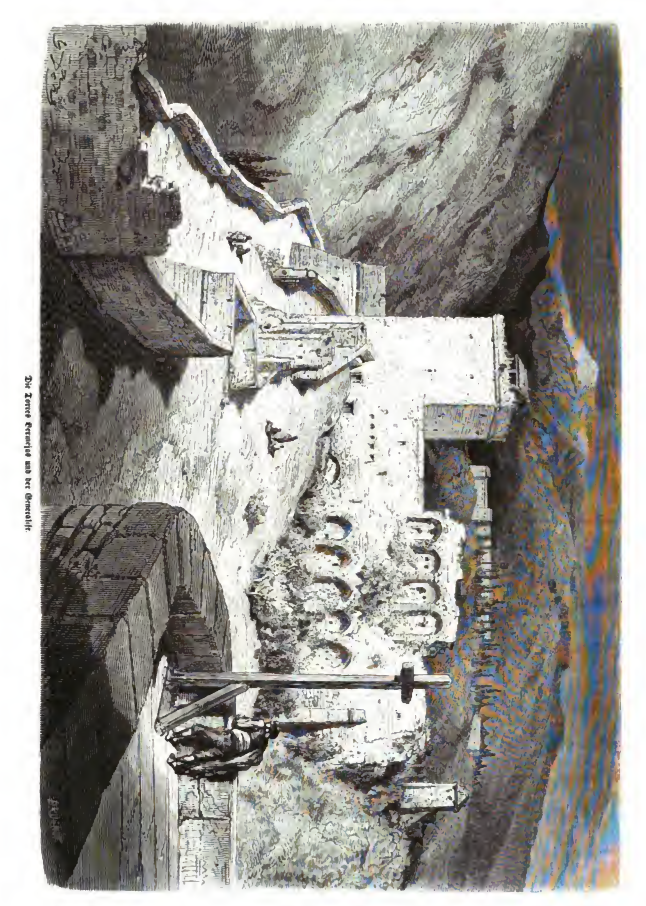
Durch eine unscheinbare Pforte gelangt man in die eigentliche Burg der Alhambra, deren blendender Reichthum hinter dem unscheinbaren Aeußern nicht vermuthet wird. Man tritt zunächst in den Hof des Wasserbehälters oder Myrtenhof (s. Abb. S. 298 u. 299), er ist der größte und zugleich der am meisten ausgeschmückte Hof der Alhambra. Zur Rechten und Linken an den Schmalseiten laufen offene, von schlanken Marmorsäulen auf niedrigen runden Sockeln getragene Hallen mit je sieben zierlichen, hufeisenförmigen Bogen, deren wohlerhaltene Stuckornamente ebenso hohe Bewunderung abnöthigen, als der innere Arkadenraum, der mit mannigfaltigen phantastischen Skulpturen bedeckt ist. In der Gallerie zur Linken steht die berühmte Alhambravase, das schönste keramische Werk maurisch-spanischer Fayencearbeit (s. Abbildung S. 300), weitbekannt durch ihre herrliche Form und den Reichthum der Zeichnungen, mit denen sie ganz bedeckt ist. Zur Zeit der Mauren bildete der Myrtenhof den Mittelpunkt der Alhambra. An die Halle linker Hand stößt das Vorzimmer zum Gesandtensaale, welches für ein Meisterwerk und Wunder der Alhambra gilt. Er nimmt das ganze Innere der Torre de Comares, des größten der Alhambrathürme (s. Abbildung S. 301), ein und zeichnet sich durch den Reichthum seiner Stuckarabesken aus; was jedoch die teppichartigen Muster dieser Zierrathen vorstellen, ob Blumen, Thiergestalten, Sterne, Bänder, das entziffert kein Auge, so bunt durcheinander sind sie verschlungen.



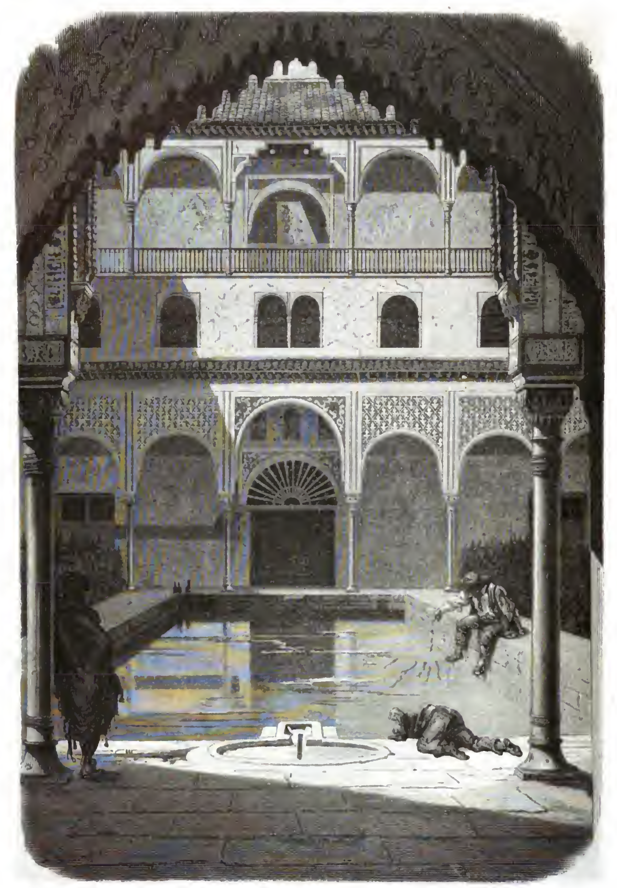
Thor der Gerechtigkeit.

Der Garten der Lindaraja war ehemals wegen seiner zauberischen Blumenreize weltberühmt, jetzt liegt er in einer traurigen Verwüstung. Der Mirador de Lindaraja (s. Abbildung S. 302), von dem man in jenen kleinen Garten schaut, wird durch ein paar gekuppelte Fenster gebildet, die durch eine weiße Marmorsäule getrennt werden; es gibt kaum einen Raum in der Alhambra, in welchem die Verzierungen reicher und in besserem Style ausgeführt wären, als im Mirador. Dieser führt seinen Namen nach einer Prinzessin, die häufig in maurischen Romanzen genannt wird.

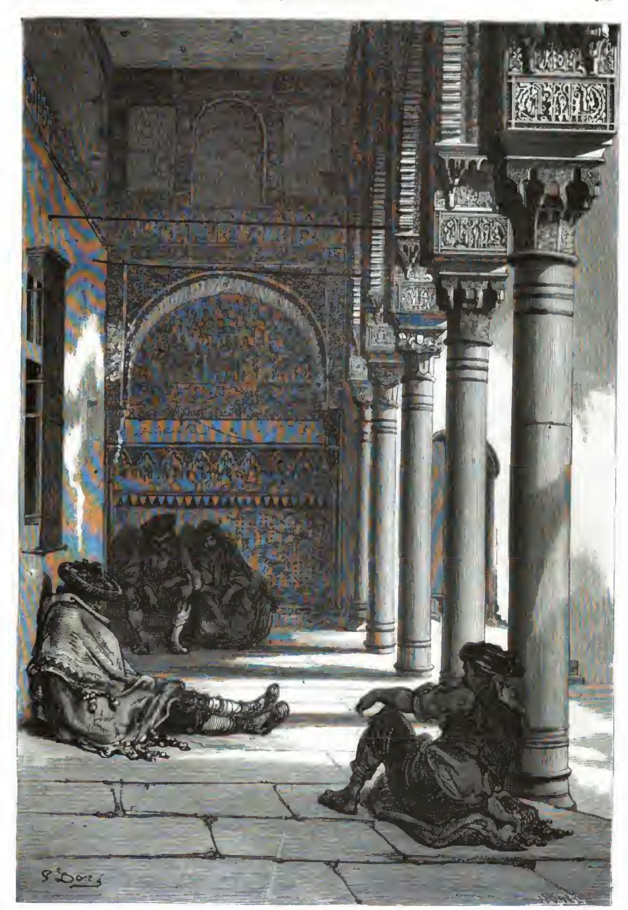
Der Löwenhof (s. Abbildung S. 303) ist das Allerheiligste der Alhambra, der vollkommenste Theil derselben. Er ist von 168 schlanken, platten Marmorsäulen umgeben, die Säulen werden durch Bogen von ungemein graziöser Arbeit verbunden und die Kapitäler waren früher bemalt oder vergoldet; die Inschriften,



Die Torres Bermejas und der Generalife.



Der Myrtenhof.



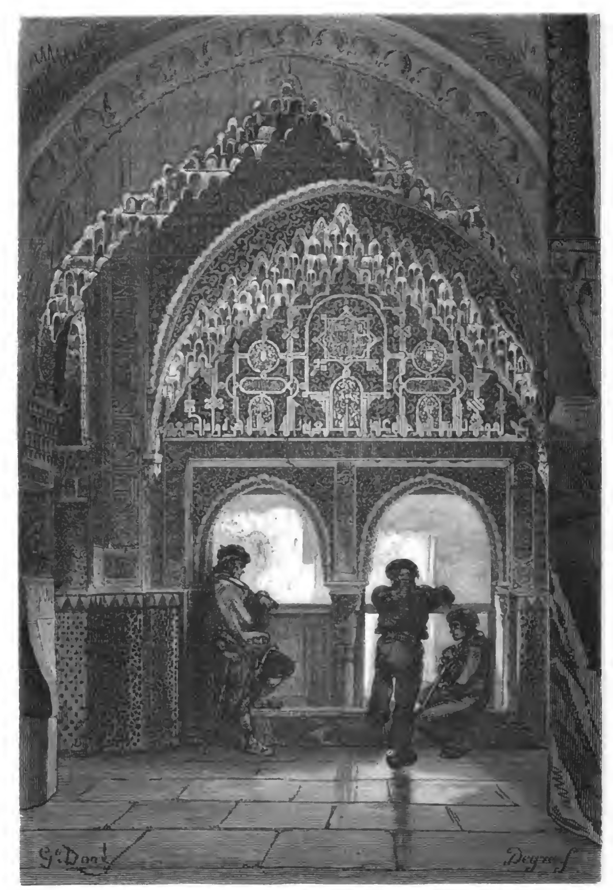
Gallerie des Myrtenhofes



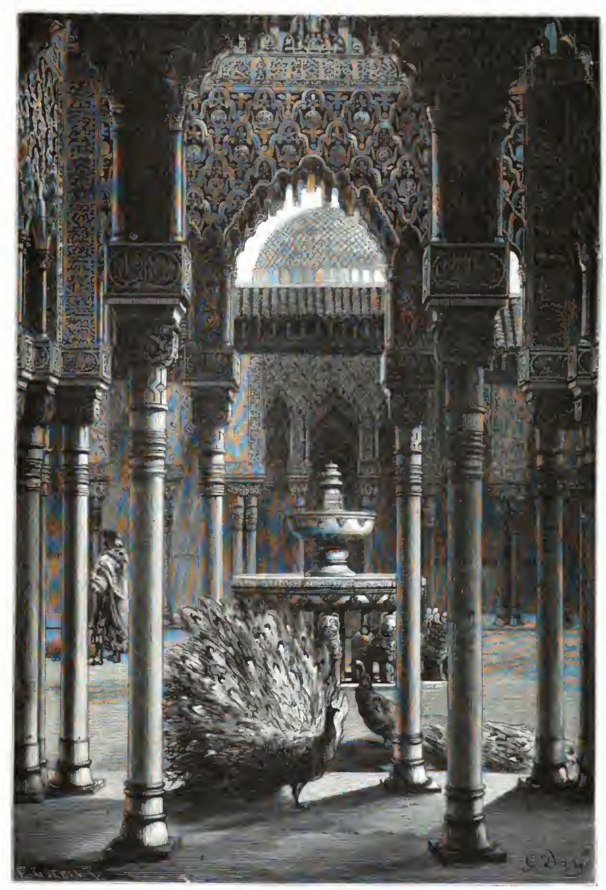
Die Alhambravase.



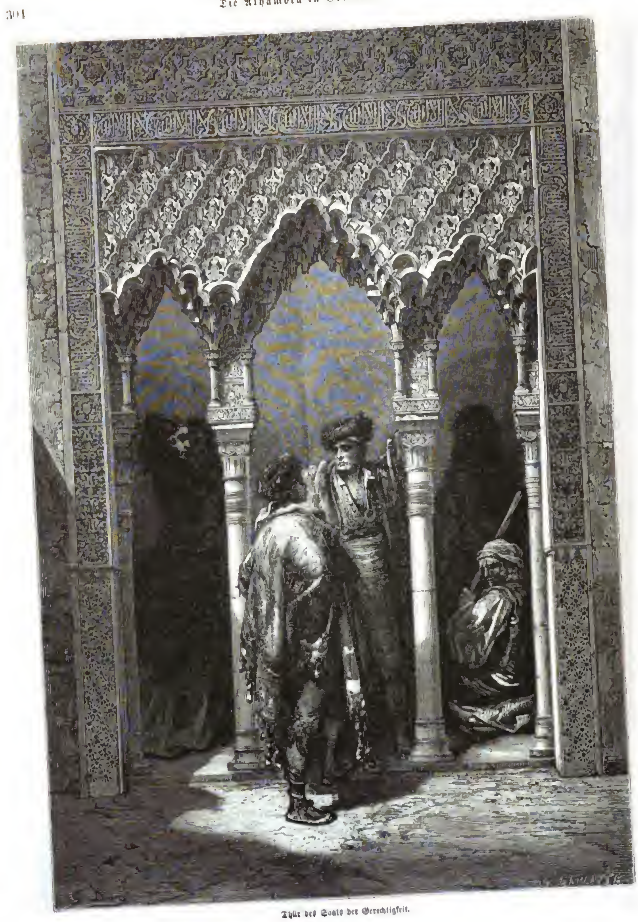
Der Comaresthurm.



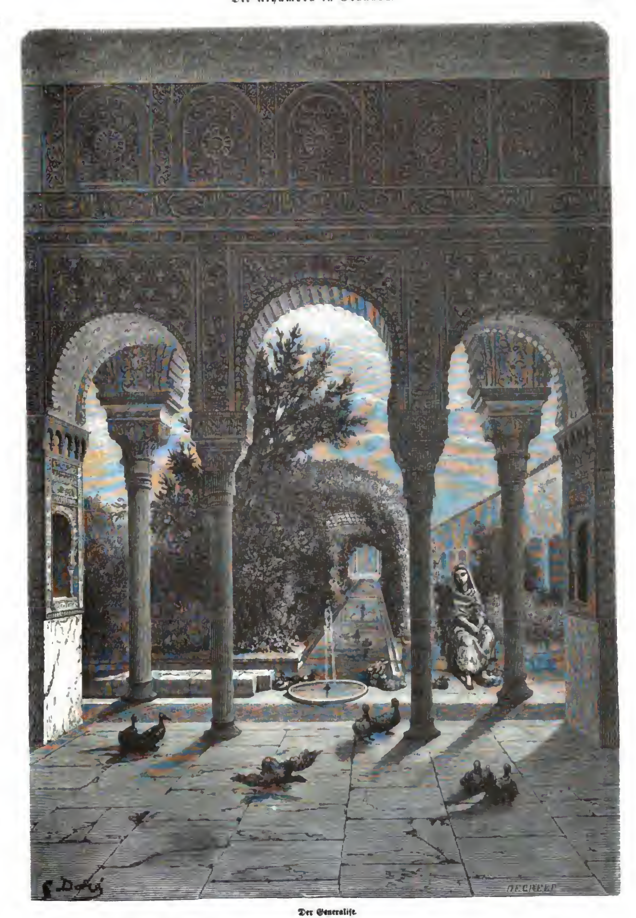
Der Mirador der Lindaraja.



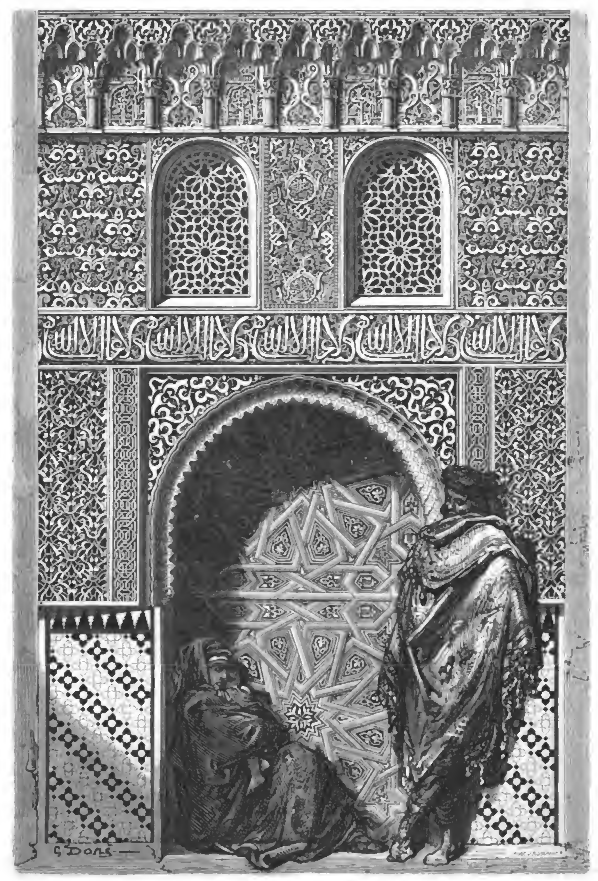
Der Löwenhof.



Thür des Saals der Gerechtigkeit.



Der Generalife.



Thür der Torre de las Infantas.

welche sich ausnahmslos im Lobe Gottes ergehen, waren golden.

Im Mittelpunkte des Hofes erhebt sich der Löwenbrunnen, eine große, zwölfeckige Schale aus weißem Marmor, welche mit schön ausgeführten Ornamenten und Inschriften bedeckt ist. Jetzt liegt dieser Prachtbrunnen das ganze Jahr über trocken, nur am zweiten Januar, dem Jahrestage der Uebergabe Granada's an die Christen, speien die Löwen wieder Wasser.

Drei große Bogenportale führen nach der langen Halle der Gerechtigkeit (s. Abbildung S. 304), welche einzig aus diesen Portalen ihr Licht empfängt.

Der Generalife (s. Abb. S. 305) ist ein schöner, maurischer Gartenpalast, dessen arabischer Name Garten des Architekten bedeutet. Das Aeußere ist sehr einfach gehalten.

Die Gründung der Alhambra fällt in die Zeit des Königs Ibn-al-hamar des Rothen und nach ihm soll auch die Burg den Namen tragen. Die prachtvolle Ausschmückung und insbesondere die Farbenmalerei wird Jusuf I. zugeschrieben. Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien suchte der christliche Eifer möglichst viel von dem übrig gebliebenen mohammedanischen Charakter zu zerstören. Glaubenseifrige Mönche kratzten die Inschriften weg und Karl V. ließ, wie bereits bemerkt, einen großen Theil der Burg niederreißen, um seinen Palast an die Stelle zu setzen. Während des 17. Jahrhunderts hörte man kaum etwas von der Alhambra, die eine Zufluchtsstätte für allerlei müßiges und räuberisches Gesindel geworden war. Später, als von der spanischen Regierung eigene Gouverneure für die Alhambra eingesetzt waren, trugen diese mehr zu ihrer Zerstörung, als zu ihrer Erhaltung bei. In neuerer Zeit hat man endlich mit Restaurationsarbeiten begonnen.

Die Abbildung auf Seite 307 bezieht sich auf einen Reisenden, welcher von dem Zeichner unserer Bilder beim Stehlen kostbarer Fayenceplatten, Azulejos, ertappt wurde.



Azulejos (Fayenceplatten) stehlender Reisender.

Die Drusen.

Originalzeichnungen von Fel. Kanitz.

Das kriegerische Gebirgsvolk der Drusen bewohnt ein kleines Gebiet von nur etwa 100 Quadratmeilen an den Abhängen des Libanon; sie sind ebenso tapfer und freiheitliebend als grausam und erst in neuerer Zeit nach vielen blutigen Kämpfen in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den Türken gerathen. Ihre höchste Macht erreichten sie im Anfange des 17. Jahrhunderts unter ihrem berühmten Emir Fakkardin, welcher selbst den Türken gefährlich wurde, aber zuletzt der Uebermacht unterlag und 1631 in Konstantinopel hingerichtet wurde.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts machten die Drusen mehrfach Gemeinschaft mit den rebellischen türkischen Paschas und wurden 1823 Bundesgenossen des Paschas von Aegypten. Allein die tyrannische Behandlung der Aegypter nöthigte sie wiederholt zu Aufständen, und sie wurden abermals den Aegyptern unterworfen. Alle diese Schicksale haben die christlichen Maroniten, welche eine griechisch-orientalische Sekte bilden und unter dem Oberhaupte der Drusen standen, mit denselben gemeinschaftlich getheilt. Beide abgesonderten Völkerschaften bildeten eine in der That gefährliche Macht; aber es entbrannten zwischen ihnen oft Kämpfe wegen der Oberemirschaft und die Drusen waren zuletzt weder mit der türkischen Oberherrschaft, noch mit der Gleichberechtigung, welche jetzt den Maroniten zugefallen war, zufrieden, und die Streitigkeiten mit letzteren dauerten fort, bis dieselben 1859 zu einem offenen Kampfe führten, in welchem die Maroniten unterlagen. Wie schon früher oft, waren letztere auch diesmal bereit, auf die von

den Drusen gestellten Forderungen einzugehen, aber die Türken traten ins Mittel und überredeten die Maroniten, sich lieber ihnen, als den Drusen zu übergeben. Leider gaben die christlichen Maroniten den Einflüsterungen der Türken Gehör und lieferten denselben Waffen aus, wurden



Gefangene Drusenhäuptlinge in den Kasematten Belgrads.

aber dann wehrlos von den Drusen, die von den türkischen Soldaten ohne jeden Widerstand in die Städte und Festungen eingelassen worden waren, niedergemetzelt. In Damaskus, wo mehrere tausend Christen hingemordet wurden, nahm sich Abdel-Kader großmüthig der verfolgten Christen an und rettete vielen das Leben, während die Verfolgten in Massen nach der Hauptseestadt Syriens, Beirut, flüchteten, wo das christliche Element schon das vorherrschende ist und wo sich auch viele angesiedelte Europäer befinden. Endlich eilten die Franzosen zum Schutze der Christen herbei und besetzten den Libanon mit seinen Städten; einige der drusischen Rädelsführer wurden hingerichtet, andere aber in die Kasematten Belgrads verwiesen. Solche gefangene Drusenhäuptlinge sehen wir auf unserem Bilde.

Die schwedischen Provinzen am Bottnischen Meerbusen.

Illustrationen nach v. Saint-Blaize.

Der Abfall der skandinavischen Alpen, des Skiölengebirges, nach Schweden hin, ist viel weniger steil, als auf der andern Seite, und die Straße läuft an einer Reihenfolge von Seen hin, deren Ufer zwar bei weitem nicht so malerisch sind, als jene der norwegischen Fjords, aber Spielraum für den Ackerbau gewähren. Auch die Leute sind anders, Sitten und Gebräuche gemildert. Unsere Bilder führen uns in die Gegenden am Bottnischen Meerbusen, deren nördlicher Theil von den Lappen bewohnt wird. Das Land ist reich an ausgedehnten Wäldern, welche theilweise von flößbaren Gewässern durchzogen werden. An diesen liegen manche Dörfer und schöne Wiesen. bei den Kirchen „Sonntagshäuser“ gebaut. Während der Woche stehen dieselben leer.

In dem wilden Skalkasee (s. Abbildung S. 311) bildet Björkholmen, die „Birkeninsel“, eine reizende Oase und die Bewohner derselben bauen so viel Getreide, daß sie davon an die Nachbarn verkaufen können. Die Lulea (s. Abbild. S. 313) ist ein breiter schöner Fluß und strömt durch breite stattliche Wälder, in welchen dann und wann Ackerbaulichtungen vorkommen. Die schwedische Regierung begünstigt derartige Ansiedlungen und gewährt denen, welche sie anlegen, Steuerfreiheit auf 30 Jahre.

Zumeist werden diese Wälder von den Lappen bewohnt, dem Nomadenvolke des Nordens. Ihr einziger Reichthum und Nahrungszweig ist das Rennthier; eine Lappenfamilie kann kaum bestehen, wenn sie nicht zum Mindesten 200 Rennthiere besitzt, wohlhabende Leute haben deren bis zu 1000 Stück. Sie lieben ihr unabhängiges Nomadenleben, welches mancherlei Beschwerden mit sich führt. — Eine Lappin legt ihr neugeborenes Kind in einen Kasten von Holz, aus welchem nur das Köpfchen herausguckt. Auf den Halteplätzen hängt sie diese eigenthümliche Art von Wiege an einen hohen Baumast, dann ist das Kind sicher vor Stechmücken und hungrigen Wölfen (s. Abbildung S. 310). Die Rennthiermilch, Käse und getrocknete Fische sind ihre Hauptnahrung. Letztere sollen ihnen das Brot ersetzen.



Ein Postwagen im nördlichen Schweden.

Einer der schönsten Flüsse, welche dem Bottnischen Meerbusen zuströmen, ist der Angermana Elf. Ohne Unterbrechung folgt eine romantische Landschaft auf die andere; die Wälder sind prächtig, die Wiesen von saftiger Ueppigkeit. Bei dem Orte Liden stürzt die Angermana inmitten zahlreicher Felsen in schäumenden Cascaden herab, in einer heitern, lieblichen Umgebung (s. Abbild. S. 310). Ueberhaupt geben die vielen Wasserfälle jener schwedischen Lande der Scenerie ein herrliches Gepräge.

Die einzelnen Orte liegen weit zerstreut umher und die Kirchsprengel haben einen Umfang von vielen Meilen. Viele Leute haben sechs bis zehn Meilen zurückzulegen, wenn sie dem Gottesdienst beiwohnen wollen. Sie müssen dann ein Unterkommen finden, und deshalb haben sie sich

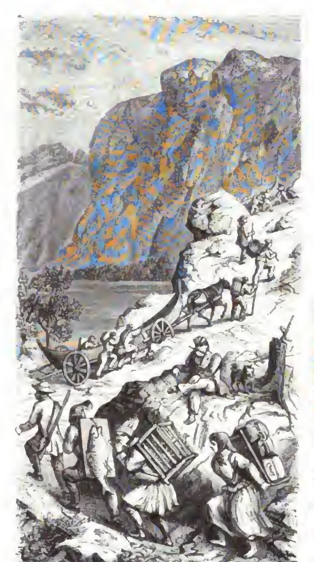
Da sich während des Sommers in den Wäldern im Innern des Landes zahllose Mückenschwärme einstellen, den hinab, wo ihnen zugleich Gelegenheit geboten ist, gegen Rennthierfelle und anderes Pelzwerk allerlei Waaren,



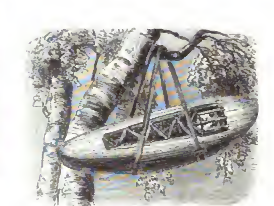
Weiblicher Postillon in Lappland.



Gefährliche Fahrt.



Ein Tragplatz.



Eine Wiege der Lappen.



Wasserfälle der Angermana-Elf.

so ziehen diese Lappen, welche man Rennthierlappen nennt, zu Anfang der warmen Jahreszeit nach den Küstengegenden hinab, darunter besonders Tabak, grobes Gewebe und Branntwein einzutauschen. Bei Beginn des Herbstes ziehen sie



Auf dem Stalka-See.

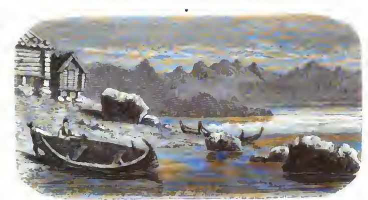


Ein Lagerdorf in Lappland.

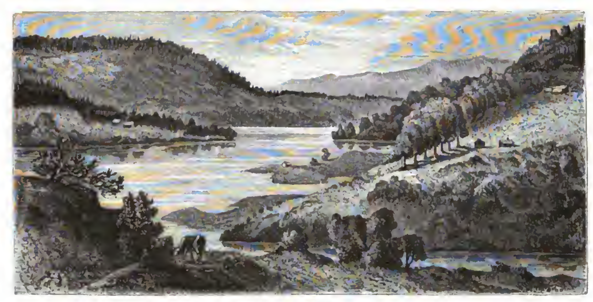


Eine Bootfahrt stromab durch Katarakten.

dann mit ihren beladenen Rennthieren in das innere gebirgige Land zurück. Auf den Wanderungen tragen die Leitthiere Glocken, deren Klang die Heerde zusammenruft, welche von wachsamen Hunden umkreist und vertheidigt wird. An einem zum Winteraufenthalt geeigneten Ort, am liebsten in einer geschützten Thalschlucht, an einem Bache, wo die Birke und Kiefer wächst, wird die Hütte (Gamme) errichtet.



Fischerhütten in Lappland.



Der Lulea-Strom.

Diese ist von festerer Bauart als das leichte Sommerzelt, außen mit Rasen bedeckt, innen mit Rennthierfellen bekleidet und wird oft ganz eingeschneit. Die Rennthierheerde bleibt im Freien, irrt auf den Schneefeldern umher ohne irgend einer Bedachung oder Wartung zu bedürfen und scharrt die spärlichen Moose und Flechten, die ihr zum Futter dienen, unter dem Schnee hervor.

Die wenigen von Lappen bewohnten Dörfer bestehen aus Erd- und Holzhütten, die zerstreut um die hölzerne Kirche herumliegen. Die Gesammtzahl der unter schwedischer Herrschaft stehenden Lappen mag 5000 betragen.

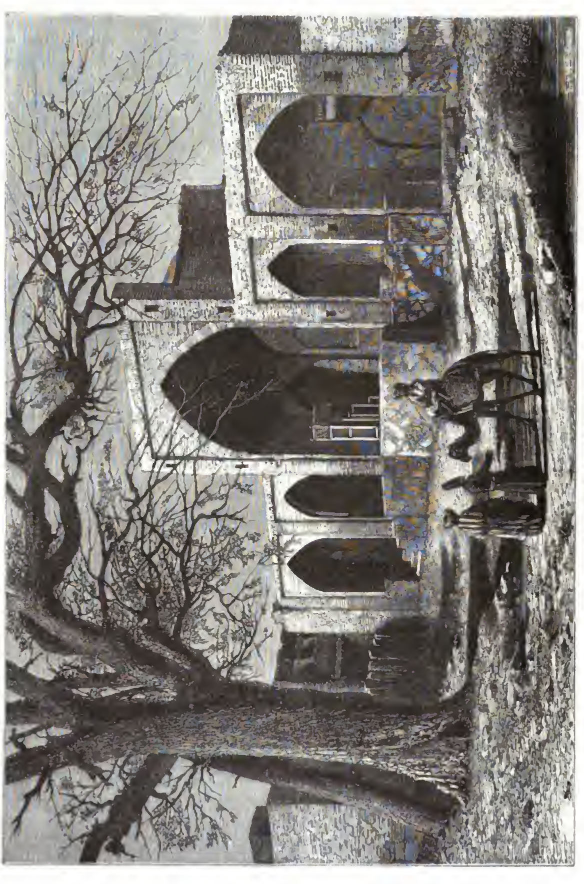
Die heilige Stadt Mesched in Chorassan.

Nach Photographien.

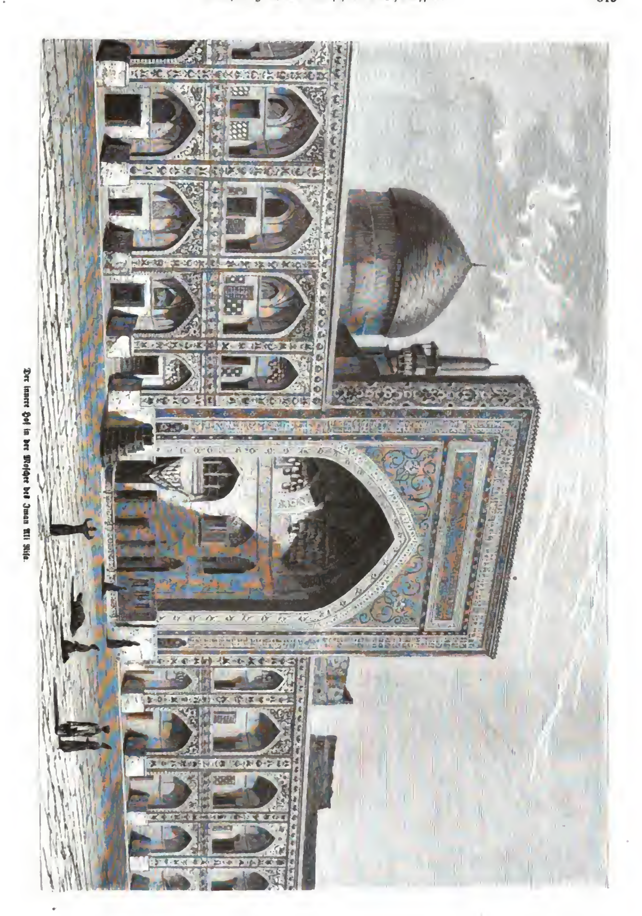
Mesched ist die Hauptstadt der persischen Provinz Chorassan, von einem 9000 Fuß hohen Gebirge überragt, und der wichtigste Ort des ganzen nordöstlichen Persien, da hier die gesammten Produkte Turans zusammenfließen. Die Stadt gewährt aus der Ferne einen überraschenden Anblick; über die fast 1½ Meilen langen Mauern leuchten die vergoldete Kuppel der Moschee, eine der schönsten des Orients, und die schönen Minarets, welche das Grab des Imam Risa (s. Abbildung S. 315) umschließen, und in anderen Theilen erheben sich andere heilige Gebäude. Das Grabmal Nadir Schah's (s. Abbildung S. 314) hat sich dieser gewaltige Herrscher zu seinen Lebzeiten aus weißem Marmor selbst errichten lassen. Das Mussalah (s. Abbildung S. 316) ist ein Bethaus, unter welchem ein Prediger zweimal im Jahre vor einer großen Menge von Gläubigen Andachten verrichtet.

Chodschah Rebi, dessen Moschee wir auf S. 316 sehen, war der Lehrer des heiligen Imam Risa.

Uebrigens besteht die Hälfte der Stadt aus Ruinen zwischen Gärten und Feldern. Mesched hat eine wichtige Hochschule und ist ein berühmter Wallfahrtsort für die große Sekte der Schiiten. Die Hauptprodukte der Industriestadt sind Wollen- und Metallwaaren, namentlich berühmte Klingen, sowie Gold- und Edelsteinarbeiten. Nordwestlich von Mesched liegen die Ueberreste der alten Stadt Tus.



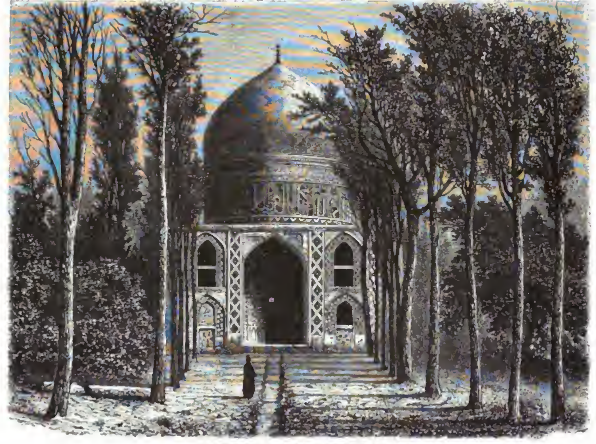
Das Mausoleum Nadir Schahs.



Der innere Hof in der Moschee des Imam Ali Risa.



Ruinen des Mussalah in Mesched.



Die Chodschah-Nedi-Moschee, nördlich von Mesched.

Bilder aus dem Volksleben in Siam.

Nach Photographien.

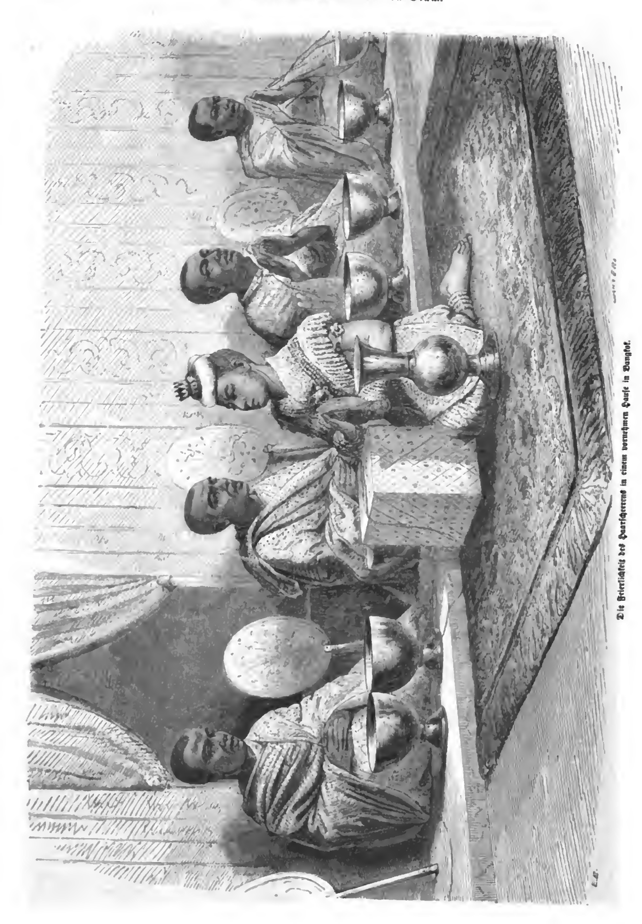
Die Hauptstadt des Königreichs Siam, Bangkok, haben wir bereits auf Seite 209 geschildert; die folgenden Bilder gewähren uns einige Einblicke in das Volksleben der Siamesen. Diese sind nach unsern Begriffen keine bar erklärt werden, unter religiösen Feierlichkeiten statt und gibt zu Familienfesten Anlaß (s. Abbildung S. 318). Die Frauen behängen sich mit allerlei Ringen, mit Spangen und Geschmeiden und kauen beständig Betel.



Siamesische Frauen bei Tafel.

hübschen Leute, sie gehören zu der mongolischen Rasse und bilden gewissermaßen einen Uebergang zu der malayischen. Die Haartracht ist bei Männern und Frauen fast gleich. Das Abscheeren des Haupthaares bis auf einen runden Schopf findet bei den Jünglingen, welche dadurch für mann- Der Mann kann Frau und Kinder verkaufen, verpfänden und Geld auf sie borgen.

Das Land der Siamesen ist ungemein fruchtbar und lohnt jede Mühe reichlich, die Regierung thut Alles, um den Ackerbau zu begünstigen. Aber trotzdem bleiben die



Die Feierlichkeit des Haarscheerens in einem vornehmen Hause in Bangkok.

Siamesen träg und überlassen alle Vortheile den Chinesen, welche in den hinterindischen Reichen sich so sehr ausgebreitet haben. Jene bauen nur soviel Reis, als eben


Mandarin der Christen in Bangkok.


Kum Mote, ein gelehrter Edelmann.

für ihrer Familie Unterhalt erforderlich ist, während die Chinesen Millionen von Centnern für die Ausfuhr liefern und auch allen Zucker bauen, welcher zum Export gelangt.


Wohnung in Siam.

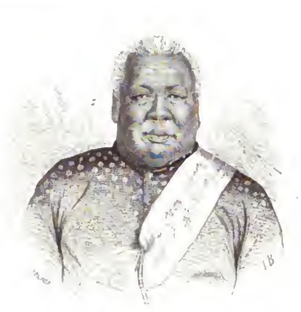
Von dem gesammten siamesischen Handel sind zwei Drittheile in den Händen zweier deutscher Handelshäuser; über die siamesischen Christen ist ein eigener Mandarin eingesetzt.

Die Todten werden nicht begraben, sondern verbrannt, und ihre Ueberreste in einer Urne aufbewahrt. Ein großer Theil der Leichen armer Leute, deren Hinterlassene kein Geld haben, um die Priester zu bezahlen, wird nicht verbrannt, sondern den Hunden und Geiern vorgeworfen.

Zum Hinausschaffen der Leichen benutzt man nicht die Hausthüre, sondern bricht ein Loch in die Außenwand und nachher umkreist man so rasch als möglich mit dem Todten das Haus, damit der Verstorbene vergesse, an welcher

Stelle er seine Wohnung verlassen habe und nicht zur Plage der Hinterbliebenen in dieselbe zurückkehre.

ist einer von den Brüdern des Königs Mongkut, er hat mehrere Schiffe und verheuert dieselben für die Frachtschifffahrt. Solche Würdenträger und Prinzen kleiden sich gelegentlich in eine französische oder preußische Generalsuniform und lassen ihre Wohnungen mit einem bunten Allerlei geschmackloser Kuriositäten und wirklich werthvoller Gegenstände ausschmücken. Aber sie können sich nur unbeholfen im goldgestickten Frack bewegen.



Prinz Krem Wluang.



Siamesischer Diener.

Die buddhistischen Priester halten Schule; wenigstens zwei Drittel aller Siamesen können lesen. — Unser Bild (S. 317) zeigt, wie reiche siamesische Damen zu speisen pflegen; von Löffeln, Gabeln, Messern ist bei ihnen keine Rede.



Siamesische Amme.

Der oben abgebildete Prinz Krom Wluang

Bilder aus Tripolis.

Nach Photographien.

Tripolis ist einer der drei alten Barbareskenstaaten; er wird im Norden vom Mittelmeer, im Osten von Aegypten, im Westen von Tunis, im Süden von der Wüste Sahara begrenzt. Der Staat hat viel Wechselfälle erlebt; er war den Kyrenäern und Karthagern, den Römern und Vandalen, den Arabern, Karl V. und den Malteserrittern unterworfen, bis ihn die Türken denselben 1551 wieder abnahmen. Vor etwa 30 Jahren ist das Tripolitanische aus einem fast selbstständigen Staate zu einer einfachen Provinz des türkischen Reichs herabgesunken. Die aus nahe anderthalb Millionen Köpfen bestehende Bevölkerung ist bunt und gemischt. Im Lande wohnen Mauren, Barbaren,

Türken, Neger, Juden und Franken, welche man im Türkischen alle mit Raja, d. i. Heerde, bezeichnet.

So reizend der Anblick ist, welchen die Stadt aus der Ferne darbietet, so wenig werden die Erwartungen erfüllt,



Citadelle von Tripolis.

Die Hauptstadt Tripolis mit ihren glänzenden weißen Häusern ist von einem düstern Palmenhain umgeben, der bis ans Meer reicht, während im Westen die

wenn man derselben näher kommt. Wie in allen orientalischen Städten begegnet man unregelmäßigen schmutzigen Gassen mit verfallenen Häusern, in denen sich elende



Tripolis, von der Landseite her gesehen.

kahlen und nackten Sandebenen der Wüste Sahara sich bis ans Ufer herandrängen; nur hier und da werden sie von einigen kümmerlich vegetirenden Sträuchern unterbrochen.

Krambuden befinden. Von zehn zu zehn Schritten sind die einander zugekehrten Häuser durch etwa drei Fuß dicke Bögen verbunden, die ein Haus durch das andere stützen



Tripolis, von der Nordseite gesehen.

und so verhindern, daß die Mauern einstürzen. Trotzdem kommt es in jedem Jahre vor, besonders zur Regenzeit, daß die Stützbögen nachlassen und eine ziemliche Anzahl von Gebäuden zusammenfällt. Die Bauart ist bei allen Häusern beinahe die nämliche. Um einen viereckigen Hof läuft eine bedeckte Gallerie, die von dünnen Säulen getragen wird. Die Zimmer sind lang und schmal und ein jedes besteht aus drei Theilen, die durch Vorhänge von einander geschieden werden können.

Der am Hafen gelegene Theil wird zumeist von



Bewässerungsbrunnen.



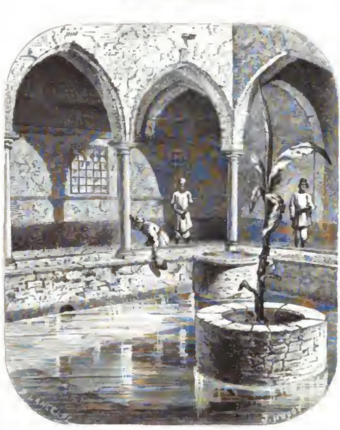
Tripolitanische Gärtner.



Tripolis, vom Pierre aus gesehen.

Christen bewohnt, dort befinden sich auch die Kirchen und Konsulate. In der westlichen Hälfte wohnen die Juden und hier sieht es noch unsauberer aus, als in den mittleren Stadtgegenden, wo die Mohammedaner ihre Quartiere haben. Am Südostende der Stadt liegt das Schloß, ein plumper und unförmiger Steinhaufen von unregelmäßiger Bauart, dessen hohe Mauern Befestigungen vorstellen sollen (s. Abbildung S. 321). Dies Gebäude besteht aus einem Irrgarten von zwecklosen Korridoren und unerforschlichem Winkelwerke.

Vor den Thoren der Stadt dehnt sich eine dürre Ebene aus, auf der nach vorangegangenem Regen einige Grashalmen sichtbar werden. Es ist der Exercierplatz der Soldaten; dem Volke dient der Platz wöchentlich einmal zur Abhaltung von ziemlich großen Märkten. Die äußerste Grenze dieser sandigen Gegend ist ein langer, grüner Streif, der aus einem dichten Hain von Orangen, Feigenbäumen, Granaten, Oelbäumen und unzähligen Palmen gebildet wird. Hinter dieser erstreckt sich im Halbkreis ein Wald von etwa drei Meilen Breite, die Menschie. Er bildet die eigentliche Oase von Tripolis, in welcher man zwei Tage lang fortwandern kann, ohne ein Stückchen Wüste anzutreffen. Dieser reiche Vegetationsgürtel bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu den Sandebenen dar, die ihn einfassen. Auf der einen Seite sieht man einen blühenden Garten, in dem die üppigsten Gewächse herrlich gedeihen, und auf der andern die Wüste mit der Unfrucht-



Das Innere eines Hauses in Tripolis.

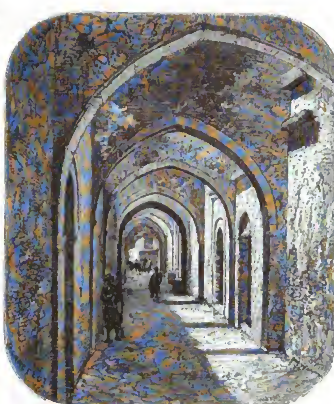


Die Tadschura-Moschee.

barkeit ihres verbrannten Sandes, der durch den Wind wie die Wogen des Meeres bewegt wird.

Ueberall in der Menschie sind Ziehbrunnen angebracht, die eine große Menge Wassers liefern. In den Monaten April und Mai dienen die Gärten der Menschie häufig zu Belustigungen der Tripolitaner, welche sich dem Genuß des Lakby, einem zuckersüßen Saft der Dattelpalme, hingeben. Am Rande der gartenreichen Oase liegt das Dorf Esseribe, mitten im Wüstensande.

Die Einwohner sind echte Neger, welche nur des Nachts in ihre Hütten kriechen, am Tage aber in der Sonne und dem Sande sich herumtreiben; es sind meist freigelassene oder flüchtige Sklaven. Von Zeit zu Zeit ziehen die Männer in die Stadt, um sich als Handlanger zu verdingen.



Die Konsulatstraße.

Die bemerkenswerthe Moschee von Tadschura (s. Abbild. S. 324) stammt aus den früheren Zeiten des Islam, doch gibt ihr Styl keine Anhaltepunkte über ihr Alter.

Die Tripolitaner haben eine auffallend häßliche Tracht. Sie bekleiden sich mit einem langen weißen oder grauen Wolltuche, das mit Fransen verbrämt ist und Hauly genannt wird. Männer und Weiber hüllen sich von Kopf bis zu Fuß in diesen dicken Stoff ein. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht bis auf ein kleines dreieckiges Loch vor dem linken Auge.

Tripolis hat zwölf Moscheen, einige Synagogen und sogar eine katholische Kapelle. In der Umgegend finden sich noch viele Alterthümer.



Tanz der Neger in Esseribe bei Tripolis.

Bilder aus den argentinischen Pampas.

Originalzeichnungen von O. Grashof.

Das weite Gebiet der argentinischen Lande reicht vom Meere bis zu dem Hochgebirge der Cordilleren, durch welche es von Chile getrennt ist, und von der Südgrenze Bolivia's bis in die patagonischen Ebenen hinein. Da sind unabsehbare Ebenen, die berühmten Pampas, dichte

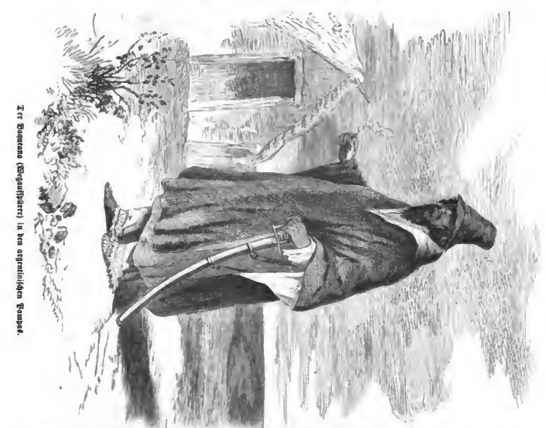


Der Reisende in den Pampas.

Wälder und schiffbare Gewässer strömen in Menge dem gewaltigen Laplata zu. Acker- und Weideland sind in Fülle vorhanden.

Wir unternehmen die Reise über die Pampas an der Hand des Baqueano (s. Abbild. S. 327), welches eigentlich Rindviehhirt bedeutet. Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung der Argentiner in den weiten Steppen, und die Hirten kannten Weg und Steg. Deshalb werden sowohl von Soldatenzügen, wie auch von Wagenkarawanen Baqueanos zu Führern genommen. In dunkler Nacht, auf freier Ebene, in dichten Wäldern findet sich der Führer allemal zurecht, er verirrt sich nie. Oft rauft er an mehreren Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln oder Erde, kaut beide und weiß nun sicher, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist.

Die Bevölkerung der Pampas besteht aus vielen Stämmen, die zusammen die Pampas-Indianer heißen, sie haben eine oliven- oder dunkelkastanienbraune Farbe und sind besonders starke Menschen.



Der Baqueano (Wegaufspürer) in den argentinischen Pampas.

Die Städte sind spärlich über den großen Raum vertheilt und liegen zumeist weit von einander. Auf dem platten Lande spielt der Gaucho (sprich Ga-utscho) den Meister; er ist der eigentliche Pampasbewohner, auf einer Fläche, die nach allen Seiten hin eine Ausdehnung von mehr als 400 Wegstunden hat. Auf ihr kann er, ohne



Briefbote.



Pampas-Indianerinnen.

Wege zu bahnen, mit belasteten Wägen fahren; er findet auch für sein rasches Roß nirgends ein Hinderniß; denn die Flüsse, auf welche der Gaucho noch niemals auch nur einen Kahn gebracht hat, hindern ihn nicht. Er treibt sein Pferd hinein, hält sich am Schweife fest und schwimmt dergestalt bis zum nächsten Ufer.

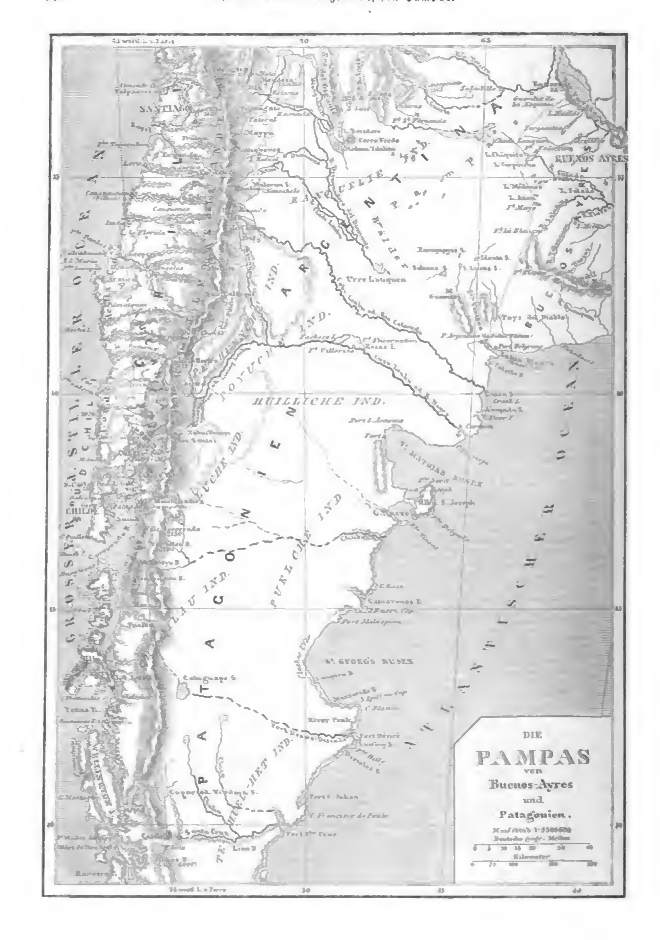
Den Frauen liegen die meisten Beschäftigungen ob, der Mann ist bei seinen Heerden und schon frühzeitig

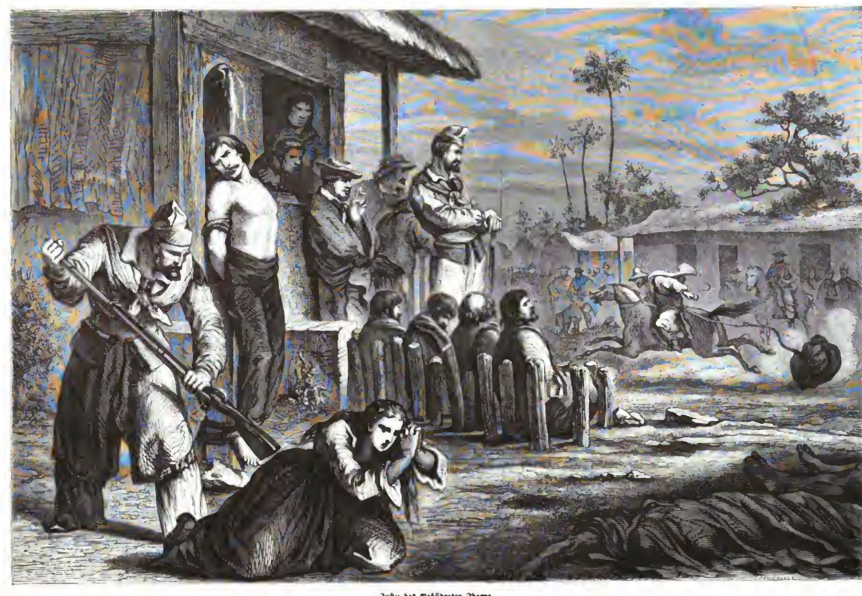
Tanz der Sambacueca.



Gaucho-Porträts.

Soldat und Wasserträgerin in Catamarca.


DIE
PAMPAS
von
Buenos-Ayres
und
Patagonien.
SANTIAGO
BUENOS AYRES
HUILLICHE IND.
Urre Lauquen
CHILOE
St. GEORG'S BUSEN
Port S. Antonio
Camarones B.
Port Desire
Port S. Julian
Santa Cruz



Justiz des Präsidenten Ibarra.

müssen die Knaben sich im Gebrauche der Fangschnur und Wurfkugeln (Lasso und Bola) üben und werden schon



Gauchohütte am Gebirge von Aboſada, Provinz Catamarca.

aufs Pferd gesetzt, sobald sie auf eigenen Füßen stehen können. Die Bedürfnisse des Gaucho sind gering, seine Heerde gibt ihm Kleider und Nahrung. — Unter den Gauchos hat der Kommandant großes Ansehen. Man wählt dazu einen Mann, der Respekt einflößt. Alle Häuptlinge, welche in den argentinischen Revolutionen

eine hervorragende Rolle gespielt haben, sind einmal Kommandanten gewesen; so der berüchtigte Ibarra, der eine grauenvolle Willkürherrschaft führte. Einen Schreckensakt seiner Justiz sehen wir auf der Abbildung Seite 331.



[illegible] in der Cordillere auf dem Wege von Santa Rosa nach Copiapo.

Die Zahl der Pampas-Indianer wird zusammen auf nahe an 40,000 geschätzt; im Norden wie im Süden liegen sie auf den unabsehbaren Ebenen der Pampas auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren

Schlupfwinkeln hervor und überfallen Heerden und Hirten. Ueber ungeheure Strecken des Landes schweifen diese Wilden hin und man trifft sie oft einige hundert Stunden von ihren eigentlichen Wohnsitzen entfernt. In der Gegend von Esquina, bei Cabeza de Tigre und an anderen Orten hat man zum Schutz gegen die räuberischen Indianerhorden eigenthümliche Wälle aufgeworfen, welche aus hohen stacheligen Cactusarten bestehen, die durch Erdhaufen gestützt werden. Mangel an Bequemlichkeit und körperlicher Erquickung kennzeichnen das Reisen in diesen halbcivilisirten Ländern, in denen kaum Brod und Salz zu haben ist. Dagegen findet man in den viehreichen Gegenden Fleisch, welches am Spieß geröstet wird, überall.

Kurz vor Cordoba bemerkt man wieder die ersten Kreuze, sonst ist auf der ganzen Strecke von Buenos Ayres an nicht ein einziges christliches Zeichen zu sehen. Die Lage dieser Stadt ist sehr malerisch, sie liegt in dem Thal der Sierra de Cordoba, die in massenhaften großartigen Umrissen erscheint. Dies Gebirge wird von dem räuberischen Cuguare, dem Puma und Tigern bewohnt, welche in den Schafheerden bedeutende Verwüstungen anrichten.

Catamarca ist die Hauptstadt der Provinz dieses Namens und gleicht, obwohl Regierungssitz, wegen des ärmlichen Aussehens, mehr einem Dorfe, als einer Stadt.



Alpaca, von einem Tiger überfallen.

Die Gesichtszüge der Einwohner sind beinahe noch ganz indianisch (vergl. die Abbildung S. 329).

Weiter nordwärts bei Puerta wird der Weg beschwerlicher, große Felsblöcke treten hindernd auf und der Gebirgsfluß muß oft überschritten werden. Die Cacteen erscheinen in allen möglichen phantastischen Formen. Bald gleichen sie riesigen Kandelabern, bald stacheligen Schlangen, bald Melonen, bald Scheiben, Schüsseln oder Gliedern. Ihre herrlichen weißen, blaß- oder orangerothen, gelben und purpurfarbenen Blüthen verbreiten einen köstlichen Geruch und dienen bunten Käfern und schillernden Schmetterlingen zum Aufenthalt.

Bei Fuerta de Pucaro ist der Knotenpunkt dreier Gebirge, deren höchste Gipfel sich bis an 16,000 Fuß erheben. Die Höhen umsäumen ungeheure Ruinen von alten Indianer-Festungen, welche von Thurmresten überragt werden. Diese Befestigungen rühren von den tapfern Calchaquis-Indianern her, welche sich hier lange Zeit gegen die Einfälle der peruanischen Incas, dann gegen die Spanier vertheidigten.

Den Tanz der Sambacueca (s. Abbildung S. 328) sah unser Zeichner in Fuerte de Andalgara, einem kleinen Provinzialstädtchen. Diese Tanzweise wird mit der Guitarre begleitet oder dem Psalterio, einer Art Cither, die mit 106 Metallsaiten bespannt wird.

Die Comoro-Inseln im Indischen Ocean.

Nach Photographien.

Die Gruppe der Comoren, im nördlichen Theile des Kanals von Mosambik gelegen, besteht aus vier Eilanden und wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts von portugiesischen Seefahrern entdeckt. Die Hitze wird durch die Seewinde gemäßigt; der Boden ist fruchtbar und liefert Schiffsbauholz, Arekanüsse, Reis, Honig, Wachs und be-

sonders Zucker. Die beträchtlichste Insel ist Groß-Comoro, dessen vulkanische Feuersäulen man bei Nachtzeit sehr deutlich bemerken kann; am meisten von Schiffen wird Anjuan besucht, weil sie gute Rheden hat;



Dschumbe Suli, Königin der Comoro-Insel Moheli.

Mayetta ist im Besitz der Franzosen. Südlich von Groß-Comoro liegt das kleine Moheli, die hübscheste und grünste unter den Inseln; die vielen Kokosbäume geben der Landschaft etwas Anmuthiges, und zwischen diesen Palmen erheben sich vereinzelt stehend, als Giganten der Pflanzenwelt, gewaltige Baobabs (s. Abbildung S. 336), d. i. Affenbrodbaum, merkwürdig sowohl durch das Alter, welches er erreicht, als auch durch die außerordentliche Dicke seines Stammes. — Die Königin erhielt von einer französischen Lehrerin Abrichtung in der europäischen Civilisation. Sie bewohnt als Palast ein kleines Haus von zwei maurisch durchbrochenen Gemächern. Ihre Garnison besteht aus acht schwarzen barfüßigen Kriegern.



Ein Baobab, Affenbrodbaum, auf Moheli.

Die Klöster auf dem Berge Athos.

Illustrationen nach M. A. Proust.

Die Halbinsel Hagion Oros am Ägäischen Meere ist ein mehr als zwanzig Stunden langes, fünf bis sechs Stunden breites Eiland, welches durch eine schmale, niedere Erdzunge mit dem macedonischen Festland verbunden ist. Auf der Plattform der riesigen Athosknppe, die sich 6400 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt (s. Abbild. S. 342), leuchtet weithin eine Kirche, die höchste der morgenländischen Christenheit, und etwa 20 Klöster und viele Einsiedeleien zählen zusammen nahe an 6000 Bewohner.



Albanesischer Polizeisoldat.



Mönch im Kloster Iwiron.

Das ganze Gebiet des Athos bildet ein zusammenhängendes Gemeinwesen mit Selbstverwaltung; das Grundeigenthum ist seit Jahrhunderten unantastbarer Besitz der Klöster, die jährlich einen bestimmten Tribut nach Constantinopel abliefern. Kein Muselmann, nicht einmal ein weltlicher Christ darf sich im heiligen Bezirk niederlassen.

Ein Theil der Klöster wird im monarchischen Sinne verwaltet, ein anderer hat demokratische Einrichtungen. Jenen bilden die Cönobien, diesen die Idiorhythma Monastiria. Dort stehen die Mönche bei völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten mit absoluter Gewalt bekleideten Abt, ohne alles persönliche Eigenthum, hier lebt der Einzelne nach eigenem Gutdünken und die Vorstände werden durch Stimmenmehrheit jedesmal auf ein Jahr gewählt. Die Mahlzeit der Cönobien ist gemeinschaftlich, das Kleid uniform, bei den andern kleidet sich jeder nach eigenem Belieben, und der Einzelne hat seine eigene Küche und genießt volle Freiheit über den Gebrauch seines Vermögens.

Man findet hier kein weibliches Wesen, selbst kein weibliches Hausthier wird geduldet. Seinen Unterhalt zieht dieser Mönchsstaat theils aus seinen Oekonomien, Wein- und Obstpflanzungen, theils aus Opfern von zahllosen Wallfahrern, aus dem Handel mit Sündenablaß und reichen Geschenken oder Betteln. Man baut Getreide, Gemüse, Baumwolle, Oliven und treibt starke Bienenzucht. Obgleich die Mönche auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehen, so wird der Athos doch von allen Wallfahrern als Schule und Sitz der Weisheit und Gelehrsamkeit betrachtet; die dortige Mönchsregel wird für die vollkommenste, das dortige Ceremoniel für das heiligste gehalten. Klosterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner bezeichnen die drei Grade mönchischer Einsamkeit und Stille nach der Regel des heiligen Basilius, zu dessen Orden sie gehören. Wer nur der Welt entfliehen, aber

doch Freud und Leid einer größern Gesellschaft gleichgesinnter und zu gleicher Praxis verpflichteter Brüder theilen will, sucht Aufnahme in einer der Klostergemeinden des Hagion-Oros auf den etablirten 21 *Großabteien.*

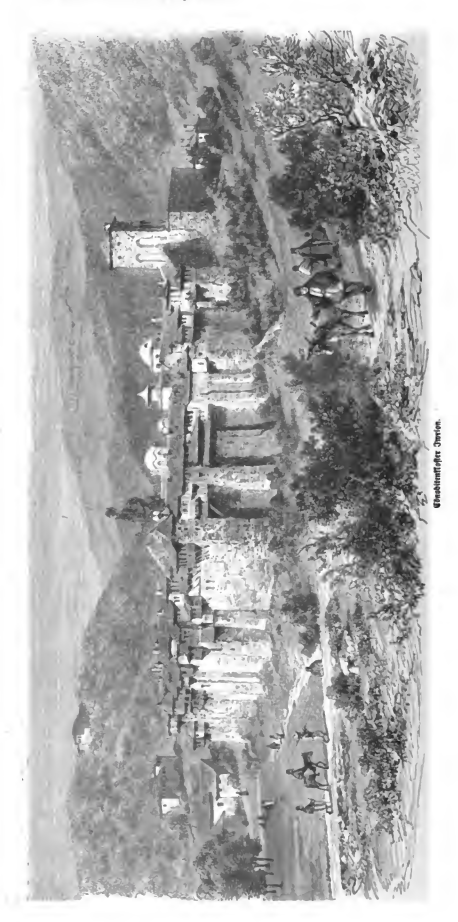


Beichte in einem Athoskloster.

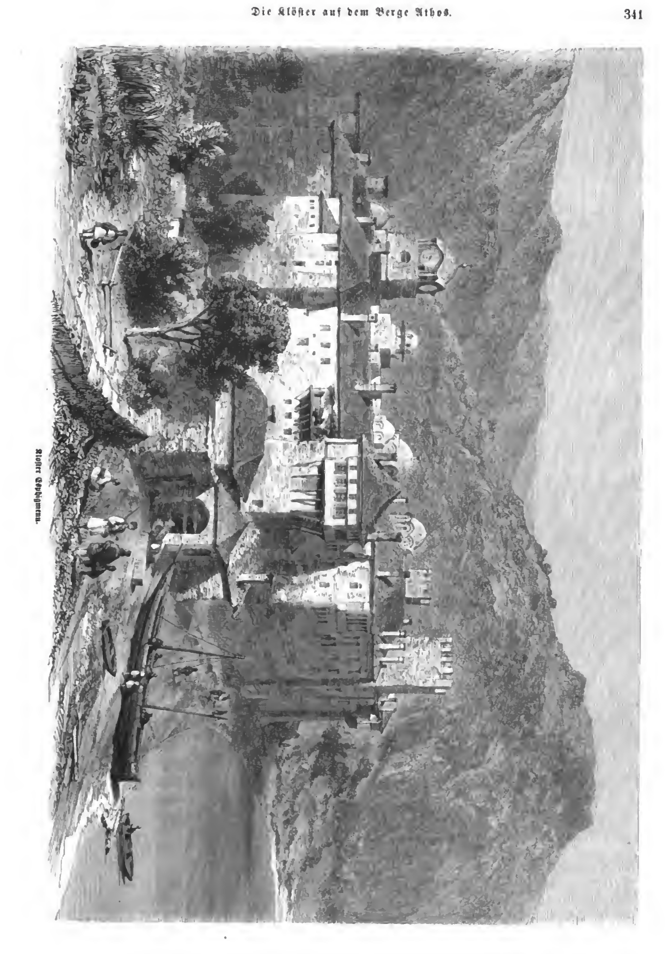
Der *Anachoret* läßt sich gegen Erlegung einer bestimmten Summe mit seinen Gesellen in einer zum Kloster gehörigen, einige Miglien entlegenen Separatbehausung nieder. Diese Anachoreten dürfen die selbstgezogenen Trauben keltern, frisches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Kost genießen, was den *Klausnern* oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr gestattet ist. Diese leben und kleiden sich nur von der Arbeit ihrer Hände, in gebetfreien Stunden flechten diese Einsiedler Stricke und Kleiderfransen aus Wolle, Matten und Sonnenschirme aus Binsen, schnitzen Löffel, Kreuze, Rosenkränze und Bilderwerke aus Holz und



Die Epistaten im Kloster Karyäs.



Cönobitenkloster Iwiron.



Kloster Esphigmenu.



Halbinsel des Hagion Oros. Athosberg.



Albanesische Frauen.



Hofraum im Slavenkloster Kiliandari.

Horn, bereiten Rosenöl und andere Essenzen aus Athoskräutern (Betonien) für weltliche Toilette und Medicin, weben, stricken, binden Bücher ein, kopiren Liturgien oder malen Heiligenbilder und tauschen diese Waaren im Kloster, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs, dem Hauptort, gegen Zwieback, Kleidungsstücke und andere Nothdurft aus. Mehre unter sich streng geschiedene Zellen bilden eine geschlossene Waldgemeinde und haben eine Kirche in ihrer Mitte. Ein solches Eremitendorf nennt man Skiti, die einzelne Hütte aber heißt Kellion und der Bewohner selbst ein Kelliot. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen, wieder einmal die Welt in der Nähe zu sehen, so bewirbt er sich bei seiner Gemeinde oder bei seinem Vorstand um eine Verwalterstelle auf den Höfen in Macedonien.



Siegel des Klosters Karyäs.

Die Bauart der Athosklöster bildet ein seltsames Gemisch von Schanzen, Bastionen, Thürmen und Thürmchen. Der Hauptort ist Karyäs, am östlichen Abhang, die Häuser sind allesammt niedrig und bilden eine einzige Gasse. Dort hält der große Rath der Epistaten seine Sitzungen (s. Abbild. S. 339), in welchen durch zwanzig Bevollmächtigte die höchste richterliche Behörde für die Klöster Lavra, Iwiron (s. S. 340), Batopedi und Kiliandari (s. S. 343) gewählt wird. Die Erlasse dieser Behörde sind versehen mit einem Siegel, von welchem Jeder der Delegaten ein Viertel in Verwahrung hat (s. S. 344). Die Mönche unterhalten eine Polizeiwache von zwanzig Albanesen (s. S. 337).

Alte Prachtbauten in Portugal.

Nach Photographien.

Der Orden der berühmten Tempelherren von Rhodus wurde im Jahre 1312 in Portugal aufgehoben, sein Erbe traten die Christusritter an und seit 1320 war Thomar in Estremadura die Hauptstadt desselben.



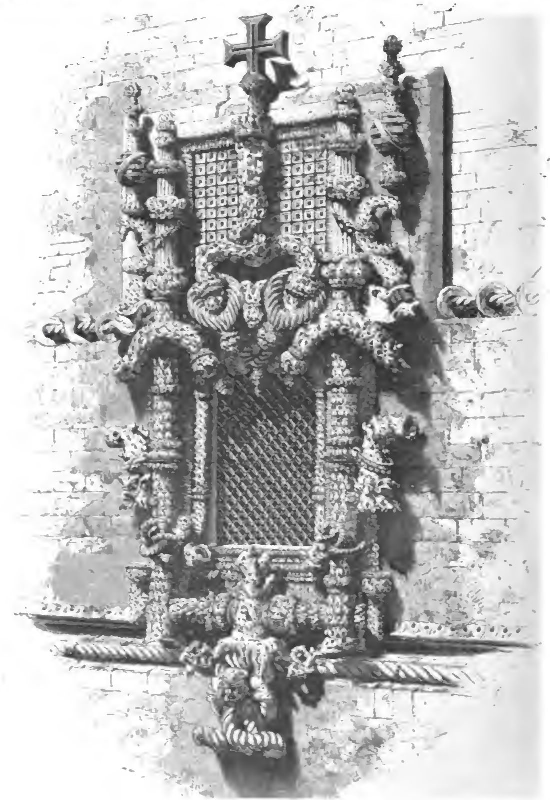
Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig in Guimaraens.

Die Christusritter hatten eine hervorragende Bedeutung, besaßen 21 Städte und nahe an 500 Commenden, der große Infant Heinrich, der sich den Beinamen des Seefahrers erworben hatte, war ihr Großmeister; durch ihn erhielten sie das Alleinrecht auf Schifffahrten in fernen Gegenden. — Manche schöne Denkmäler der Baukunst erinnern an die glänzenden Zeiten der Christusritter, vor Allem ihr Kapitelhaus in Thomar.



Das königliche Schloß zu Cintra in Portugal.

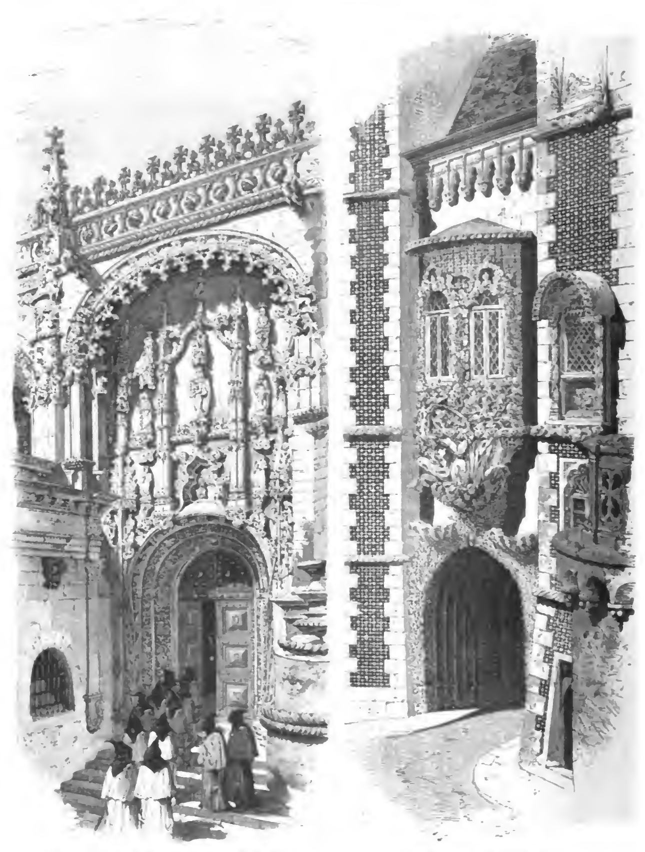
Die Architektur desselben zeigte, daß Seefahrer ein solches Werk ausführten, Männer von reicher Einbildungskraft und vom Geschmack der romantischen Ritterzeit. Unter dem oberen Kreuze, das als Sinnbild der Glaubenstreue alles Andere überragt, ist das Ritterkreuz auf dem hohen Theile der Gallerie, deren Geländer von Wappenschildern gebildet wird. In den Ringen laufen Schiffstaue, die verschlungenen Knoten an den Pfeilern stellen kleinere Schiffsleinen vor, in dem länglich runden Fenster ist ein zusammengerolltes Tau mit Segeln umgeben, die steinernen



Fenster im Kapitelhause zu Thomar in Portugal.



Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar in Portugal.



Portal der Kirche des Kapitelhauses zu Thomar in Portugal.

Schloßthor von Penha da Cintra.

Ritter deuten an, daß tapfere Männer sich auf das Meer wagen, an welches die Nachbildung der Seekräuter, Korallen und Polypen erinnert.

Cintra liegt nordöstlich von Lissabon, in entzückender Gegend des Gebirges; das königliche Schloß enthält noch manche Ueberreste maurischer Baukunst, welchen dann spätere Jahrhunderte manches Andere hinzugefügt haben. In der Nähe ist das Schloß de la Penha, welches auf dem Grunde eines Klosters aufgeführt worden ist.

Im nördlichen Portugal, in der Provinz Entre Minho a Duoro liegt die kleine Stadt Guimaraens, berühmt in den Königsgeschichten Portugals; sie ist mit alten Festungswerken umgeben, von denen ein Theil aus den Zeiten maurischer Herrscher herrührt. Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig (s. Abbild. S. 344), stammt aus dem Anfang des 14. Jahrh.; an das alte Schloß von Guimaraens (s. Abbild.) knüpft sich zum Theil die Geschichte der Stadt und des Landes.

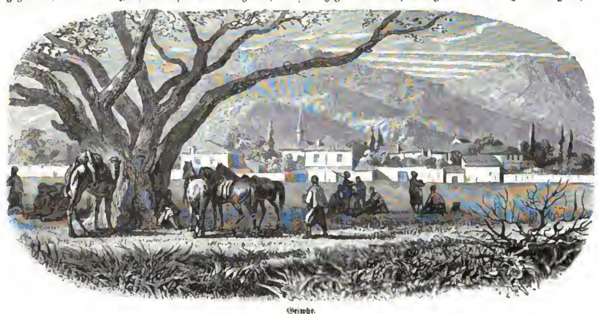


Das alte Schloß in Guimaraens, Portugal.

Anatolien, das westliche Kleinasien.

Nach Zeichnungen von J. E. Tanzats.

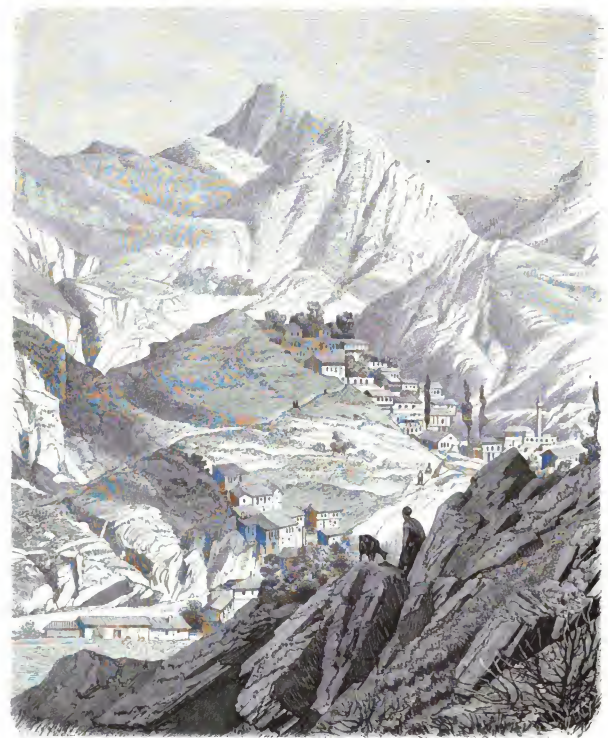
Die nachfolgenden Bilder vervollständigen unsere Darstellungen aus Kleinasien, welche wir bereits Seite 160 f. gegeben haben. Der Zeichner dieser Bilder begann seine Wanderung, beschützt von einigen Saptiehs (d. i. Sicherheitswächtern, die jedoch oft mit den Räubern gemeinsame Sache machen) zu Ismid, dem constantinopolitanischen Hafen Galata gegenüber, durchzog die üppigen Wälder bei Sabandscha und erreichte an den Ufern des Sakaria entlang die Stadt Geiwhe (s. Abbildung), in deren Umgegend viel Opium gebaut wird. Zwei Tagereisen entfernt liegt Torbaly, dessen weiße Häuser mitten zwischen gewaltigen Felsen am Flusse hin eine lange gewundene Bergstraße bilden (s. Abbildung S. 350).



Geiwhe.

Noch merkwürdiger sind die Wohnungen in Ghel

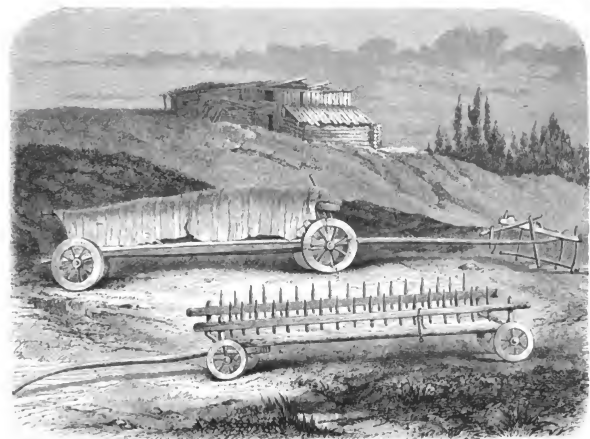
Ara; sie gleichen nicht etwa unsern Häusern, sondern bestehen aus viereckigen Kästen, die kaum über Manneshöhe emporreichen; man hat große rohe Steine unregelmäßig über einander gefügt und diesem Gehäuse nicht



Torbaly.

einmal ein Dach, sondern nur eine Oberdecke von Erde gegeben (s. Abbildung S. 354).

Die Stadt Sivri Hissar (s. Abbildung S. 352) liegt in dem gleichnamigen Thale und ist ungemein malerisch. Im Hintergrunde erhebt sich eine gewaltige Bergkette. Der Flächenraum der Stadt war einst viel größer als jetzt und im Innern finden sich noch zahlreiche Spuren der alten griechischen Civilisation, namentlich viele Säulenkapitäle von Marmor mit ausgezeichneter Skulptur; sie dienen jetzt als Eckteine oder als Stufen vor den Hausthüren. Das auf Seite 355 abgebildete griechische Grabmal ist von den Türken in einen Brunnen umgewandelt worden. Einige Stunden von Sivri Hissar entfernt liegt die Ortschaft Bala Hissar, wo sich im Alterthum die berühmte Stadt Passinus erhob, noch jetzt sind ihre großartigen Trümmer übrig. Eine



Ein Reisewagen, ein Heuwagen und ein Bauernhaus bei Ismid.



Anatolische Gesichtstypen.



Siwri Hissar.



Ein Kaffeehaus in Siwri Hissar.



Gemlek, die Hafenstadt von Brussa.



Ghel Ara.

Menge Ruinen liegen ferner in Kaïmas (s. Abbild.), dessen Umgegend von wilden Schweinen verwüstet wird. Gemlek (s. Abbildung S. 354) ist die Hafenstadt von Brussa; bald nach dem Besuch des Zeichners wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst zum großen Theile eingeäschert.

Griechisches Grabmal in Sivri Hissar.



Alte Ruinen in Kaïmas.

Die Bauart der Bauernhäuser ist eine eigenthümliche; jedes Haus bildet einen Stall, der aus übereinander gelegten Holzscheitern aufgerichtet ist, und auf diesem Stall erheben sich die luftigen Wohnungen. Die Ackergeräthe sind höchst einfach, wie sie unser Bild S. 351 darstellt. Die Landleute bauen Reis, Weizen, Gerste und Baumwolle und bedienen sich eines äußerst einfachen, durchaus alterthümlichen Pfluges, an welchen sie ein paar Ochsen oder Büffel spannen. Die Bienenzucht wird in sehr unvollkommener Weise betrieben; mehr bekümmert sich der Türke um die Zucht der Weinrebe. Die prächtigen Waldungen liefern vortreffliches Holz zum Schiffbau für die Werften von Constantinopel, aber von einer Waldpflege und von Forstwirthschaft ist nirgends die Rede.

Bilder aus Suez.

Nach Zeichnungen von Berchère.

Die Stadt Suez war ehemals als Hauptniederlage indischer und europäischer Waaren eine blühende Handelsstadt, gerieth aber durch Entdeckung des Seewegs nach Ostindien in Verfall; erst nach Einführung der Dampfschifffahrt und Wiederaufnahme jenes alten Handelswegs fängt es an, sich wieder etwas zu erheben. Neuerdings macht die Landenge von Suez wieder viel von sich reden, welche zur Herstellung des Suezkanals durchstochen wird. Diese Kanalisirung des Suez-Isthmus war schon ein Vorhaben des grauen Alterthums und die alten



Ein Fuhrwerk der Suez-Kompagnie.



Ein Durchstich im Suez-Kanal.



Arabisches Dorf am Suez-Kanal.



Arbeiter am Suez-Kanal.



Karawane am Suez-Kanal.



Dünen am Suez-Kanal.



Ansicht vom Timsah-See.

ägyptischen Könige nahmen sie bereits viele Jahrhunderte v. Chr. in Angriff. Dieser alte Kanal, in der letzten wilden Zeit der Ptolemäer gänzlich in Verfall gerathen, wurde zu Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. vom Kaiser Trajan wieder hergestellt, im 7. Jahrhundert vom Chalifen Omar restaurirt und wurde dann durch Versandung und Vernachlässigung unbrauchbar. Jahrhunderte lang blieb die direkte Verbindung des Rothen Meeres mit dem Mittelländischen Meere unterbrochen. Erst im 18. Jahrhundert dachten mehre türkische Sultane



Der Marktplatz in Suez.

wieder an die Herstellung des Verbindungsweges, ohne aber zur Ausführung zu schreiten; die Idee war jedoch damit nicht abgethan und nach langen Vorarbeiten trat unter lebhafter Unterstützung Seitens der französischen und österreichischen Regierung eine Gesellschaft zusammen, welche seit 1858 unter Leitung des französischen Ingenieurs Ferd. v. Lesseps (s. Abbildung) den Bau des Suez-Kanals betreibt. Der Kanal soll 100 Meters breit und 8 Meters tief, 21¹/₂ deutsche Meilen lang und für Schiffe bis zu 2000 Tonnen Gehalt fahrbar werden. Der Timsah-See (s. Abbildung S. 359) und die Bitterseen sollen Bassins bilden und zugleich zu Binnenhäfen eingerichtet werden. Der Hafen von Suez selbst soll sich in eine weite, sichere und jederzeit zugängliche Rhede umwandeln.



Wohnhaus am Suez-Kanal.

Die Stadt Suez macht einen schmutzigen armseligen Eindruck, es scheint in ihr die Ruhe des Todes zu herrschen. Kein Baum, kein Quell, nicht einmal Salzpflanzen an dem weiten flachen Meeresgestade; nicht die geringste Spur einer Vegetation ist im weiten Umkreis des Ortes wahrzunehmen. Indessen wird das Süßwasser des Kanals bei der [illegible] des [illegible] dienen, um jene trostlose Einöde in kurzer Zeit in grüne Fluren umzugestalten.

Die Hauptstadt des vom Kanal [illegible], im Centrum des Isthmus gelegenen [illegible] ist Ismailia. Die [illegible] mit ihren zahlreichen [illegible] und Baracken, den Zelten und zahlreichen Feuern vor denselben, inmitten der Wüste einen großartigen Eindruck; gut eingerichtete Kaffee- und Spielhäuser, in welchen sich die europäischen Techniker und Ingenieure aufhalten, lassen auf kurze Zeit Wüste und Meer vergessen.



Ferdinand v. Lesseps.

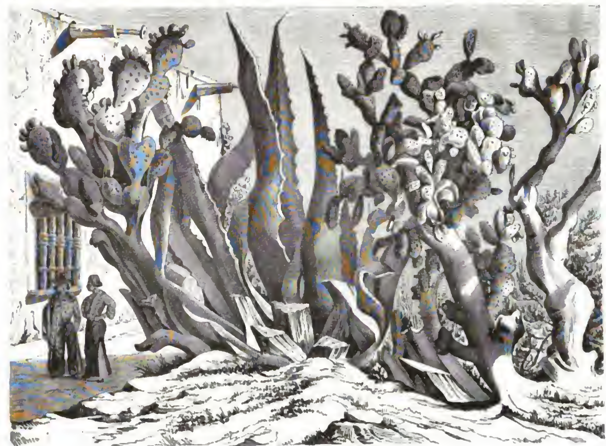
Die Stadt ist am Nordufer des Timsah-Sees erbaut und hat ungefähr 150 wohl eingerichtete europäische Häuser. Westlich von der Stadt dehnen sich die Baracken, Schilfhütten und Zelte des Araber-Dorfes aus (s. Abbildung S. 357) und auf der entgegengesetzten Seite befindet sich das sogenannte griechische Dorf, welches auch die Läden, Schenken, Cafés und Speisehäuser enthält. Die ganze Wüste, sonst der Tummelplatz wilder Beduinenstämme, der Hyänen und Gazellen, wimmelt heute von den Fußtapfen Tausender von Lastthieren und Menschen.

Der Timsah-See enthält salziges Wasser von äußerst bitterem Geschmack; seine von hohen Dünenbergen umstandenen Ufer sind theils steil abfallende Sanddünen, theils Sümpfe voller Pfützen und Gräben, welche mit [illegible], gallertigen Algenmassen von verschiedener Farbe erfüllt sind. Der Boden ist allenthalben wie mit einer Salzkruste überzogen und die [illegible] erinnern [illegible] an die [illegible]. Ungeheure Schwärme von [illegible] Enten, [illegible] und [illegible] treiben in dem See.

Chihuahua in Mexiko.

Nach Zeichnungen von Rondé.

Die Hauptstadt dieses silberreichen Staates liegt auf einer Hochebene des mexikanischen Binnenlandes und ist ein wichtiger Durchgangspunkt für die Karawanen, welche den Handel mit den Punkten am Rio grande del Norte und dem Kalifornischen Meerbusen vermitteln. Die innern Verhältnisse des mexikanischen Festlandes sind noch so unsicher und unwirthbar, daß nur größere Gesellschaften, wohl ausgerüstet und wehrhaft, sich hineinwagen dürfen. Die ungemein dauerhaft und stark gebauten Fuhrwerke, deren Geripp unser Bild Seite 363 zeigt, werden mit 5—6000 Pfund beladen und von Maulthieren gezogen. Die Karawane (s. Abbild. S. 364) hält sich der Gefahren wegen dicht beisammen und legt gewöhnlich nur ein paar Meilen des Tages zurück. Bei Nacht stellt man die Wagen so zusammen, daß sie eine Wagenburg bilden, in deren innern Raum die Maulthiere gesperrt werden; zu gleicher Zeit bildet sie eine Schutzmauer gegen die Angriffe der Indianer.



Verschiedene Cactusarten in Chihuahua.

Chihuahua ist unter den nordmexikanischen Städten bei Weitem die hübscheste, in ausgezeichneter Lage; sie ist 1691 gegründet worden, aus Anlaß der ungemein ergiebigen Silbergruben in der Umgegend. Im Glanz der alten spanischen Zeit hatte die Stadt mehr als 60,000 Einwohner, während sie jetzt nur etwa 14,000 zählt, und sie theilt die Ursachen ihres Verfalls mit den andern Städten des ehemals spanischen Amerika's.

Die civilisirten Indianer (Tarumares) bewohnen einen Theil des Berglandes im Westen der Hauptstadt, wo sie namentlich im schönen Hochthale des Rio Mulatas in allen Ortschaften einen Theil der Bevölkerung bilden. Sie haben ihre eigene Sprache noch beibehalten, sonst aber ihre alten Sitten größtentheils aufgegeben. Die uncivilisirten Indianer, zu den Comanches gehörig, oder vom Stamm der Apaches, schwärmen zum größten Theil, von Jagd und Raub lebend, rastlos umher und thun durch ihre Plünderungen den Ansiedelungen beträchlichen Schaden. Vorzugsweise liegt Chihuahua vor diesen Räuberhorden offen und hat von ihnen mehr als irgend ein anderer Staat zu leiden. Landwirthschaft, besonders Viehzucht, und der Bergbau bilden noch immer die Hauptindustriezweige der Bevölkerung, obschon der letztere gegen den Ertrag in früherer Zeit sehr abgenommen hat.

So lange die Leute in der Stadt Chihuahua vor diesen Indianern sicher sind, führen sie ein lustiges Leben. Zwei Drittel der Bewohner sind Indianer oder Mestizen; Stiergefechte, Hahnenkämpfe und Glücksspiele sind beliebte Volksbelustigungen.

Die vielen ungemein reichhaltigen Silberquellen des Staates sind schon seit einigen Jahrhunderten berühmt. Man findet das Erz vorzugsweise in dem westlichen Theil des Staates, der Sierra Madre entlang, in einer Breite von dreißig spanischen Meilen; man bearbeitet das Silber entweder durch Amalgamation oder in gewöhnlichen Hochöfen durch Feuer (s. Abbild. S. 362, 363 und 365). Zu den ergiebigsten Gruben im Staate gehören die Gruben von Guazapares, Jesus Maria und Santa Eulalia.



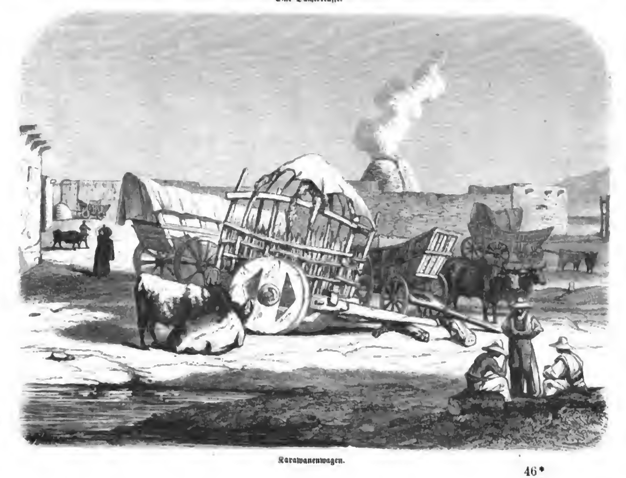
Hofraum einer Silberschmelze.



Eine Silberschmelze.



Eine Dachterrasse.



Karawanenwagen.



Mexikanisches Rastlager in Chihuahua.



Aloë-Agave. Mescal. Melo-Cactus. Cactus organos.

Pflanzenwuchs in Chihuahua.



Indianer in einer Silbergrube.

Die Felsengrotte von Elephanta.

Das Alter der indischen Felsentempel ist sehr hoch und der Zeitraum, in welchem dieselben errichtet wurden, erstreckt sich über 1300 Jahre, indem er einige Jahrhunderte v. Chr. begann und erst endete, als in Europa die gothischen Bauten entstanden. Die berühmtesten Tempelgruppen Indiens sind die von Raja Griha in Bahar, dem Ursitze des Buddhismus, Kattak, Karli und Ajunta, sowie die Höhlen von Ellora und Elephanta. Mit den letzteren beschäftigen sich unsere Bilder.

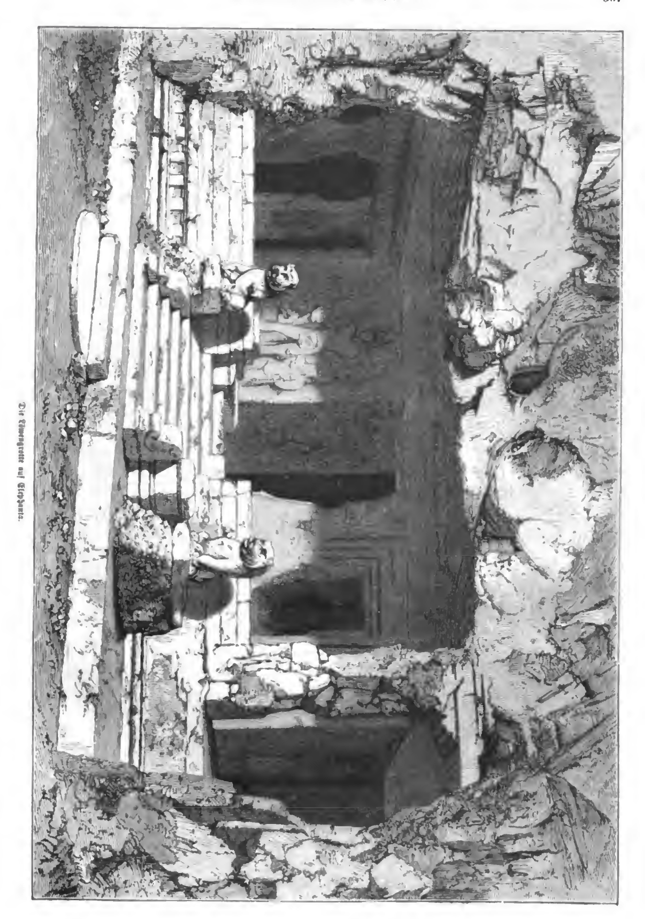
Der Tempel zu Elephanta, von 130 Fuß Länge und fast derselben Breite, liegt einige Meilen von Bombay entfernt auf einer Insel; zu ihm führt eine fast senkrechte Treppe von fast 400 Stufen, die in die Abhänge des Hügels eingehauen ist. Den Eingang stützen zwei massive Pfeiler, welche die Oeffnung in drei Hauptthore abtheilen (s. Abbildung). Das Halblicht des Felsentempels fällt durch zwei Höfe im Osten und Westen ein, die Decke ist flach, über den Säulenknäufen läuft eine Plinthe, die einen Bindebalken trägt, der sich auf die Platte der nächsten Säule stützt, so daß dadurch eine Reihe von Fächern entsteht, welche je vier Säulen von feinem Schnitzwerk verbinden. Ursprünglich enthielt die Höhle 26 solcher Säulen, aber acht davon sind jetzt zertrümmert. Die Erhebung der Tempeldecken über dem Fußboden ist nicht überall gleich, ebenso ist der Durchmesser der Pfeiler und Säulen ziemlich verschieden; ungeachtet dieser Ungleichheiten ist der Gesammteindruck des Tempels ein schöner und ergreifender. Die erhaben gearbeiteten Skulpturen an den Wandpfeilern erregen durch ihre riesenhafte Größe und die Mannigfaltigkeit der Stellungen Bewunderung; sie führen in großen Zügen das Leben der indischen Gottheiten vor. Im Laufe der Zeit sind viele dieser Bildhauereien zerstört oder verstümmelt.

Die Regelmäßigkeit der ganzen Tempelanlage wird durch eine Kapelle beeinträchtigt, welche zwischen vier Säulen im westlichen Theile angebracht ist. In das Innere dieses Heiligthums führen vier Thore, an welchen acht Kolossalstatuen als „Wächter der Thore“ angebracht sind.



Eingang der Grotte von Elephanta.

Diese Felsentempel bilden die interessantesten architektonischen Ueberbleibsel Indiens aus der Zeit der vormohammedanischen Eroberung. Sie sind die einzigen Reste, welche uns die Künste und Geschichte aus jener Periode klar machen helfen. Die anderen Monumente aus den ersten Jahrhunderten sind wenig zahlreich und über den weiten Raum des Landes zerstreut; nur wenige finden wir noch in ihrem ursprünglichen Zustande, während die Höhlenarchitektur sich während der ganzen Zeit ihres Bestehens wohlerhalten und unverändert zeigt.



Die Löwengrotte auf Elephanta.

Hiterdal in Norwegen.

Diese uralte Holzkirche liegt westlich von dem bekannten Bergwerks- und Hüttenorte Kongsberg in Telemarken. Das kleine Gebäude, das bald nach der Einführung des Christenthums in Norwegen errichtet wurde, ist ein merkwürdiges Werk der eigenthümlichen Baukunst der alten Skandinavier, da der Styl und die Verzierungen eine Mischung heidnischer und byzantinischer Elemente erkennen lassen. Die Kirche von Hiterdal ist ganz aus Holz gebaut und nur zu den Unterlagen der Säulen und Pfosten in den Winkeln, wie zur Grundlage der Wände sind Steine verwendet worden. Um einen Theil der Kirche laufen zu ebener Erde alte runde Bogen, deren Dach die Seitenwände der Kirche zum großen Theil verdecken. Die Fenster sind klein und lassen nur eine spärliche Beleuchtung zu. Sämmtliche Außenwände und Dächer sind mit kleinen zugespitzten Hölzchen belegt und die Dachschindeln durch einen dicken Ueberzug von Pech gegen das Wetter geschützt. Das Alter der Kirche wird auf 700 Jahre geschätzt.



Holzkirche von Hiterdal in Norwegen.

Die Stadt Funchal auf Madeira.

Originalzeichnung von C. E. F. Grashof.

Die Insel Madeira ist ausgezeichnet durch malerische Bergformen mit scharfen Umrissen, die sich zum Theil bis in das Meer hinabsenken und von vielen Schluchten und kleinen Thälern durchzogen sind. An der Bucht liegt am Fuße der Berge das freundliche Städtchen Funchal, zwischen dunkeln Cypressen, vereinzelten Palmen, saftig grünen Bananen und purpurrothem Oleander. Am Strande brandet die Meeresfluth gegen die säulenförmig abgesonderten Basaltfelsen und zeigen einige Forts und Küstenbatterien ihre Feuerschlünde. Funchal ist zu Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut worden; Landungsbrücken oder einen Kai gibt es nicht und man rudert in kleinen flachen Booten ans Ufer. Die Straßen sind sehr eng, die Wohnungen der Reichen stattlich, während die Leute aus den niederen Klassen in elenden Hütten wohnen. Da man im Klima von Funchal selten Feuer anzuzünden braucht, so genügt die Thür als einzige Oeffnung des Hüttchens, durch das die Menschen und der Rauch ein- und austreten können.

Das Haupterzeugniß auf Madeira ist der berühmte Wein, doch haben, seitdem dort die Traubenkrankheit andauernd herrscht, die Winzer auch angefangen, Mais, Zuckerrohr und dergleichen anzubauen. Eine vorübergehende Einnahme für die Einwohner gewähren die zahlreichen Brustkranken, namentlich Russen und Engländer, welche das freundliche Funchal beinahe in ein großes Krankenhaus umgewandelt haben.



Ein Theil der Stadt Funchal auf Madeira.

Rio de Janeiro.

Nach Zeichnungen von Biard und Grasbof.

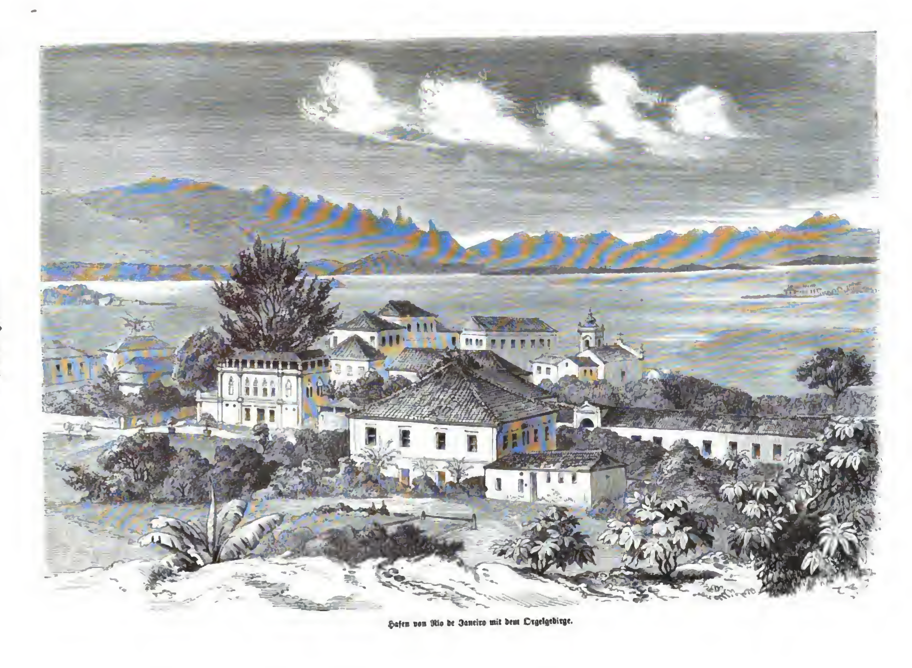
Wichtiger als die Hafenstadt Bahia, welche wir auf Seite 228 schilderten, sowie das nordöstlich gelegene Pernambuco (s. Abbildung) ist die Bai von Rio de Janeiro, zu welcher uns die nachfolgenden Darstellungen führen.

Der Zuckerhut.



Hafen von Pernambuco.

Diese herrliche Meeresbucht, etwa 16 deutsche Quadratmeilen umfassend, ist eines der schönsten Landschaftsbilder der Erde; gegen 100 Inseln, fast alle mit Gärten und Häusern geschmückt, schwimmen auf diesem Bassin, unter andern die Ihla do Gubernador, vier



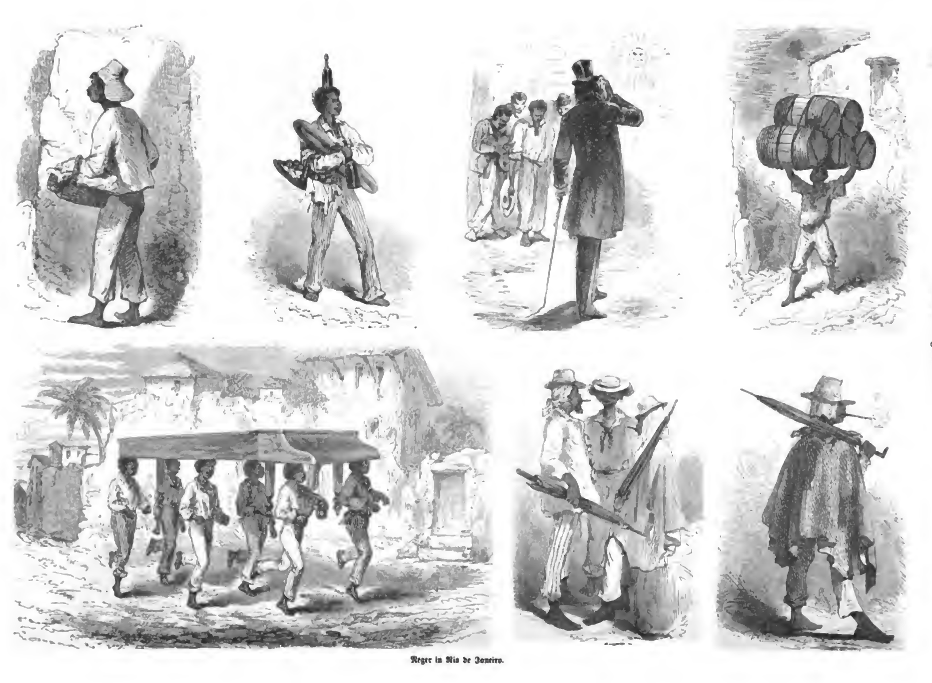
Hafen von Rio de Janeiro mit dem Orgelgebirge.



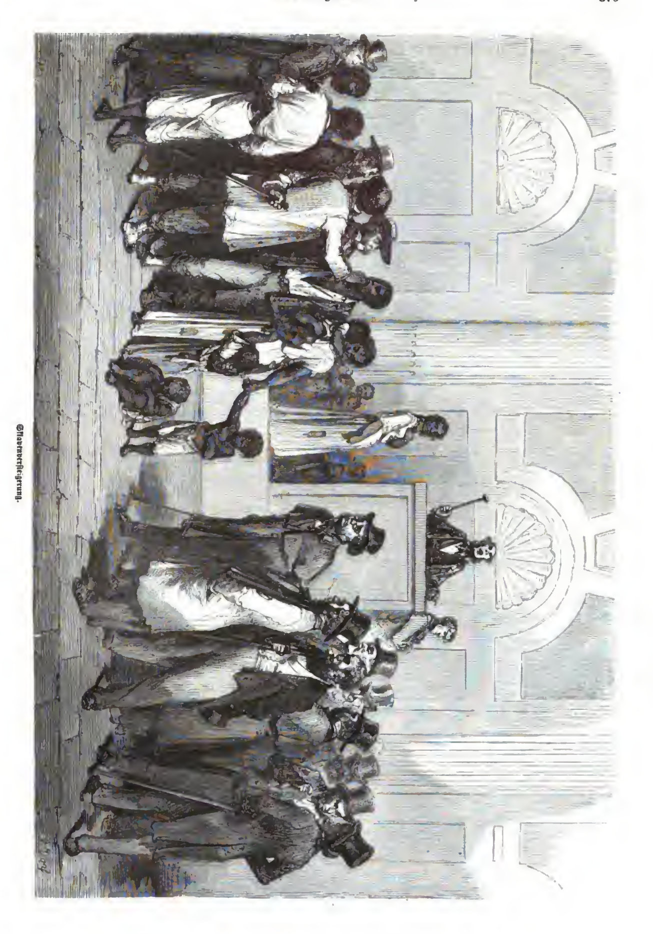
Die Bai von Botafogo und das Orgelgebirge von Rio de Janeiro.



Blick von Itaipu auf das Orgelgebirge bei Rio de Janeiro.



Neger in Rio de Janeiro.



Sklavenversteigerung.

Quadratmeilen groß, mit Städten, Dörfern, Kaffeeplantagen und Urwäldern.

Die Bai ist sicher und bildet treffliche Häfen; in ihr wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen und die



Schwarzer Kammerdiener.



Negerinnen.

auswärtigen Schiffe vermitteln einen Handelsverkehr, welcher im Jahr wohl an 100 Millionen Thaler beträgt. — Von den Höhen herab fallen kleine Flüsse in Menge zur Bucht, und sehr beträchtlich ist die Zahl der kleinen



Negerinnen.



Neger als Soldaten.

Baien; sie geben den Umrissen des Gestades eine große Mannigfaltigkeit. Einzelne Berge dienen als Landmarken, so der jäh aufsteigende Zuckerhut (s. Abbildung S. 370), welcher nach Westen hin sich weniger jäh absenkt und die Bai von Botafogo (s. Abbildung S. 372) überragt. Dieser Ort bildet eine der Vorstädte von Rio de Janeiro; nicht minder anmuthend ist auch die Aussicht von Itaipu aus, von wo man einen Ueberblick des Orgelgebirges hat, dessen eigenthümliche Gestalt auf unseren Landschaftsbildern Seite 371 bis 373 sich zeigt. Auf der weiten Wasserfläche wimmelt es von Fahrzeugen, von dem größten Kriegsschiff bis zu dem kleinsten Negerkanoe herab; Dampfschiffe und Galeeren kommuniciren mit den Hauptinseln und besuchtesten Plätzen; kleinere Ruderboote mit Schutzzelten gegen die Sonne fahren ununterbrochen zwischen der Stadt und den benachbarten Orten. Rio selbst liegt auf

der Südseite des Hafens, es ist die volkreichste Stadt Südamerika's und zählt über 200,000 Einwohner, von denen fast die Hälfte auf die Neger kommt.



Am Bord eines Dampfers.

Wie in den übrigen brasilianischen Küstenstädten, so bildet auch in Rio de Janeiro der Neger vorzugsweise eine Charakterfigur; auch dem Zeichner unserer Bilder gaben sie mannigfachen Stoff und dieselben gewähren von dem Leben und Treiben dieser Schwarzen mit seinem Druck und mit seinen Lächerlichkeiten eine vielseitige Vorstellung. Will eine Familie die Wohnung wechseln, so sind die Neger dazu bestimmt, die Habseligkeiten des ganzen Hausraths von einem Haus zum andern zu tragen. Gewöhnlich laufen sie in einzelnen Rotten hintereinander her, indem sie



Eine Versteigerung.

einen gewissen Takt dabei bewahren und einen eigenthümlichen Gesang dabei anstimmen; viele Gegenstände tragen sie auf dem Kopfe, z. B. Schirme, Flaschen, sogar Fässer;

auch die Handelswaaren werden zumeist auf den Köpfen der Neger fortgeschafft und Lastfuhrwerke oder Ziehkarren sieht man nur sehr wenig. Am Sonntag sind sie sauber gekleidet, gehen zu Stiergefechten oder anderen Schaustellungen und zum Tanz. Sie fühlen sich im Allgemeinen glücklich und brauchen nur ausnahmsweise einmal angestrengt zu arbeiten. Immer bleibt ihnen viele Zeit übrig, die sie ganz nach ihrem Gutdünken verwenden können. Das Klima sagt ihnen zu, sie haben gute Nahrung vollauf und ihre Herren sind nachsichtig und träg. Der Sklave kann ohne große Anstrengung so viel erwerben, daß es ihm möglich wird, sich



Neger.



Eine Frau von Stand in Rio.

frei zu kaufen und sein eigener Herr zu werden. — Dann und wann kommt wohl ein unruhiger Auftritt vor, dann aber trifft die Schuldigen eine harte Strafe von Seiten der Obrigkeit. Man zieht ihnen Masken über das Gesicht, legt Handschellen an und manchmal auch ein Halseisen; die Bestrafung mit der Peitsche ist nicht immer üblich. Auf der Straße muß allgemein der Neger dem Weißen ausweichen. Abends um acht Uhr ertönt die sogenannte Negerglocke und später ist es keinem Herrn mehr erlaubt, seinen Neger über die Straße auszuschicken.

Auf den Sklavenversteigerungen (s. Abbildung S. 375) wird die schwarze lebendige Waare in derselben Weise losgeschlagen, wie jede andere; oft kommen die Neger auch mit anderen Waaren zur Versteigerung, wie unser Bild Seite 377 zeigt.

Die Insel Rossel im Louisiaden-Archipel.

Nach Zeichnungen von V. de Rochas.

Die Inselgruppe der Louisiaden, welche sich von Neuguinea aus weit in das Stille Meer hineinzieht, ist in der ganzen Inselwelt Australiens die noch am wenigsten erforschte, weder die Zahl noch die Größe der Inseln ist bis jetzt genau bekannt. Die Wildheit und Feindseligkeit ihrer Bewohner hat bis jetzt vor genauer Untersuchung der Inseln zurückgeschreckt.

Die nachfolgenden Abbildungen illustriren ein Ereigniß, welches sich im Jahre 1858 auf der Insel Rossel, dem letzten Eiland der ganzen Gruppe nach Morgen hin, zugetragen hat.

Das Schiff St. Paul ging von Hongkong in China in See und hatte 317 Chinesen am Bord, welche nach Australien wollten, um dort Geld zu graben. Nach einer langen, unglücklichen Fahrt strandete der Dreimaster an dem Korallenriff, welches vor einer gebirgigen Küste lag.

Man mußte das Schiff verlassen und auf den wenigen Booten, welche der Kauffahrer bei sich hatte, die Mannschaft ans Land bringen. Während der Kapitän mit einigen Matrosen auf einem kleinen, offenen Fahrzeug die nächste englische Niederlassung aufsuchte, wurden die auf Rossel zurückgelassenen, gefangenen Chinesen von den verrätherischen Eingebornen, Menschenfressern, überfallen und als willkommene Beute ermordet. Nur vier blieben am Leben, welche den Häuptlingen Sklavendienste verrichten mußten, darunter ein deutscher Schiffszimmermann.



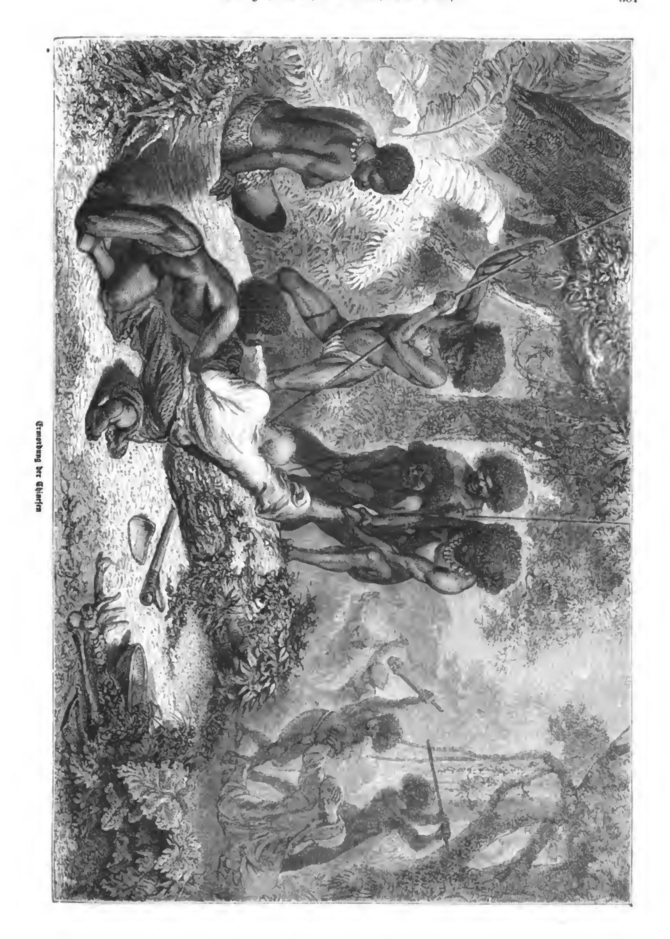
Kampf mit den Eingebornen auf der Insel Rossel.



Der Dreimaster St. Paul strandet bei der Insel Rossel.



Verfolgung der Eingebornen auf der Insel Rossel.



Ermordung der Chinesen

Bilder aus der peruanischen Wüste.

Nach Zeichnungen von P. Marcoy.

Das Gestade des peruanischen Küstenlandes ist kahl, die Häfen liegen in baumloser Gegend; gleich hinter ihnen Hügeln, welche sich gleich vom Gestade der Bucht amphitheatralisch erheben. Dort dehnt sich die Pampa von



Die Bucht von Islay

steigt das Land empor, und dieses ist auf weiten Strecken eine öde Wüstenei. Islay aus, ein Sandmeer von 20 Leguas Breite und 60 Leguas Länge.



Aymara-Mumie.

Die Stadt Islay bildet den Seehafen für die wichtige Stadt Arequipa, welche wir bereits Seite 133 u. f. geschildert haben. Obiges Bild zeigt die Doppelreihe von

Mitten im Triebsand und einem kegelförmigen Eiland vergleichbar, erhebt sich der Hügel der Aymaras und dessen Schädelstätte (s. Abbild. S. 384), welche älter ist als die



Dorfschänke zwischen Tachora und Arequipa in Peru.

spanische Eroberung. Als die Inkas sich im Perulande festsetzten, waren die Aymaras eine zahlreiche Volksgruppe in den Andes, verloren jedoch ihre Selbständigkeit. Sie wurden unter den Inkakönigen zumeist ausgerottet und nur jene, welche sich unterwarfen, behielten ihr Gebiet; jetzt zählt man in den Grenzgegenden von Bolivia und Peru einige hunderttausend Aymaras.

Die alten Aymaras gaben ihrem Schädel eine eigenthümliche Gestalt, welche sich dort bei allen Skeletten findet. Auch die Art und Weise, ihre Todten zu begraben, war eigenthümlich; ihre Grabstätten (Chulpas) hatten die Gestalt einer hohen, abgestumpften Pyramide, welche aus ungebrannten Backsteinen aufgebaut wurde, oder es waren kreisrunde Vertiefungen. Solch eine Grabkammer war für eine gewisse Anzahl Leichen bestimmt; man balsamirte sie sorgfältig ein, umhüllte sie mit ihren Kleidern oder mit einem Sacke, der nur für das Gesicht eine Oeffnung hatte (s. Abb. S. 382). Die Mumien saßen im Kreise und berührten sich mit den Füßen. Neben jedem Todten standen Maiskolben, ein Topf mit Chicha (Maisbier), ein Napf und ein Löffel; dem Manne gab man auch eine Schleuder und Keule, Jagd- und Fischergeräthe sammt einer Schnur welcher Fäden mit; neben eine Frau stellte man ein geflochtenes Körbchen, Wolle, Weberschiffchen und Stecknadeln von langen schwarzen Dornen. Sobald eine Grabkammer die bestimmte Anzahl von Mumien hatte, wurde die Thüre vermauert; solche Chulpas sind noch vorhanden, aber sie sind leer, denn die Jahrhunderte alten Bewohner befinden sich in europäischen Museen.



Schädelstätte der Aymaras.

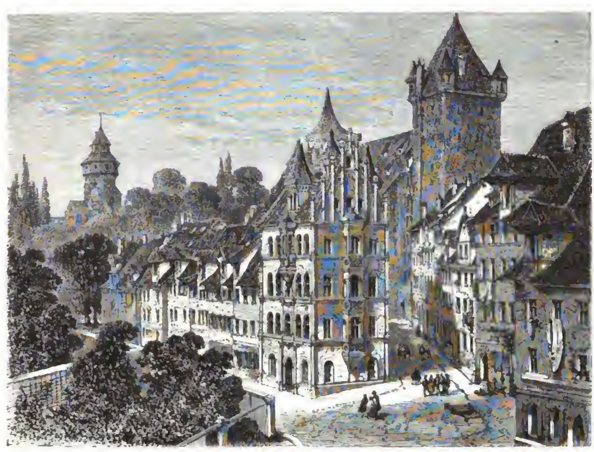


Das Dorf Sachaca in Peru.

Bilder aus Nürnberg.

Nach Photographien.

An der Hand unserer Bilder unternehmen wir eine Wanderung durch die Straßen Nürnbergs, um einige Hauptmonumente vaterländischer Kunstbildung zu betrachten. — An den alten spitzgiebeligen Wohnhäusern fesseln vor Allem die reizenden Erker (Chörlein), welche oft wahre Prachtstücke der Architektur sind, voll eigner Art und Kunst. Eins der schönsten Chörlein Nürnbergs, aus der findet sich der Renaissancestyl nur in den Verzierungen, wie bei dem Eckhaus des Panierplatzes (s. Abbildung S. 385). So alterthümlich-mittelalterlich uns die nürnberger Häuser auch erscheinen, so rühren doch die ältesten mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit her, wo das Mittelalter schon in die Neuzeit überging, aus dem Ende des 15. und 16. Jahrhunderts. Denn erst damals wurde



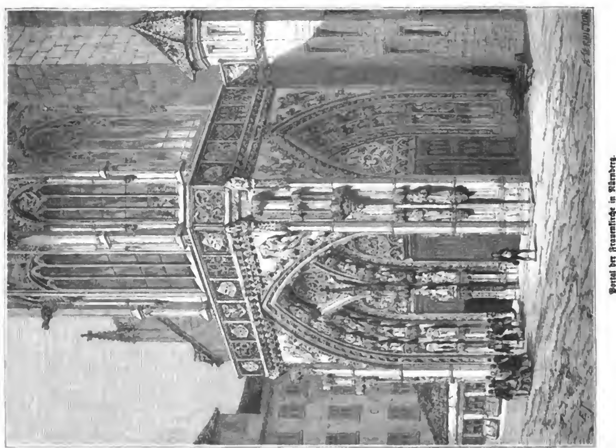
Der Panierplatz in Nürnberg.

Blüthezeit der Gothik, dem 14. Jahrhundert herrührend, ist das am Sebalder Pfarrhofe (s. Abbildung S. 394). Die im Renaissance- und Roccocostyle gebauten Häuser treten zwar an Zahl ganz und gar hinter die gothischen Styls zurück, dagegen gehören ihnen gerade die glänzendsten Wohnhäuser an, die Nürnberg aufzuweisen hat: das Tucher'sche Haus (s. Abbild. S. 387), 1554 gebaut, und das Fuchs'sche Haus, 1605 im reichsten venetianischen Palaststyl aufgeführt, ausgezeichnet durch seinen Prachtsaal und die überaus zierliche Wendeltreppe im Innern (s. Abbildung S. 394). An manchen Häusern es allgemein Sitte, massiv aus Steinen zu bauen, vorher verwendete man diese höchstens zu öffentlichen Gebäuden; die Privatleute bauten sich Häuser aus Fachwerk, als deren Repräsentant in dem heutigen Nürnberg wir das Albrecht Dürer'sche Haus (s. Abbildung S. 387) ansehen können; selbst die im Jahre 1457 angelegte, jetzt Maxbrücke genannte Brücke (s. Abbildung S. 392), konnte noch „die steinerne Brücke" getauft werden, weil die übrigen aus Holz waren.

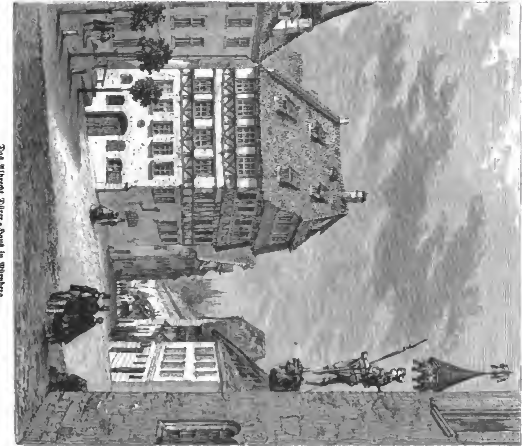
Unter den merkwürdigen Gebäuden nehmen die Kirchen die erste Stelle ein. Die St. Lorenzkirche,



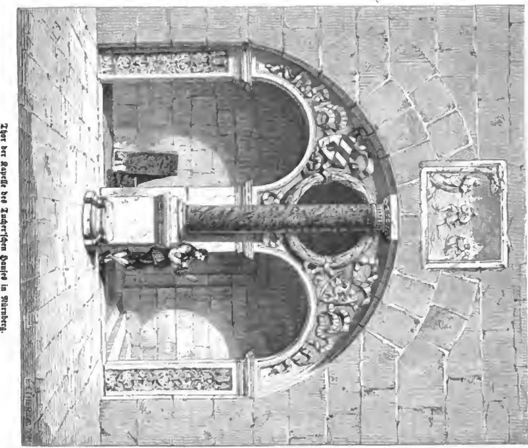
Das Gänsemännchen in Nürnberg.



Portal der Frauenkirche in Nürnberg.




Das Albrecht Dürer-Haus in Nürnberg.




Thor der Kapelle des Tucher'schen Hauses in Nürnberg.



Das Sebaldus-Grabmal von Peter Vischer in Nürnberg.



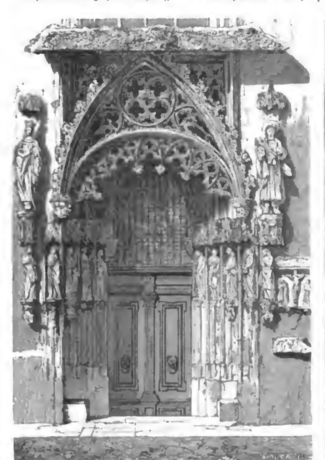
Die Frauenkirche und der schöne Brunnen am Marktplatz in Nürnberg.

im gothischen Styl um d. J. 1274—1322 erbaut, in neuerer Zeit gründlich renovirt, hat zwei glänzende



Die Pegnitz in Nürnberg.

Thürme mit figurenreichem Portal und prachtvoller Fensterrose von 26 Fuß Durchmesser. Sie enthält von Kunstwerken das berühmte Sakramentshäuschen von A. Krafft, eine zierliche, 64 Fuß hohe durchbrochene Pyramide mit der Darstellung der Leidensgeschichte Christi, den englischen Gruß von Veit Stoß, ein figurenreiches Holzschnitzwerk, an welche sich die schönen Altäre mit werthvollen Bildern, Betstühle, Glasmalereien rc. anschließen.



Die Brautthüre der Sebalduskirche in Nürnberg.



Alte Häuser an der Stadtmauer in Nürnberg.

Die St. Sebalduskirche ist einer der schönsten gothischen Dome in Deutschland, dessen ältere Theile

aus dem 10. Jahrhundert herrühren. Das Innere birgt werthvolle Kunstwerke, darunter das berühmte Grabmal des heiligen Sebaldus von Peter Vischer (1506 bis 1519 gefertigt), mit Statuetten der zwölf Apostel (s. Abbild. S. 388); die Brautthüre (s. Abbildung S. 390) ist eine sehr reiche und zierlich durchbrochene Arbeit mit den Steinbildern der klugen und thörichten Jungfrauen.

Die Marien- oder Frauenkirche, um die Mitte des 14. Jahrh. von den Brüdern Schonhofer ebenfalls im gothischen Styl errichtet, hat ein großes Portal mit reichen Skulpturen (s. Abbildung S. 389), treffliche Glasmalereien, Oelgemälde von A. Dürer &c. Gleichzeitig mit ihr und von denselben Baumeistern wurde der gegenüberliegende, vor allen Brunnen Deutschlands so genannte „Schöne Brunnen" errichtet, eine reich durchbrochene und mit Bildwerken gezierte Spitzsäule von 60 Fuß Höhe (s. Abbild. S. 389), welche zwar vielfach, namentlich in den Figuren, durch den Zahn der Zeit gelitten hat, aber in unserem Jahrhundert in möglichstem Anschluß an die alten Meister erneuert worden ist.

Der zierliche, eherne Brunnen, das „Gänsemännchen" (s. Abbild. S. 386) befindet sich hinter der Frauenkirche.

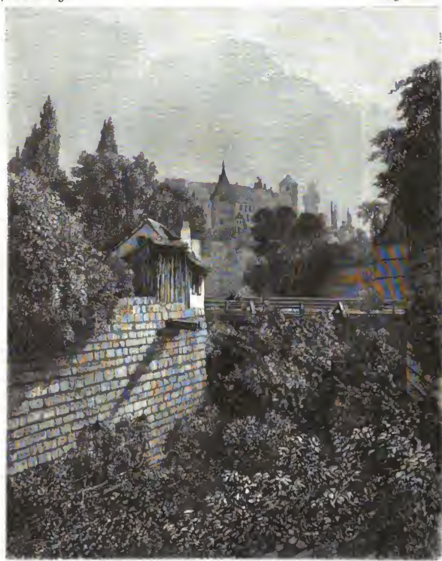


Die Königsbrücke in Nürnberg.

Die Burg oder Veste (s. die Abbildung) war der ehemalige Sitz der Burggrafen von Nürnberg, seit 1204 erbaut und 1520 bedeutend erweitert; als ein Denkmal der ältesten Zeit steht der fünfeckige Thurm der Burg da, dessen Erbauung höchstwahrscheinlich in jene Zeit fällt, wo die Altäre und geweihten Haine der deutschen Götter noch nicht den Streichen der römischen Mönche erlegen waren.

Der Heidenthurm (s. Abbildung S. 393), so genannt, weil man die alten verwitterten Steinfiguren an seiner Außenseite für heidnische Götzenbilder hielt, rührt von Kaiser Heinrich II. her (1002 bis 1024). Ein noch ehrwürdigeres Denkmal des sächsischen Kaiserhauses ist die alte, noch immer lebenskräftige Linde (s. Abb. S. 393) auf dem Burghofe.

Der die ganze Stadt in fast gerader Linie durchströmende Fluß, die Pegnitz (s. Abbild. S. 390), bildet von seinen Brücken, aus deren großer Zahl wir die Illustrationen der Marbrücke und die Königsbrücke (s. Abbildung S. 391 und 392) geben, diejenigen Standpunkte, welche die



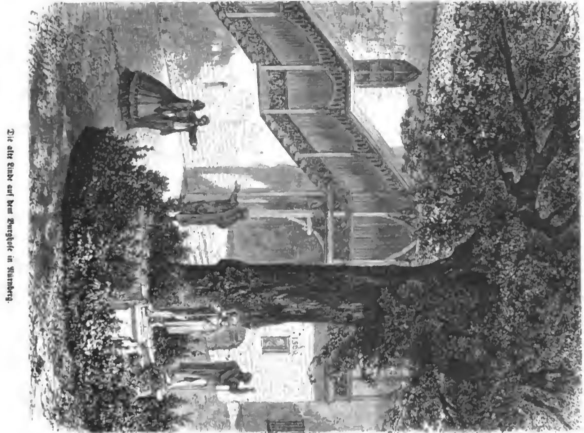
Ansicht der Burg in Nürnberg vom Stadtgraben aus.



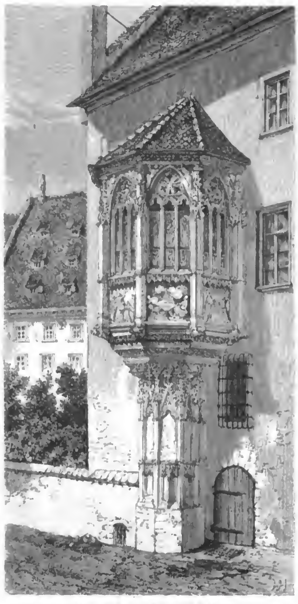
Die Maxbrücke in Nürnberg.




Der Heidenthurm auf der Burg in Nürnberg.



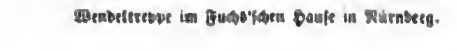

Die alte Linde auf dem Burghofe in Nürnberg.



Chörlein des Sebalder Pfarrhofes in Nürnberg.



Wenzel unter der Linde in Nürnberg.

Wendeltreppe im Fuchs'schen Hause in Nürnberg.

ausgesuchtesten von all den schönen Bildern gewähren, die uns in Nürnberg entzücken.

Werden die malerischen Reize der altehrwürdigen Bauten für den auf einer der Pegnitzbrücken stehenden Beobachter durch die größeren Zwischenräume und besonders aber durch den Gegensatz des Wassers hervorgehoben, so geschieht es bei den Spaziergängen um die Stadt fast noch mehr durch die frische Vegetation, welche rings um sie aufschießt, und durch die verschiedensten Standpunkte, die sich von den Stadtmauern, Thürmen, Bastionen und Wällen (s. Abbild. S. 391) darbieten. Auf dem grünen Rasen des trocken gelegten Stadtgrabens und auf den Wällen breiten sich zahlreiche Obstbäume aus, recken ihre blühenden Kronen zu den alten Mauern hinauf, nicht selten hoch darüber hinaus und erhöhen so wesentlich die Schönheit der Häusergruppen.



Hof eines Hauses in der Theresienstraße in Nürnberg.

Streifzüge in Valencia.

Nach Zeichnungen von G. Doré.

Wir folgen unserem Zeichner von Barcelona (s. S. 195) nach Valencia. Der Weg führt von der Hauptstadt Cataloniens aus durch eine fruchtbare Ebene, welche der Llobregat bewässert; vor den Postwagen spannt man eine Anzahl Maulthiere, welche der Delantero, der Postillone leitet. Die Gegend zwischen Barcelona und Valencia ist eine der am stärksten bevölkerten in Spanien; man kommt auf dieser Strecke durch die Städtchen Villafranca de Panades,



Ruinen eines alten Theaters zu Murviedro (Saguntum).

Torredembarra, welche jedoch keine Merkwürdigkeiten darbieten. In der Nähe der Stadt Réus befindet sich das Cisterzienserkloster Poblet, von welchem in der Geschichte der Könige von Arragonien oft die Rede ist. Tortosa liegt sehr malerisch am Ebro, die Domkirche steht auf den Grundmauern einer Moschee und man findet auch arabische Inschriften; über Amposta und Vinaroz gelangt man in die Provinz Valencia, in welcher sich zahlreiche Erinnerungen an die Zeiten der maurischen Herrschaft vorfinden. Auf Anhöhen, die einen weiten Anblick über das Meer gewähren, erheben sich Atalayas, viereckige Thürme, einst arabische Hochwarten. Gleich auf der valencianischen Grenze erreicht die Aloe eine kolossale Höhe und Palmen treten häufig auf, nicht minder die Algarroben. Dieser Johannisbrodbaum wird sehr kräftig, hat dunkles Laub und bedeckt die Berge; einzelne Bäume geben bis zu 2400 Pfund Frucht im Jahre.



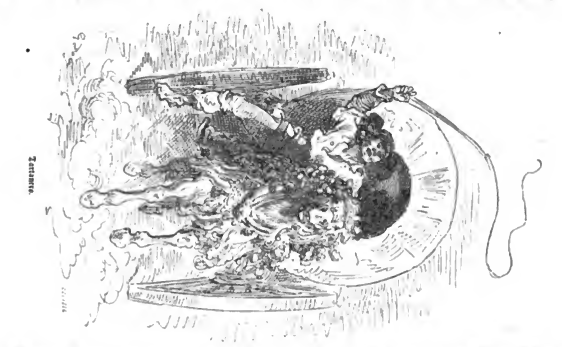
Ruderknecht bei Valencia.



Blinde Musikanten vor der Domkirche in Valencia.

Die Stadt Murviedro („die alten Mauern") liegt unweit der Mündung des Palancia in das Mittelländische Meer, sie erhebt sich auf der Stelle des alten

Saguntum, welches in den punischen Kriegen von Hannibal zerstört wurde. Es war eine alte griechische Kolonie, für deren Gründer Herkules galt. Zu den Ueberresten der alten Pracht gehören die Ruinen eines Theaters (s. Abbildung S. 395) am Abhange des von einem Castell überragten Berges. Jahrhunderte lang hat das alte Saguntum verödet gelegen, bis die Araber kamen und auf dem Gemäuer der alten Stadt eine neue bauten.



Tartanero.

schöne lange Steinbrücken in antiker Bauart führen. — Wer in Valencia einfährt, glaubt sich in eine maurische Stadt versetzt. Da stehen noch die Mauern und Thürme aus der arabischen Zeit, die Straßen sind eng und gewunden, die Häuser in morgenländischer Art mit Kalk geweißt und mit einem Söllerausbau versehen. Von einem Hause zum andern hat man Tendidos gespannt, große viereckige Stücke Leinwand.



Straßenmusikanten.

Die Hauptstadt Valencia liegt eine Stunde vom Mittelländischen Meere entfernt, in einer von einem malerischen Gebirgskreis umschlossenen, fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Guadalaviar, über welchen fünf

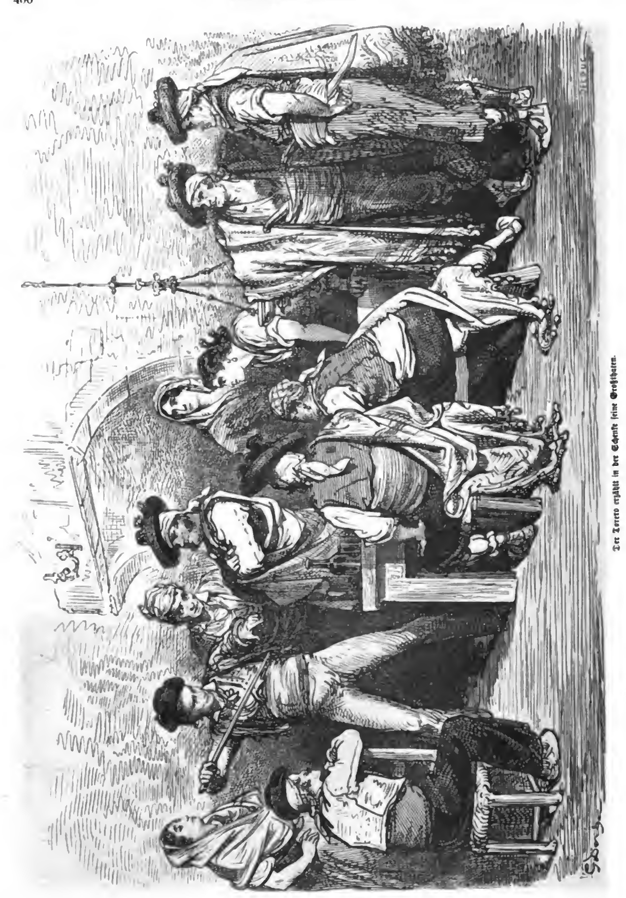
Auch die Volkstracht erinnert noch lebhaft an die Tage der Maurenherrschaft. Jene der Bauern (s. Abbildung S. 409) ist dem Klima durchaus angemessen und hebt in sehr vortheilhafter Weise die erzfarbene Haut; denn der



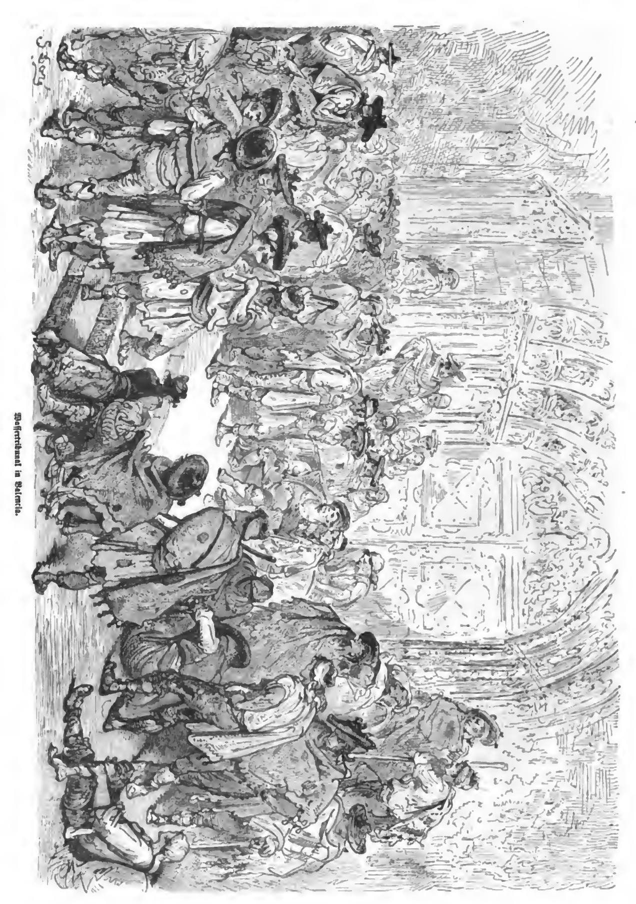
Melonenverkäufer in Valencia.



Mädchen in Valencia.



Der Torero erzählt in der Schenke seine Großthaten.



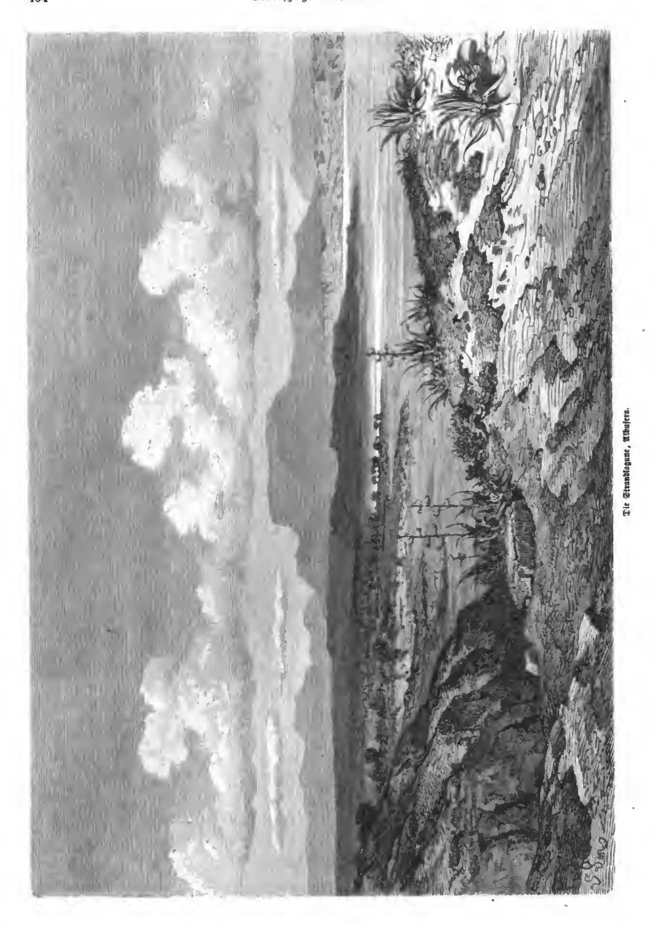
Wassertribunal in Valencia.



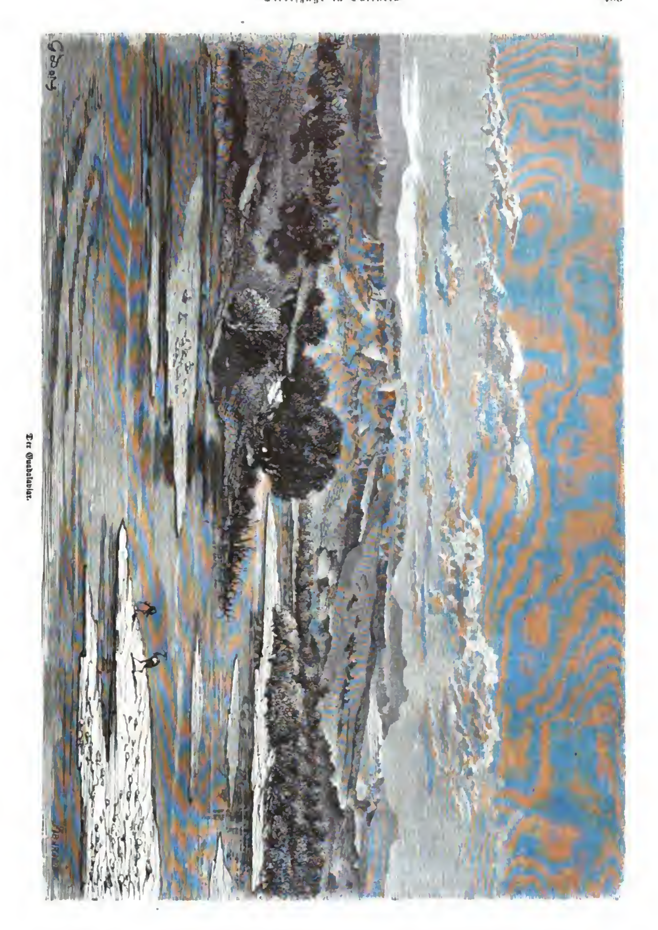
Valencianer aus dem Volk.



Verkäuferin auf dem Markte in Valencia.

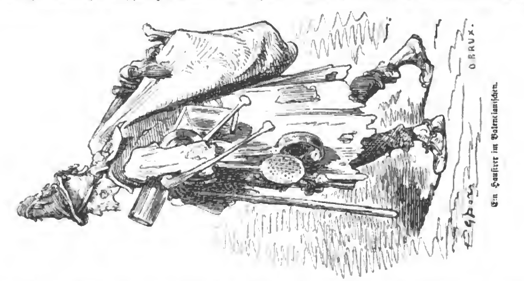


Die Strandlagune, Albufera.



Der Guadalaviar.

Landmann von Valencia erscheint nicht minder gebräunt wie der asiatische Beduine. Um den Kopf schlingt er ein buntfarbiges Tuch, das oben spitz zuläuft und gewissermaßen an den Turban erinnert; manchmal stülpt er darüber einen Hut von Filz oder schwarzem Sammet mit



Ein Hausirer im Valencianischen.

aufgeschlagener Krämpe, oft von unglaublichem Umfang. Das Hemd wird am Halse mit einem Doppelknopfe befestigt; eine Jacke trägt der Valencianer für gewöhnlich nicht, aber an Festtagen prunkt er in einer Jacke von blauem oder grünem Sammet; sie ist mit silbernen oder



Alte Frau in Valencia.

versilberten Knöpfen reichlich besetzt. Statt unserer Beinkleider hat er Zaraguelles de lienzo, sehr weite Hosen von weißer Leinwand; sie erinnern an die Fustanella der Albanesen und werden durch einen buntgestreiften Gürtel von Seide oder Wolle festgehalten. In den Strümpfen sind da, wo ein solcher Luxus überhaupt vorkommt, keine Fußtheile; sie werden gleichsam nur als Schienen betrachtet. Der Schuh besteht unabänderlich aus Alpargatas von geflochtenem und plattgeschlagenem Hanf. Die Espardines werden über dem Knöchel vermittelst eines blauen Bandes befestigt und erinnern an den Kothurn der alten Tragödie.

Aber am wichtigsten ist der Mantel, ein langes Stück gestreiften Zeuches, ohne welchen der Valencianer überhaupt nicht zu denken ist. Ohne ihn geht er keinen Schritt außer dem Hause, er trägt ihn nachlässig um den Arm gewunden oder über der Schulter oder um die Brust drapirt und hält ihn hinten auf einem Stocke; die Arme sind unbekleidet und die beiden Seiten des Mantels fallen in unzähligen Franzen herab. In Valencia werden



Orangegärten bei Valencia.



Torros in der Calle de Zaragoza zu Valencia.

Mäntel in großer Menge nach allen Theilen Spaniens versandt. Der Mantel ist nicht blos ein Kleidungsstück, sondern dient auch zum Tragen von allerlei Gegenständen; man schlägt die Ecken zusammen und bringt in diesem improvisirten Sacke allerlei Lebensmittel zu Markte. Wer zu Pferde steigt, klappt den Mantel vier- oder sechsmal zusammen und hat dann einen Sattel; wer bei Nacht unter freiem Himmel schläft, benutzt ihn als Decke oder Kopfkissen.

Auf dem Marktplatze kann man die valencianischen Labradores aus der Huerta, der üppigen Gartenebene, in



Streit beim Kugelspiel.



Bauern aus der Umgegend von Valencia.



Porträt einer jungen Frau in Valencia.



Jagd auf Flamingos.

allen ihren Eigenthümlichkeiten beobachten. Sie bringen Orangen, an denen sich noch Blätter befinden, Datteltrauben, die erst vor wenigen Stunden gepflückt wurden, und Wein. Den Verkauf dieser köstlichen Früchte besorgen Frauen und Mädchen.

An die Tage der Stiergefechte erinnern noch die in den Straßen umherschlendernden Toreros (s. Abbildung S. 408). Mit nicht geringem Selbstgefühl und von einem bewundernden Publikum geleitet, geben sie auch in den Schenken und Kaffeehäusern ihre Großthaten zum Besten (s. Abbild. S. 400).

Auf den Plätzen und Straßen herrscht ein reges Treiben, schon am frühen Morgen zeigen sich die buntesten Gruppen; hier suchen Leute ein wenig Schatten hinter ihrer Tartane (zweirädriger Karren, s. Abbildung S. 397), Andere lagern sich auf der platten Erde und lassen sich von der Sonne bescheinen, noch Andere frühstücken auf offener Straße und der schwarze Wein, welcher aus ledernen Schläuchen herausfließt, ist ihnen ein Labsal. Kleinkrämer bieten Allerlei feil, blinde Musikanten (s. Abbildungen S. 396 und 397) kratzen auf Zithern und Guitarren oder schlagen das Tambourin, theils um den Gesang irgend einer Romanze zu begleiten, theils um Gruppen von Tänzern aufzuspielen.

Von dem Glockenthurm der Domkirche, welcher den Namen Micalet führt, hat man einen wundervollen Rundblick in die Huerta de Valencia, in die Ebene, welche einem grünen Gartenfeld gleicht.



Gewinnung der Fasern aus der Aloe.

Man sieht den großen See Albufera, welcher vom Meer nur durch einen langen und schmalen Dünenstreifen geschieden ist; die Jagd auf die zahlreichen Wasservögel, unter andern auch Flamingos, welche den See bevölkern, wird jährlich zweimal den Valencianern freigegeben, dann ist ein wahres Volksfest und der Strandsee ist von mehreren hundert Fahrzeugen belebt (s. Abbild. S. 404 und 411).

Das Bett des Guadalaviar (s. Abbild. S. 405) liegt fast neun Monate im Jahre trocken. Der Fluß hat seine Quelle in den Gebirgen von Arragonien und führt Wasser genug, aber während seines Laufes wird ihm dasselbe von den Landleuten entzogen, weil sie ihre Felder bewässern müssen.

Die Bewässerungen (Noria, s. S. 203) spielen auch in Valencia eine Hauptrolle, sie sind die Hauptbedingungen für die Fruchtbarkeit der Felder. Sobald ein Bauer widerrechtlich Wasser auf seine Felder ableitet oder dasselbe länger als erlaubt ist auf denselben stehen läßt, dann gibt es einen Prozeß, welcher von einem sogenannten Wassertribunal entschieden wird. Diese Einrichtung besteht nun schon seit 8 Jahrhunderten; unsere Abbildung Seite 401 stellt ein solches Gericht dar.

Aus dem Volksleben in China.

Nach chinesischen Bildern und Zeichnungen von Bourboulon.

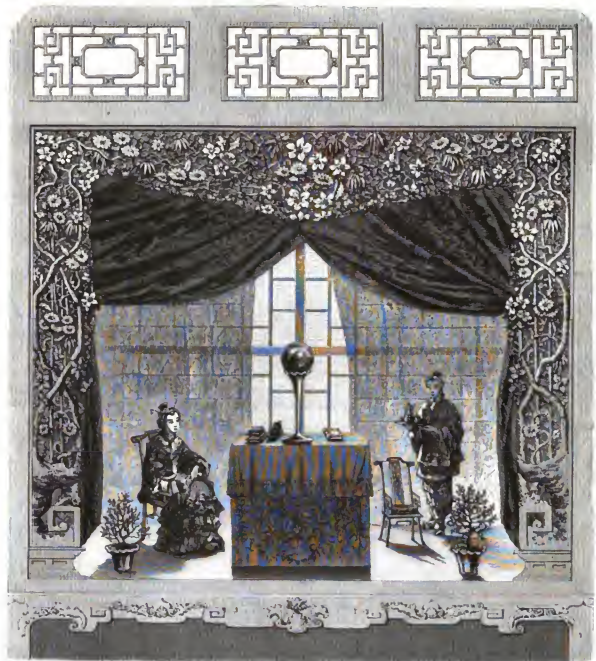
Für die Europäer bietet das ganze Leben und Treiben der Chinesen eine Menge auffallender Eigenthümlichkeiten dar, die oft sonderbar und abstoßend erscheinen. — Als Zeichen kindlicher Liebe und Anhänglichkeit schenkt z. B. der Sohn dem Vater zum Geburtstag einen Sarg. Er gilt für ein nothwendiges Stück Hausgeräth; für die Leiche ist er nothwendig, für den Lebenden ein Luxusartikel, ein Zierrath, eine Liebhaberei (s. Abbildung S. 419).

Die Mode der verkrüppelten Füße (s. Abbildung S. 417) bei den Frauen reicht schon ins hohe Alterthum hinauf; ein Mädchen mit vollkommenen Füßen findet nicht leicht einen Mann, ihr fehlt eine Hauptschönheit. Die Stellung der Frauen ist eine sehr niedrige, sie leben in der Knechtschaft der Männer, welche auch die Geburt eines Mädchens als eine Art Mißgeschick betrachten. Die Frau darf weder mit dem Manne, noch

mit den Söhnen an einem Tische essen, sie muß schweigend bedienen.

Die reichen Männer halten ihre Frauen im Hause, und wenn ihre Abschließung auch bei Weitem nicht so streng ist, wie bei den mohammedanischen Völkern, so erlaubt doch der Gemahl nur selten, daß die Frau andere Häuser oder ihre Verwandten besuche, und das geschieht dann allemal im Tragsessel, damit Niemand auf der Straße sie sehen könne. — Die Frauen der ärmeren Klasse sind einem solchen Zwange schon deshalb nicht unterworfen, weil sie so viele Arbeiten auch im Freien zu verrichten haben. Jene der reichen Männer sind dagegen mit Luxus umgeben und erfreuen sich an allerlei Putz (s. Abb. S. 413).

Die Chinesen lieben das Schauspiel ganz außerordentlich und können sich an theatralischen Vorstellungen gar nicht satt sehen, so daß selbst auf den Schiffen, welche den blauen Strom befahren, Komödie gespielt wird. Theater sind überall, und in den großen Städten spielen die Komödianten Tag und Nacht, jedes Dorf hat seine Bühne. Alle diese Theater sind einfach, und man würde nicht wissen, wann und wo das Stück spielt, wenn nicht der Unternehmer das Nöthige zur Erklärung mittheilte.



Gesellschaftszimmer einer chinesischen Dame.

Schwerlich gibt es ein höflicheres oder ceremoniöseres Volk, als die Chinesen. Wer einen Besuch abstatten will, sendet wenige Stunden vorher durch einen Diener seine Karte, welche in einem Bogen rothen Papiers besteht und je nach Rang und Würde und dem Respekte, welchen man bezeigen will, mehr oder weniger groß ist. Auf die zweite Seite schreibt man wenige Zeilen, z. B. „Dein Schüler (oder: Dein jüngerer Bruder) N. N. ist gekommen, um sein Haupt vor Dir bis auf die Erde zu neigen und Dir seine Achtung zu beweisen“ (s. Abbild. S. 417).



Eine chinesische Dame in Peking.



Eine chinesische Magd schlägt auf den Gong und gibt damit das Zeichen zum Mittagsessen.



Eine chinesische Dame spielt auf einer Theorbe.

Verkrüppelte Frauenfüße.

Meng-tsëu ist ein erhabener Weiser der Chinesen und nimmt nach dem heiligen Confucius den ersten Rang ein, sein Bild steht auf dem Titelblatt der pekinger amtlichen Zeitung (s. Abbild. S. 415), zum Beweis, wie hoch seine Lehren von der Regierung geschätzt werden.

Geben die bisher erläuterten Bilder mehr einen Begriff von dem Leben der Reichen und Angesehenen, so führt uns die „Herberge zu den Hühnerfedern“ mitten in die niedrigste Klasse der Bevölkerung (s. Abbildung S. 416). Dieselbe dient den Bettlern und Schaaren von Gesindel zur Unterkunft; der Fußboden ist hart geschlagen wie eine Tenne und mit einer hohen Lage Hühnerfedern bedeckt. Sobald der Saal gefüllt ist, lassen die Wärter mittelst einer mechanischen Vorrichtung eine, das ganze Gemach überspannende Filzdecke so weit



Meng-tsëu (auf dem Titelblatte der pekinger amtlichen Zeitung).



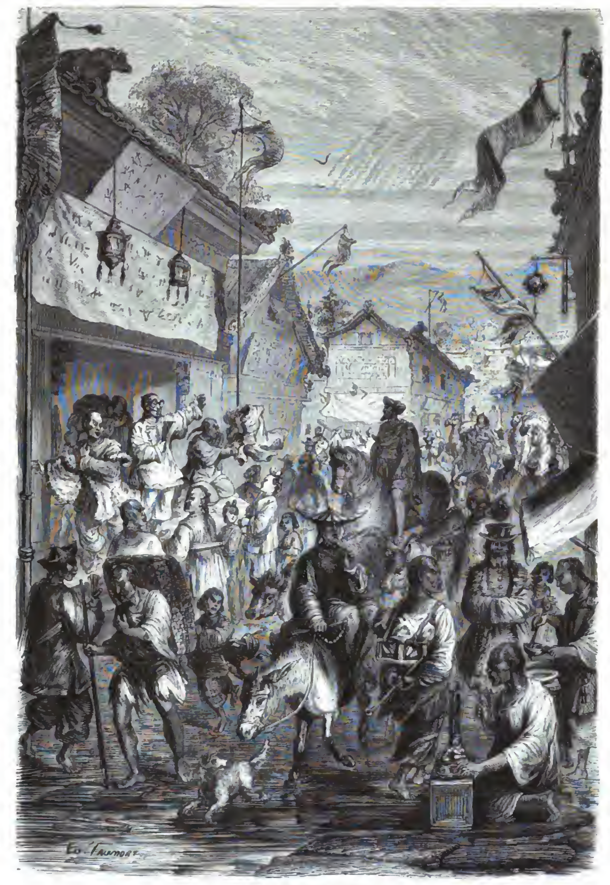
Chinesische Visitenkarte.



Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.



Eine Theatervorstellung in Peking.



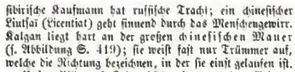
Auf dem Kleidermarkt in Kalgan.

herunter, daß sie einige Hand hoch über den Schlafgästen hängt und diesen Schutz gegen Wind und Kälte gewährt.

Einen interessanteren Einblick gewährt uns das Bild (S. 418) des **Kleidermarkts zu Kalgan**, der chinesischen Grenzstadt, welche in ihren engen, schmutzigen und übelriechenden Straßen ungefähr eine Viertel Million Einwohner zählt. In dem Menschengewühl unterscheidet man leicht die Mongolen, welche barfuß und zum Theil in zerlumpter Kleidung Ochsen, Schafe oder Pferde vor sich hertreiben, tibetanische Kaufleute, mohammedanische Kameeltreiber aus Türkistan, welche Salz hergebracht haben. Der



Chinesischer Sarg.

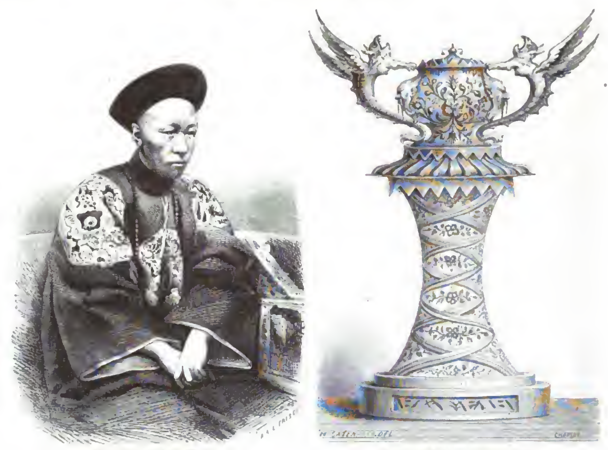


sibirische Kaufmann hat russische Tracht; ein chinesischer Liutsai (Licentiat) geht sinnend durch das Menschengewirr. Kalgan liegt hart an der **großen chinesischen Mauer** (s. Abbildung S. 419); sie weist fast nur Trümmer auf, welche die Richtung bezeichnen, in der sie einst gelaufen ist.

Unser Bild auf Seite 420 zeigt uns den Prinzen **Kong**, einen Verwandten des Kaisers, welcher an der Spitze der Staatsgeschäfte steht, er zeichnete sich namentlich durch kluges Verfahren bei dem Aufstand der Taiping-Rebellen aus, ebenso die beiden **Mandschu-Offiziere**, welche auch auf Seite 420 abgebildet sind.



Die große chinesische Mauer bei Kalgan.



Prinz Kong, chinesischer Minister.

Weihrauchgefäß von vergoldeter Bronce.



Chinesische Kriegsmandarine (Mandschu).

Bilder aus Ostafrika.

Nach Zeichnungen des Kapitäns Burton.

Die Reise des englischen Kapitäns **Burton**, in Begleitung **Speke's**, nach der Seeregion des innern äquatorialen Afrika's ist eine der interessantesten, welche je gemacht worden sind; ihrem Reisebericht sind unsere Bilder und die Karte entnommen. Den Ausgangspunkt für die Reisenden bildete **Sansibar** (s. Abbildung S. 421). Diese Stadt hat sich in neuerer Zeit zum großen Stapelplatz und Hauptwaarenlager, überhaupt zur wichtigsten



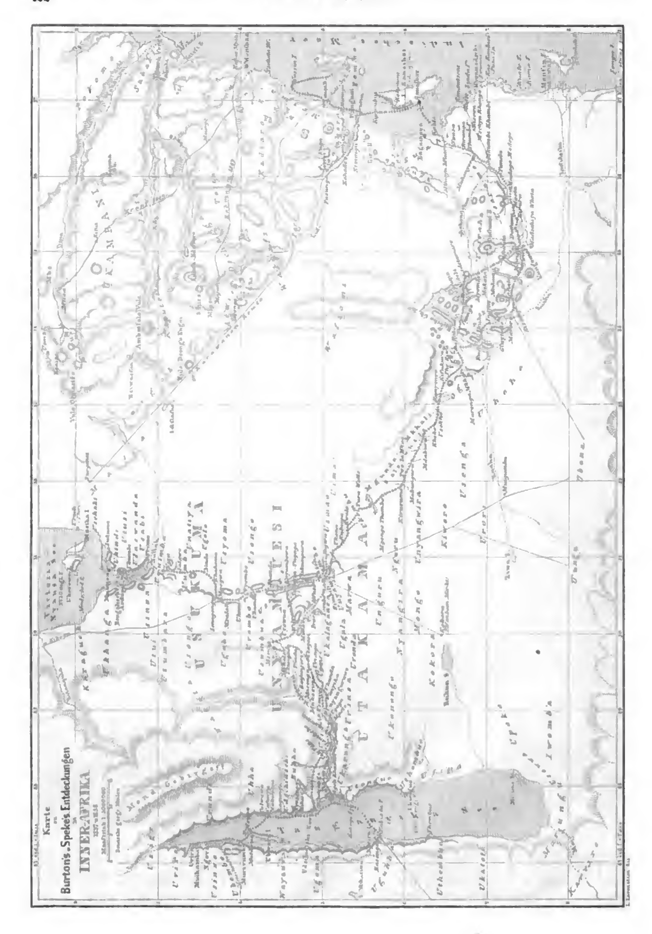
Ansicht von Sansibar.

Stadt an der ganzen ostafrikanischen Küste emporgeschwungen. Sie zählt jetzt mehr als 70,000 Einwohner und das Handelsleben ist ungemein lebhaft; man sieht dort eine wandelnde Musterkarte von Menschen aus allen Küstengegenden und vielen Ländern des innern Ostafrika's, nicht minder Perser, Araber und Männer aus Indien. Im Hafen liegen neben den Einbäumen und kleinen Nachen der Küstenstämme größere Schiffe mit Segeln aus Palmblättern oder mit Mattensegeln, neben großen, bankartig aufgetakelten Dau's aus Arabien, neben Schiffen aus Indien mit weitvorstehendem Bug und neben europäischen Dreimastern. Für Elfenbein, Kopal, Häute und Kaurimuscheln, welche von den Handelshäusern gegen europäische Gewerbserzeugnisse eingetauscht werden, ist Sansibar ein Hauptmarkt. Die Karawanenstraßen aus dem Innern haben dort ihren Endpunkt.



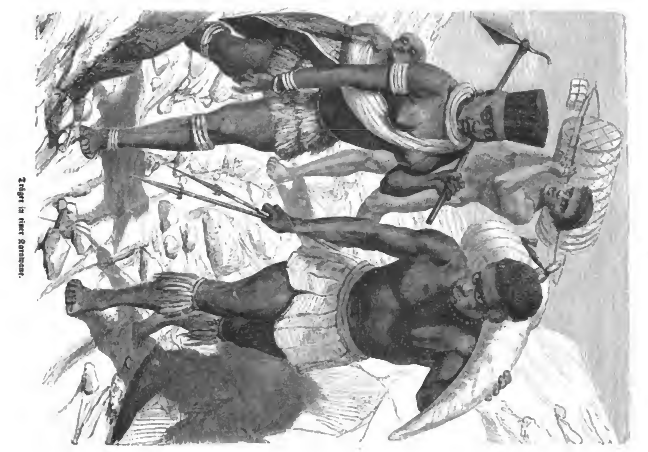
Ein Dorf in der Mrima.

Besonderes Verdienst an dem Aufblühen der Stadt hat **Said Said**, Imam (Sultan, s. Abbild. S. 426),


Karte
Burton's u. Speke's Entdeckungen
INNER-AFRIKA

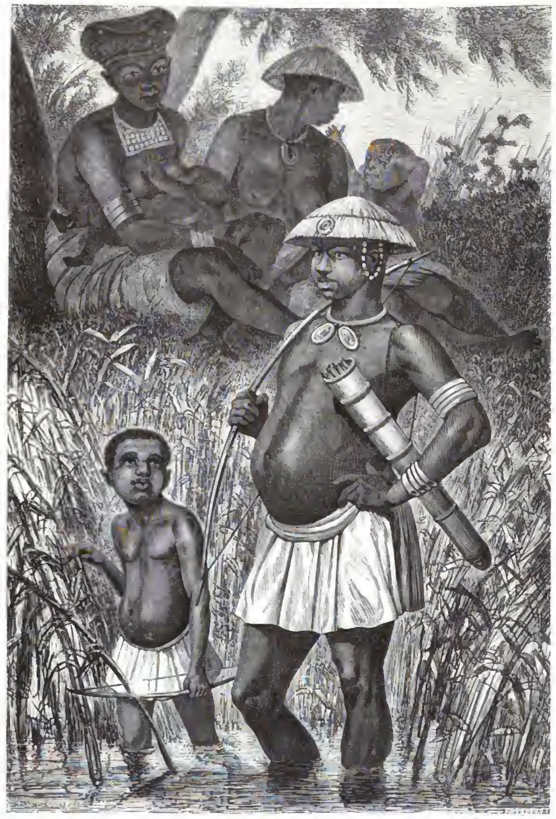


Ein Schwarzer aus Uganda.



Träger in einer Karawane.

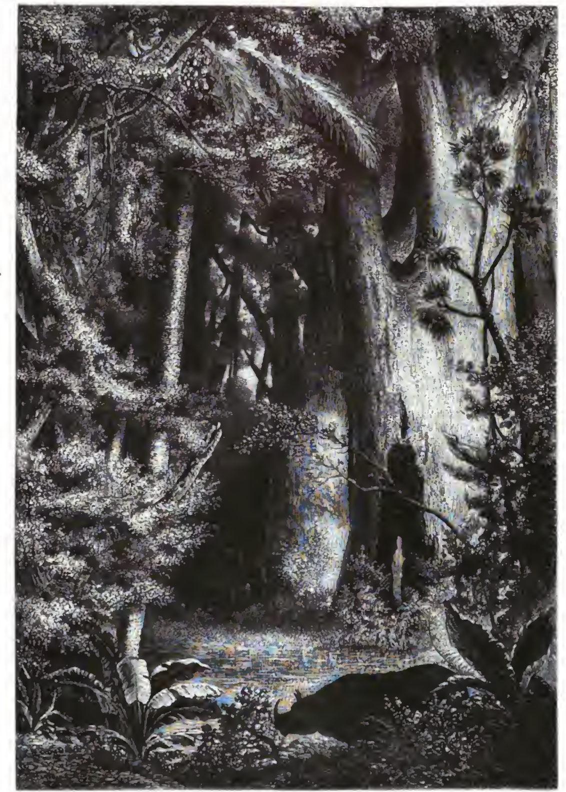
welcher 1856 starb; er unterwarf alle Küstenstädte und seit 1840 war Sansibar seine Hauptresidenz.



Ostafrikanische Negroiden.

Der Gestadesaum, welchen mohammedanische Schwarze, Negroiden, inne haben, heißt bei den Arabern Ahl Maraim, die Landeseinwohner selbst bezeichnen sich als Wamrima, d. h. Hügelbewohner, im Gegensatz zu den heidnischen Leuten im Innern, die man Waschensi nennt, d. h. Eroberte oder Sklaven.

Die Bewohner des Hügellandes — Mrima — sind zumeist arabisch-afrikanische Mischlinge und schwarze



Pflanzenwuchs in Ugogi.

Küstenstämme, beide fanatische Mohammedaner, welche dem Namen nach den Sultan von Sansibar als Oberherrn anerkennen, aber da, wo sie nicht unmittelbar am Meere wohnen, thatsächlich unabhängig sind. Den Europäern sind sie in hohem Grade abhold. Sie sind im Allgemeinen leiblich und geistig verkommen, träg und ausschweifend, dabei verschlagen und betrügerisch; ihre Erziehung ist höchst dürftig.

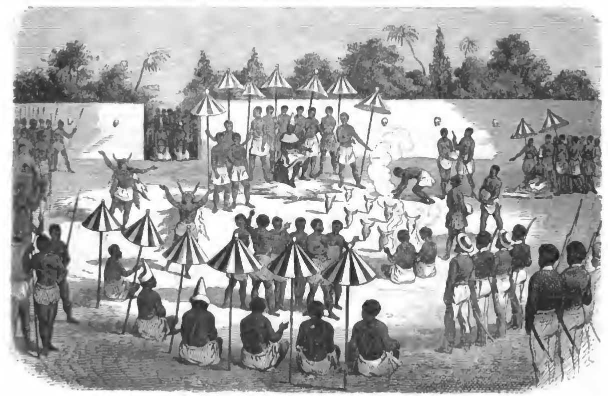
Nach dem Aufenthalt in der Mrima durchzogen die Reisenden das Land Usaramo, im Thale des Flusses



Der Sultan Said Said.

Neger von der ostafrikanischen Küste.

Kingani, in der auf unserer Karte angegebenen Richtung. Die Schwarzen bauen dort Reis, Durra, Bataten und Tabak. Die ganze Gegend ist ungesund und ein Lieblingsaufenthalt wilder Thiere. Ihr Weg führte sie über das entsetzlich ungesunde Tunda, nach Madege Madogo, wo der Kingani zwischen hohen Ufern fließt, und bald befanden sie sich im Lande Khutu, wo die fremden Kaufleute sicher sind.



Audienz bei Muata Cazembe.

Da, wo die bebauten Felder aufhören, beginnt ein ächt afrikanisches Waldgestrüpp; Buschwerk und hohe Bäume stehen immer durcheinander gemischt; der schwarze fette Boden ist von dichtem Gestrüpp überwuchert; an offenen Stellen wächst Tiger- und Rispengras bis zu 13 Fuß Höhe mit fingerbreiten Blättern. Viele Bäume sind von der Wurzel bis zu den Aesten hinan mit großen Schmarotzerpflanzen bedeckt, welche mächtige Säulen dichten Grüns bilden, in den Zweigen sich zusammenballen und den Nestern von Riesenvögeln gleichen. Aus der ewig feuchten Erde dringt ein schwefeliger Brodem hervor und über dem pestqualmenden Walde lag ein grauer Himmel und Windstöße jagten kalte Regenschauer herab.



Negerhütten.



Burton auf der Reise.

Nach einer Wanderung von vier Wochen erreichte Burton Zeugomero, ein wichtiges Bandari, d. i. Mittelpunkt für den Handelsverkehr.

Der mächtigste Stamm in der innern Küstenregion sind die Wasaramo, welche in eine Menge von Stämmen zerfallen. Alle diese Negroiden sind, in Vergleich zu den Küstenbewohnern, kräftige Leute und schlank gewachsen. Ihre Hautfarbe ist sehr verschieden, eigenthümlich ihr Haarputz. Sie bereiten mit Sesam oder Ricinusöl aus okerfarbigem Thon einen Brei; mit dieser Salbe drehen sie das Haar in eine sehr große Menge kleiner Zöpfe, welche dann rund um den Kopf hängen. Sobald diese Thonpomade trocken geworden ist, wird sie mit warmem Wasser gewaschen. Ihre Augen stehen etwas schräg, die Nase ist platt und breit; die Lippen sind dick und aufgeworfen, der Unterkiefer steht vor und der Bart ist spärlich (s. Abbildung S. 424).

In der Nähe leben die Wakhutu, deren Gebiet vom Mgeta bis zum Gebirge von Usagara reicht; doch steht dieses Volk leiblich wie geistig unter den Wasaramo und lebt sehr armselig. Die Wadu sehen wild aus und tragen gegerbte Häute, welche sie mit Mimosenrinde gelb färben; man sagt ihnen nach, daß sie aus Schädeln trinken. Mit jedem Manne begräbt man einen Sklaven und eine Sklavin lebendig.



Der Muata Cazembe in Lunda.

Nordwestlich vom Nyassa-See und südwestlich vom Tanganyika liegt u. A. das ausgedehnte Reich des Muata Cazembe, dessen Bewohner Balunda heißen.

Die staatlichen Einrichtungen sind barbarisch und stehen auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung. Der erste Europäer, welcher die Balunda besuchte, war der portugiesische Doktor Lacerda, der 1798 von Mosambik aus dorthin gelangte, aber in Cazembe starb; der letzte Reisende, welcher die Residenz des Muata gesehen, war ein Portugiese, Namens Freitas.

Die Eigenthümlichkeiten des Herrschers gehen aus unsern Bildern (S. 426 und oben) hervor.

Die Stadt Sennar am oberen Nil.

Originalzeichnungen von Dr. R. Hartmann.

Am linken Ufer des Flusses Bahr-el-Azras liegt Sennar, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs der Fundj, in früheren Jahrhunderten ein mächtiges Reich, bis es 1822 der ägyptischen Provinz Khartum einverleibt wurde. Sennar bewahrt ganz den eigenthümlichen Charakter, welcher die Städte am oberen Nil auszeichnet, es ist dicht am Ufer hingebaut, ziemlich weitläufig und sehr uneben. In der Regenzeit, zwischen Mai und Oktober, füllen sich die Vertiefungen des Bodens mit stehenden Lachen, deren Verdünstung in großer Sonnengluth den Ausbruch todbringender Fieber begünstigt.

Die Straßen Sennars sind krummwinkelig und sowohl mit viereckigen Lehmhäusern, wie auch mit einigen rundlichen Strohhütten besetzt. Die niedrigen Fenster haben nirgends Glasscheiben, sondern werden meist nur mit rohgeschnitzten Holzläden verschlossen. Jedes größere Haus hat nach mohammedanischem Brauche einen Diwan d. h. Geschäfts- und Besuchsraum für den Herrn, und den Harim oder die Abtheilung für die Frauen. Zu den stattlichsten Häusern Sennars gehören der Diwan des Gouverneurs, die Moschee und einige Privatgebäude (s. die Abbildungen). Mitten durch die Stadt läuft eine Straße, an welcher zu beiden Seiten einige niedrige Verkaufslokale, Kaffee- und Bierschenken sich befinden; das ist der Bazar, man bemerkt dort auch viele europäische Manufacturwaaren. — Die Einwohnerzahl mag etwa 12,000 Menschen betragen — Fundj, Nubier, Beduinen, Abyssinier, Kopten, Armenier.



Platz in Sennar.



Moschee in Sennar.



Gerichtsverhandlung im Diwan des Kommandanten in Sennar.

Die Araukaner-Indianer in Chile.

Originalzeichnungen von O. E. F. Grashof.

Die Eingebornen Chiles und eines Theiles der argentinischen Republik gehören einer Rasse an, sprechen ein und dieselbe Sprache und sind durch dieselben Sitten und Gebräuche charakterisirt. Die größeren Stämme zerfallen wieder in Unterabtheilungen, unter denen die Araukaner den ersten Platz einnehmen.

Araukania ist in vier zwischen den Anden und der Küste des Großen Oceans sich parallel hinziehende Provinzen eingetheilt, welche durch kleine Ströme in verschiedene Distrikte zerfallen, deren jeder von einem Stamm mit erblichem Häuptling und patriarchalischer Macht bewohnt wird. Der Häuptling (Kazike) schlichtet die Streitigkeiten und übt Justiz; aber Tribut empfängt er nicht. Obgleich das Land eines Stammes allen Mitgliedern desselben gemeinsam zugehört, so darf doch nur der Häuptling von demselben verkaufen und zwar nur an Indianer; bis vor nicht langer Zeit stand Todesstrafe auf dem Verkauf von Land an Weiße.



Ein Araukaner.

Die Häuptlinge, Kaziken, sind von einander unabhängig und stehen in politischer Beziehung gleich; doch ist in jedem Distrikt immer einer, der durch persönliche Vorzüge oder dadurch, daß er einer mächtigen Familie angehört, die Oberhoheit über die anderen übt.

Eigentliche Gesetze haben die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden bei ihnen heilig und streng gehalten. Blut wird mit Blut vergolten und Diebe müssen das Gestohlene ersetzen oder noch Strafe dazu zahlen, worüber der Kazike entscheidet.

Zur Kriegszeit tritt an die Stelle des Friedensrathes ein Kriegsrath, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt und über Alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Er ernennt die Führer, bestimmt die Zahl der nothwendigen Krieger und wacht über die Truppen, Waffen und Lebensmittel. Nach Beendigung des Krieges tritt der Friedensrath wieder in seine Rechte.

Als Lieblingsinstrument der Araukaner gilt die Maultrommel, die aus Deutschland eingeführt wird und fortwährend den jungen Araukaner begleitet.

Die Araukaner haben weder Priester, welche Religion lehren oder religiöse Ceremonien vollbringen, noch Tempel und Götzenbilder; nur im Allgemeinen haben sie die Vorstellung von einem guten und einem bösen Wesen.

Auch Menschenopfer kommen bei den Araukanern vor, doch benutzt man als solche nur Kriegsgefangene.



Araukaner-Indianer.

Die Jesuiten hatten zahlreiche Missionen im Lande der Araukaner angelegt, deren Ruinen noch zu sehen sind, aber vom Christenthum ist auch nicht einmal eine Spur übrig geblieben.



